Illustrirte Geschichte der Neuzeit von der französischen ...

Carl Theodor Griesinger

Digitized by Google

Eur. 335 r - 2 Griesinger

Digitized by Google

Digitized by Google

Eur. 335.r - 2 Griesinger

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ave. 335

Erste Lieferung.

Von 1866 bis 1869

Illustrirte

Geschichte der Neuzeit

von den Ereignissen des Jahres 1866
bis auf unsere Tage

von

Theodor Griesinger.

Mit vielen Holzschnitten nach Zeichnungen
von
E. Sues.

Stuttgart 1869 Leipzig

Marengo
Leipzig
Waterloo

Sebastopol
Bull Run
Königsgrätz

Vogler & Reinhauer

Preis 5 Sgr. — 18 kr. rhein.

Prospectus stets umstehend.

Digitized by Google

Prospekt.

Wenn irgend etwas das Verständniß der Gegenwart und eine Wahrscheinlichkeitsberechnung der Zukunft erleichtert, so ist es die Kenntniß der Geschichte, welche uns die Bewegungen der Völker in ihren Ursachen und Endzielen zeigt. Die gewaltige Erschütterung des Jahres 1866 legt es besonders dem deutschen Volke nahe, sich klar zu werden über die Entwicklung, welche die nationalen Angelegenheiten genommen, über die Ziele, welche zu verfolgen, und die Abwege, welche zu vermeiden sind! Wenn nun auch seit den Ereignissen des Jahres 1866 in politischen Kreisen eine gewisse Stagnation eingetreten, so sind die vergangenen Jahre für uns Deutsche wichtig genug. Noch ist der politische Horizont so bewölkt wie je, und trotz der Friedensversicherungen von allen Seiten fühlen wir instinktiv, daß wir einer Katastrophe von ungeahnten Dimensionen zutreiben. Diese zu ergründen ist die Hauptaufgabe des Verfassers gewesen. Wir machen einen politischen Rundgang durch die gesammten civilisirten Staaten und kommen zu der für jetzt noch **in ihren Folgen unberechenbaren Revolution in Spanien.**

Die mit der päbstlichen Tugendrose geschmückte Ex-Königin Isabella und ihr Marfori werden in dem Werke mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt werden.

Das Werk, elegant ausgestattet und mit vielen Illustrationen (den Porträts historisch berühmter Persönlichkeiten und Ereignisse) versehen, wird gerade im jetzigen Augenblick Vielen, namentlich aber den Besitzern von Griesinger's „Von 1789—1866" willkommen sein.

Es erscheint in 6—7 Lieferungen zum Preise von 18 kr. rhein. — 5 Sgr.

☞ **Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen auf das Werk an.**

Die Verlagshandlung.

(Siehe auch die Rückseite des Umschlags.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Illustrirte
Geschichte der Neuzeit

von der

französischen Revolution bis auf unsere Tage.

Von

Theodor Griesinger.

I. Abtheilung.
Von 1789 bis 1866.

II. Abtheilung.
Von 1866 bis 1869.

Stuttgart.
Verlag von Vogler & Beinhauer.
1870.

Digitized by Google

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm von Heſſen. Georg von Hannover. Adolf von Naſſau.

Digitized by Google

Illustrirte

Geschichte der Neuzeit

von

1866 bis 1869.

Von

Theodor Griesinger.

Mit zahlreichen Illustrationen.

Stuttgart.
Verlag von Vogler & Beinhauer.
1870.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniss

zur

2. Abtheilung der Illustr. Geschichte der Neuzeit.

Seite

VIII. Buch. **Die Jahre 1866, 1867 und 1868.**

1. Kapitel. Die Neugestaltung des Kaiserstaats Oesterreich 3
2. „ Der norddeutsche Bund in seinen innern und äußern Verhältnissen 54
3. „ Napoleon III. und sein sinkender Stern 103
4. „ Rußland, England und Italien 144
5. „ Die Revolution in Spanien 194

Digitized by Google

Digitized by Google

Achtes Buch.

Die Jahre 1866, 1867 und 1868.

Digitized by Google

Digitized by Google

Erstes Kapitel.

Die Neugestaltung des Kaiserstaats Oesterreich.

Das siebente Buch der „Geschichte der Neuzeit“ schloß mit dem Frieden von Prag oder Nikolsburg und dessen letztes (viertes) Kapitel schilderte die großen Kriegsereignisse des Jahres 1866. Hätte Oesterreich gesiegt, so wäre Preußen zerrissen und zu einem Kleinstaat heruntergedrängt worden; weil Preußen siegte, war die Folge: Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland.

Er war schmerzhaft und tiefeinschneidend, dieser „deutsche Krieg,“ wie man ihn gewöhnlich nennt, aber er war nothwendig, damit die deutsche Nation endlich einmal als solche zur Geltung zu gelangen und sich zu einem mächtigen Staate auszubilden im Stande sei. Die bisherigen Zustände hatten sich bis ins Unleidliche gesteigert, denn der Dualismus, der in Deutschland herrschte, die Zweitheilung zwischen Preußen und Oesterreich, brachte es mit sich, daß nicht blos Deutschlands politische Bedeutung sich ganz naturgemäß auf Null reducirte, sondern daß auch im Innern unseres Vaterlands eine ewige Reibung zwischen den beiden rivalisirenden Großstaaten stattfand, eine Reibung, von der auch die kleineren deutschen Staaten, weil sie sich entweder auf die eine oder auf die andere Seite stellen mußten, mehr oder minder afficirt wurden. Wohl riefen die Patrioten dem Hause Habsburg wie dem Hause Hohenzollern zu: „Vertragt euch gegenseitig, einigt euch, liebet euch!“ und diese Einigung trat auch richtig immer da ein, wo Preußens und Oesterreichs Interessen — wie z. B. in der Reactionszeit zur Unterdrückung alles freiheitlichen Aufschwungs — Hand in Hand gingen. Sie gingen aber nicht immer Hand in Hand, diese Interessen; nein im Gegentheil, sie standen sich in allen Machtfragen schroff gegenüber, weil beide Staaten die Suprematie in Deutschland erringen wollten, und mehr als einmal, z. B. bei Broncell, wäre es daher beinahe zum Messen der beiderseitigen Kräfte gekommen. Endlich wie die Reibung den höchsten Grad erreicht hatte, stießen die feindlichen Elemente auf einander und nun ist Oesterreich „Ausland“ geworden. Es wurde „Ausland“, oder besser gesagt, es trat aus jedem formellen politischen Zusammenhang mit Deutsch-

Digitized by Google

land aus, und für seine Völker — obwohl allerdings für das Haus Habsburg — war dieß nicht einmal ein allzu großes Opfer, denn diese Völker bestehen zum bei weitem größten Theil aus Nicht-Deutschen, nämlich aus 25 Millionen Magyaren, Czechen, Polen, Ruthenen, Slovaken, Mähren, Ladinern, Juden und Zigeunern, während es der wirklichen Deutschen kaum etwas über 7 Millionen sind. Was bekümmerten sich aber die Slaven, Romanen und Magyaren von jeher um den Verband mit Deutschland? Abgegränzt sind also jetzt durch den Prager Frieden die Herrschaftssphären der beiden früheren Rivalen und dem Staate Oesterreich wie dem Staate Preußen ist vom 23. August 1866 an volle Freiheit gegeben, seine große staatliche wie politische Aufgabe zu lösen.

Sehen wir vorerst, wie der Kaiserstaat Oesterreich seine neue Stellung auffaßte, um im zweiten Kapitel zu Preußen überzugehen, welchem es durch die Entscheidung des Schwertes gelang, von nun an der einzige Mittelpunkt der deutschen Neugestaltung zu werden.

Ein Krieg bringt über das Land, in dem er geführt wird, immer großes Elend; für Oesterreich war der von 1866 ein nationales Unglück, denn er erstreckte sich über dessen fruchtbarste Länderstrecken, über Böhmen, Mähren und Niederösterreich bis an die Gränzmarken Ungarns und selbst die schönen an Italien sich anlehnenden Provinzen wurden von demselben nicht verschont. Allerdings hatte er einen ganz ungewöhnlich kurzen Verlauf und der Feind enthielt sich aller Barbarei; aber Verheerung, Mord und Brand bildeten deßwegen doch sein Gefolge und da die Occupation der Länder, in denen sich die Preußen festgesetzt hatten, viel länger dauerte, als der Krieg selbst, so kamen zu Verheerungen, Mord und Brand noch Requisitionen, welche fast gar nicht mehr erschwungen werden konnten. Beispielsweise führe ich nur das an, was ein glaubwürdiger Zeuge unter dem 17. Juli aus Prag schreibt: „Die Verpflegung der Besatzung, die Requisitionen für sie und die umliegenden Truppen erforderten einen täglichen Aufwand von mehr als 50,000 fl.; überdem waren in den letzten Tagen 120,000 Brodlaibe regelmäßig zu liefern; dazu Pferde, Hafer, Heu, Wein, Cigarren, Decken, Leinwand, Hemden, Uniformtuch in ungeheuren Quantitäten. Noch schlimmer sind, wie constatirt ist, die nahen Dorfschaften daran, wo Raub und Plünderung mit den Requisitionen Hand in Hand gehen. Ich will mich nicht in Einzelnheiten einlassen; aber Nord- und Ostböhmen sind vollständig ausgesogen und die Bauern haben weder Brod, noch Geld, noch Zugvieh. Auch kann die Zukunft nichts Besseres bringen, denn die Ernten wurden größtentheils zerstört und viele Dörfer und Gehöfte liegen in Asche." Fast noch ärger als Prag selbst litt das reiche, fleißige Reichenberg, das „Manchester" des Kaiserstaats Oesterreich, und es hätte gewiß ein besseres Loos verdient, als durch die Kriegsfurie gebrandschatzt und größtentheils zerstört zu werden. Die kleineren Städte rechts und links aber, die vor dem Krieg, was den Gewerbfleiß anbelangt, wahren Bienenkörben und Ameisenhaufen glichen, waren noch viel schlimmer daran, da ihren Bewohnern auf lange Zeit die Arbeit und mit derselben der Erwerb genommen wurde. So ging es weiter und weiter und überall, wo der eherne Huf des Kriegsgottes auftrat, lagen die Häuser zerstört, die Saaten zerstampft, die Wälder erfüllt von Flüchtigen und Obdachlosen.

Digitized by Google

Groß war alſo das Elend und die Noth, welche der unſelige Krieg über die geſegneten Länder Oeſterreichs brachte; dieſe Noth und dieſes Elend aber ſteigerten ſich noch, als jetzt auch anſteckende Krankheiten aller Art, insbeſondere Typhus und Cholera, ausbrachen. Die Tauſende von verweſenden Leichnamen, die oft gar keine, oft nur wenige Schuh Erde deckten, die mit Verwundeten überfüllten Räumlichkeiten verpeſteten die Luft und ſchon unter dem 10. Juli 1866 ſtand die Thatſache feſt, daß in Königinhof an der Elbe im Kreiſe Gitſchin die Cholera zu wüthen begonnen. Schnell

Fürſt Auersperg.

verbreitete ſie ſich von da weiter über Gitſchin nach Horzig, Neu-Bydpow, Königgrätz, Pardubitz und Prag; kurz, faſt über ganz Böhmen und endlich auch über Niederöſterreich bis nach Wien und Preßburg. Sie kam aber nicht allein, ſondern in ihrem Gefolge befanden ſich Typhus, Pyämie, Dyſenterie und andere Krankheiten, welche faſt nicht minder große Verheerungen anrichteten. Wie hätte dieß auch anders ſein können, da es bei der unglaublichen Noth der Bevölkerung oft an den einfachſten Nahrungsmitteln fehlte und man in Folge deſſen zu Speiſen ſeine Zuflucht nehmen mußte, welche ſchon an ſich den Körper krank machten? Ueberdem wie hätte man

Digitized by Google

es möglich machen wollen, besonders in den Landdistricten, die nöthigen Aerzte und mit ihnen die nöthigen Arzneimittel aufzutreiben? Doch ich will diesen Grabgesang nicht weiter ausspinnen und bescheide mich also mit dem bisher Gesagten, obwohl damit das große Elend, welches damals über Böhmen, Mähren und Niederösterreich hereinbrach, nur angedeutet, nicht in all' seiner Gräßlichkeit und Ausdehnung geschildert wird.

Wenn nun übrigens schon in dieser Beziehung die Folgen des Krieges von 1866 für Oesterreich sehr traurig waren, so noch weit mehr in Beziehung auf die Armee. Man rühmte sie als eine der herrlichsten, welche der Kaiserstaat je ins Feld gestellt, und zum Führer hatte man ihr einen General — den Feldzeugmeister v. Benedek — gegeben, von dessen bewährter Tapferkeit und Energie ganz Oesterreich, das civilistische wie das soldatische, mit Bestimmtheit glänzende Siege erwartete. Ja bei Vielen, besonders bei den hochadeligen Officieren, steigerte sich dieses Siegesbewußtsein bis zur hochmüthigsten Prahlerei und mit tiefster Verachtung sahen dieselben auf die Brandenburgischen Butterbömmchensbürschlein herab! Wie sollte es nun aber kommen? Mein Gott, nach einem Feldzug von kaum zehn Tagen lagen ihrer Vierzigtausend von der herrlichen Armee entweder begraben oder im Lazareth; andere Vierzigtausend waren gefangen in Feindeshänden und ein drittes Vierzigtausend wurde als fahnenflüchtig vermißt. Ueberdem welche Demoralisation unter dem Rest der Armee und zugleich welch' furchtbare, kaum zu ersetzende Verluste im Material, besonders in dem der Artillerie! Gewiß die Niederlage war eine furchtbare und ließ sich nur mit der vergleichen, welche siebenundfünfzig Jahre früher die Preußen bei Jena erlitten.

Woher aber diese Niederlage? Etwa blos vom preußischen Zündnadelgewehr, welchem die Oesterreicher keine gleich gute Waffe entgegensetzen konnten? Oder von der größeren Stärke der feindlichen Armee? Oder von der Unfähigkeit Benedeks, welcher zwar wohl ein Armeecorps, nicht aber eine Armee von 300,000 Mann zu führen verstand? Oder davon, daß viele der untergeordneten Generäle, ein Clam-Gallas, ein Henickstein, ein Erzherzog Ernst, ein Ramming oder wie sie sonst hießen, ihre Pflicht nicht erfüllten? Nun diese vier Thatsachen mochten mitgewirkt haben, allein die eigentliche Ursache des furchtbaren Schlags mußte tiefer gesucht werden; sie lag in der Ueberlegenheit der Preußen an Intelligenz, in der Meisterschaft ihrer taktischen Führung. „Die Spitzen der österreichischen Regierung hätten diese Ueberlegenheit, diese Meisterschaft kennen sollen und es wäre also Sache der auswärtigen Politik gewesen, den Staat vor einer Lage zu bewahren, in der er sich mit Erfolg kaum behaupten konnte." So steht im österreichischen Generalstabsbericht über die Campagne von 1866 zu lesen und dieser Bericht wird wohl den Nagel auf den Kopf getroffen haben. Noch deutlicher spricht sich ein anderer Bericht aus jener Zeit aus und wir können nicht umhin, auch ihn hier folgen zu lassen. „Seit dem Jahre 1848," heißt es da, „ist eine großartige Wandelung in der österreichischen Armee vorgegangen. Für die Schlagfertigkeit und die Technik wurde viel gethan; die Fachwissenschaften wurden eifriger gepflegt und die Lage der Mannschaft wesentlich verbessert. Aber während man das Material zu hoher Ausbildung brachte, verkümmerte man das Seelenleben der Armee.

Digitized by Google

Man wollte eine gewaltige Maschine schaffen, und hat diesen Zweck erreicht; aber für die Kraft, welche sie in Bewegung setzen muß, hat man keine Sorge getragen; man hat sie sogar im Keime erdrückt. So sehr man die Materie pflegte, so sehr schädigte man den Geist. Dem Officier wurde jede Selbstständigkeit genommen und die Stellung eines Hauptmanns vor 1866 war kaum viel mehr als die Stellung eines Feldwebels vor dem Jahr 1848. Ist es aber zu verwundern, daß bei dieser Sorgfalt der Regierung, jede Individualität zu verwischen, die belebenden geistigen Kräfte fehlen, welche eine tüchtige Kriegführung erfordert? Kann man erwarten, daß Menschen, die zwanzig Jahre lang jeder Selbstständigkeit entsagen mußten und in eine Schablone sich einlebten, die wahrlich ziemlich eng gezogen ist, plötzlich ihre Versteinerung abschütteln und die Elasticität des Geistes finden zur raschen That nach freiem Ermessen? Kann man nach solcher Beengung die Geistesfreiheit besitzen, welche nöthig ist, große Verhältnisse zu überblicken? Wir glauben, daß, wer das erwartet, der menschlichen Natur zu viel zumuthet. Der Gladiator konnte für Cäsar sterben, aber für ihn denken konnte er nicht. Die Nichtachtung des Geistes hat auch in anderer Beziehung die traurigsten Folgen für die Armee gehabt. Ihr Heldenmuth ist ihr verderblich geworden. Die Gefechte beim Königsberg und Oeversee im dänischen Kriege mögen denjenigen befriedigt haben, welcher die Tüchtigkeit der Truppen nach der großen Anzahl der Todten bemißt. Für den Denker waren sie bedenkliche Symptome, weil dieselben Erfolge fast ohne Verlust zu erreichen waren. Nun, die Todten von damals wurden begraben, und die lebenden Sieger belohnt; seit jener Zeit aber war der Bajonnettangriff, besser gesagt das Kolbendreinschlagen, die fixe Idee der Armee, die sich ihrer Todesverachtung bewußt war, und doch lag die Betrachtung nahe, daß, wäre diese Taktik richtig, ein tüchtiger Knotenstock die beste Waffe sei. Unsere Infanterie hat sich dieser fixen Idee geopfert. Sie ging vor bis sie fiel; aber die Führer hätten nach den großen Verlusten der ersten Kämpfe einsehen sollen, daß mit der Dreschflegelmethode nicht aufzukommen sei, da man nicht mit todten Bataillonen Siege erficht. Nichtsdestoweniger blieben sie der fehlerhaften Taktik treu. In Rußland, wo dieselben Ideen maßgebend sind, treten dieselben Erscheinungen zu Tag. Man kann eine Truppe dahin bringen, daß sie zu sterben weiß, und doch nicht zu siegen versteht. Uebersieht man die Thatsachen des kurzen Feldzugs, so muß man fast mehr staunen über die Schwäche der Leitung, als über die bewundernswerthe Hingebung der Truppen. Neben der fehlerhaften Taktik begegnet man überall der Zersplitterung der Kräfte und dem Mangel an Wechselwirkung. Wo ein Corps stehen sollte, stand eine Brigade, oft nur ein Regiment; wo mehrere Corps sich unterstützen sollten, wurde die Unterstützung nicht geleistet. Nirgends wurde manövrirt, sondern immer der Stier bei den Hörnern gepackt. Die Vorräthe waren massenhaft, aber die Verpflegung schlecht, denn die Vorräthe waren immer an andern Plätzen als die Truppen. Kurz Ueberhebung und Kopflosigkeit sind die Ursachen der schweren Niederlage und die Nordarmee ist nicht dem Zündnadelgewehr erlegen, sondern dem System, das den Geist in Banden schlug."

Die österreichische Armee litt also, dieß konnte nicht mehr abgeläugnet

werden, an unendlich viel Gebrechen und das hauptsächlichste derselben war der Mangel an Intelligenz. Somit handelte es sich für die nächste Zukunft nicht sowohl um Rekrutenaushebung und Ergänzung der gefallenen oder verwundeten Mannschaften, sondern es handelte sich um die Einführung eines ganz neuen Systems, darum, daß der Armee ein neuer Geist eingepflanzt werde. Freilich die vorzüglichen Zündnadelgewehre kamen auch in Betracht und man mußte mit allem Eifer daran gehen, die alten Schießwaffen durch Hinterlader zu ergänzen. Allein, was vor Allem noththat, das war, mit einem Wort gesagt, das Anstreben der Parität mit Preußen in Beziehung auf die geistige Bildung des Soldaten und Officiers.

Zwei große Uebel, welche in Folge des Krieges von 1866 in Oesterreich zu Tage traten, das erste, die Verarmung der schönsten Provinzen nebst ihrer Heimsuchung durch Cholera und andere Uebel, das zweite, die Auflösung der Armee und die Nothwendigkeit ihrer vollständigen Umgestaltung, kennt nun der Leser. Ein drittes, nicht minder großes, war die Zerrüttung der Finanzen, und mein Gott, welche Zerrüttung! Die österreichische Staatsregierung hatte sich schon seit einigen Dutzend Jahren daran gewöhnt gehabt, mehr Geld auszugeben, als sie einnahm, und jedes Jahr seit 1847, auch wenn es ganz friedlich verlaufen war, schloß mit einem mehr oder minder beträchtlichen Deficit. Diesem abzuhelfen, bemühten sich natürlich alle die verschiedenen Ministerien, welche seit 1847 das Ruder führten, allein vergeblich und zwar deßwegen vergeblich, weil die Herren Rathgeber des Kaisers eine Todesangst davor hatten, die Sache „gründlich" anzugreifen. Man hätte ja, um die Einnahmen zu vergrößern, Ackerbau, Gewerbe und Industrie heben müssen und diese ließen sich nicht heben, wenn die Unterthanen nicht „freie Hand" bekamen; wenn sie nicht geistig so erzogen und gestellt wurden, daß sie es verstanden, sich zu regen! Man hätte ja, um die Ausgaben zu vermindern, an demjenigen, was am meisten kostete, sparen müssen, nämlich an der Armee und die Armee war die Sinecure für den Adel, besonders für den höheren! Ja wohl die Sinecure, denn man zählte anno 1866 nicht weniger als 2 Feldmarschälle, 19 Feldzeugmeister und Generale der Cavallerie, 71 Feldmarschallieutenants, 114 Generalmajore und so im Verhältnisse Oberste und Obristlieutenants, welche sämmtlich dem Adel angehörten; der pensionirten höheren adelichen Officiere aber waren es 27 Feldzeugmeister und Generale der Cavallerie, 144 Feldmarschallieutenants und 191 Generalmajore. An diesem Stand der Dinge durfte man nicht mäckeln, wenn man nicht den ganzen hohen Adel gegen sich haben wollte, und eben so wenig durfte man daran denken, den Bürger und Bauer zu einem intelligenten Menschen emporzuheben, weil der weitere maßgebende Factor im Kaiserthum Oesterreich, der hohe Clerus, sonst im tiefsten Innern beleidigt worden wäre. Man blieb also bei dem alten Finanzsystem und wenn die Einnahmen nicht hinreichten, ei nun, dann entlehnte man.

So hielt man es eine ganze Reihe von Jahren hindurch in Oesterreich und die Folge war, daß nicht bloß die Schuldenmasse des Staats in Bälde eine fast übergroße Höhe erreichte, sondern daß auch das alljährliche Deficit immer größer wurde. Selbstverständlich, denn ein tiefverschuldeter Mann kann neue Anlehen nur unter den drückendsten Bedingungen nego-

Digitized by Google

ciren und eben so erging es auch dem Hause Oesterreich. Es mußte Wucherzinse bezahlen und um sie bezahlen zu können, mußte es immer wieder von neuem entlehnen! Der Bankerott rückte also näher und näher und war sogar unvermeidlich, wenn nicht endlich mit dem althergebrachten Systeme gebrochen wurde. Dieß sah man endlich nach dem italienischen Kriege von 1859 ein und berief deßhalb anno 1860 den bekannten Ritter v. Schmerling an die Spitze der Verwaltung, damit er das kranke Oesterreich heile. Auch trat der berufene Arzt sein Amt mit den besten Vorsätzen an und unter seiner Leitung wurden sofort eine Menge von Medicamenten in Anwen-

Andrassy.

dung gebracht. Doch halfen die Medicamente? O ja, eine oberflächliche Wirkung hatten sie und in Folge dessen hob sich der Credit des kranken Staates wieder so ziemlich. Zeitweise sogar so sehr, daß die Valuta beinahe hergestellt worden wäre; mit andern Worten, daß die Bankiers nahe daran waren, die Noten der Bank von Oesterreich — zur Papiergeldfabrikation hatte man nämlich längst gegriffen — zu ihrem Nennwerth für Baargeld einzuwechseln. Allein ein Deficit von 50—60 Millionen blieb deßwegen doch nie, auch nicht ein einziges Jahr lang, aus, denn der Ritter von Schmerling hatte weder die Energie noch die schöpferische Kraft, um

Digitized by Google

den Ursachen der Krankheit, an der Oesterreich dahinsiechte, zu Leibe zu gehen, und so brachen die Wunden, weil das Blut vergiftet war, immer wieder auf. Nachdem nun übrigens der Herr von Schmerling ein paar Jahre am österreichischen Staate herumgedoktert hatte, gelang es im Sommer 1865 den vereinigten Bemühungen der Clericalen und Hochadeligen, denen schon die unschuldigen Heilversuche des genannten Arztes ein Gräuel gewesen waren, denselben zu stürzen und an seine Stelle ein Ministerium „im alten Styl" zu setzen. Das berüchtigte Drei-Grafen-Ministerium nämlich, welches so genannt wurde, weil darinnen die Grafen Belcredi, Larisch und Mensdorff den Ton angaben. Nun natürlich hatte es mit dem lächerlichen Sparen des Schmerling'schen Ministeriums ein Ende und das Erste, was die neuen Staatslenker beschlossen, war ein Anlehen von 117 Millionen. Auch kamen sie richtig damit zu Stande, obwohl allerdings nur unter so drückenden Bedingungen, daß es eine Schmach für einen Großstaat war, dieselben einzugehen. Allein was lag daran? Schon mancher hochgeborene Cavalier, der über und über in Schulden steckte, verschrieb einem Juden statt empfangener Zehntausend seine Zwanzigtausend, und Graf Larisch-Mönnich, der neue Finanzminister, gehörte unter die höchsten Cavaliere des Kaiserreichs!

Ueber die ersten Schwierigkeiten hatte sich also das Drei-Grafen-Ministerium glücklich hinweggesetzt und wenn die gewöhnlichen Einnahmen zu rechter Zeit eingingen, sowie vorausgesetzt, daß keine extraordinären Ausgaben nothwendig wurden, so durfte es hoffen, für ein Jahr lang auszureichen. Letztere Voraussetzung traf aber nicht ein, denn die hochmüthige Sprache, welche Graf Mensdorff gegen Preußen führte, machte die zwischen den beiden rivalisirenden deutschen Großstaaten bestehende Kluft immer größer und schon im ersten Monat des Jahres 1866 wußte man mit Gewißheit, daß es demnächst zum Kriege kommen würde. Auch fing man nun sofort Oesterreichischerseits an zu rüsten und zwar recht großartig zu rüsten, um den Feind desto sicherer zu erdrücken; die Rüstungen aber kosteten Geld, viel Geld, unendlich viel Geld, und noch mehr kostete der darauf folgende Krieg. Ja selbst der den Krieg beendigende Frieden kostete eine beträchtliche Summe, nämlich nicht weniger als 40 Millionen Thaler, von welchen jedoch 15 Millionen für die im Kriege mit Dänemark gemachten Auslagen abgezogen werden durften. Woher nun das viele Geld nehmen? Wieder entlehnen? Ja wohl, Graf Larisch hätte dieß herzlich gerne gethan, wenn sich nur Jemand gefunden hätte, der ein paar hundert Millionen borgte. Allein die großen Bankhäuser wollten sich nicht darauf einlassen, weil sie, wenn der Krieg schlimm endete, einen Staatsbankerott befürchteten, und nur mit vieler Mühe gelang es, den Baarbedarf der Kriegsentschädigung durch Verpfändung von Domainen, also durch sichere Deckung, aufzubringen. Trotz allem dem kam das Drei-Grafen-Ministerium nicht im geringsten in Verlegenheit, sondern es gebot sowohl vor dem Kriege als während desselben und unmittelbar nachher über beliebig große Summen, gerade wie wenn ein nie zu erschöpfender Born von ihm erschlossen worden wäre. Und in der That, er war gefunden worden, dieser Born und hieß kurzweg „Papiergeld." Natürlich aber Papiergeld mit Zwangscurs in allen österreichischen Landen, so daß sich Niemand weigern

Digitized by Google

durfte, es anzunehmen. Wie nun der Preßbengel arbeitete! Tag und Nacht und Nacht und Tag, bis man endlich Scheine im Nominalwerth von 400 Millionen Gulden gedruckt hatte!

Die Regierung hatte also des Geldes genug, wie stands dagegen um die Bürger des Staats? Die Sündfluth des Papiergelds bewirkte, daß alles Silbergeld wie durch einen Zauberschlag verschwand. Ja selbst Scheidemünze sah man bald keine mehr und statt derselben circulirten elende Fetzchen, Papierzehnerln genannt, zusammen im Werth von 12 Millionen Gulden, die allerwiderlichste Erscheinung der österreichischen Papierwirthschaft, weil sie nach kurzem Gebrauch zu Lumpen wurden. Einen wirklichen Werth hatte somit Niemand mehr in der Hand, weil der Staat die ausgegebenen Noten nicht gegen Gold oder Silber einwechselte. Eben so wenig thaten dieß die Bankiers, außer wenn man ihnen ein hohes Agio zahlte. Was blieb nun den Kaufleuten, welche Waaren vom Ausland bezogen und diese natürlich mit Silber oder Gold bezahlen mußten, anders übrig, als den Preis ihrer Waaren um den Preis des Agio's zu erhöhen? So kam es denn ganz naturgemäß, daß man nach kurzem für Alles und Jedes, was man zu kaufen hatte, doppelt so viel in der Hand haben mußte, als früher, wo es noch Silbergeld gab, und es ließ sich mit Gewißheit voraussehen, daß, wenn man so fortwirthschaftete, das österreichische Papiergeld in wenigen Jahren demselben Schicksal anheimfallen würde, wie dereinstens die Assignaten der französischen Revolution. Habe ich also zu viel gesagt, wenn ich weiter oben die Zerrüttung der österreichischen Finanzen ein nicht minder großes Uebel nannte, als die Auflösung der Armee und die Verarmung der schönsten Provinzen des Reichs?

So schlimm stands um Oesterreich nach Beendigung des traurigen Kriegs mit Preußen, allein daran wars noch nicht einmal genug, sondern die Regierung hatte es auch so weit gebracht, daß sie mit dem größten und besten Theil ihrer Unterthanen auf dem Kriegsfuße stand, mit den Deutschen und Ungarn nämlich. Sie hatte es so weit gebracht dadurch, daß sie das beschworene Recht mit Füßen trat, und die in Folge dessen erzeugte Erbitterung war so stark, daß leicht darob das ganze Reich in Trümmer gehen konnte.

In Oesterreich giebt es einen hohen, aus vielleicht nur fünfzig Familien bestehenden Adel, dessen Mitglieder, die Hochtories des Kaiserstaats, sämmtlich von einem starren jesuitisch-absolutistischen Geiste erfüllt sind, und diese Hochtories haben seit Jahrhunderten das Regiment in Wien als ihre Privatdomäne betrachtet. Sie waren es, aus denen seit der Reformation die Kaiser fast regelmäßig ihre Minister wählten; sie bekleideten die höchsten Hofchargen; sie allein avancirten zu Feldmarschällen und Feldmarschallieutenanten; aus ihrer Mitte kamen die Statthalter der Provinzen, die weniger Präfecten als Vicekönige waren; ihren jüngeren Söhnen aber waren, nachdem sie in Jesuitenschulen herangebildet und eine Zeitlang als Domherren Kirchendienste geleistet, die reichsten bischöflichen und erzbischöflichen Sitze vorbehalten. So war alles wohlbestellt im Kaiserstaate, zu Nutzen und Frommen seiner Hochtories, und natürlich befand sich auch der Clerus äußerst wohl dabei, weil die hohen Herren meist fast noch clericaler dachten, als selbst die Jesuiten und Kuttenträger. Welche Wuth also, als der Ritter

Digitized by Google

von Schmerling das Regiment in die Hände bekam! Doch zum Glück dauerte seine Herrschaft nicht allzulange und wer wars nun, der ihn und seine Genossen ersetzte? Nun die Hochtories in Verbindung mit den Jesuiten hatten ihn gestürzt und so konnte selbstverständlich das neue Ministerium nur aus ihrer Mitte genommen werden.

Und in der That, ein jesuitisch-absolutistischeres Ministerium hätte der Kaiser Franz Joseph gar nicht finden können. Graf Richard Belcredi, das Haupt desselben, zählte erst 42 Jahre, als er den hochwichtigen Doppelposten eines Staats- und Polizeiministers erhielt, allein er gehörte einer der hochadelichsten — obwohl im Besitz etwas heruntergekommenen — Mährischen Grafenfamilie an und hochgeborne Cavaliere machen, wenn sie sich dem Staatsdienst widmen, stets eine schnelle Carrière. So hatte es Graf Richard, noch ehe er die Dreißig passirte, bereits zum Kreishauptmann zu Znaym gebracht und zehn Jahre später war er Statthalter von Böhmen. Warum aber auch nicht? Er war ja einer der blaublutigsten Hochtories, und wie er in kirchlich-religiöser Beziehung dachte, das ersieht man am besten daraus, daß das Volk von Wien ihn nie anders als den „Bischof Belcredi" nannte!

Ganz würdig ihm zur Seite stand als Finanzminister Graf Larisch-Mönnich, ein reicher schlesischer Grundbesitzer von ebenfalls sehr alter Familie. Er faßte sein Amt sehr cavaliermäßig auf und ließ, wie wir schon gesehen haben, so viel Noten drucken, daß die Mühle in Schlöglmühl mit der Schaffung des Papiers kaum fertig werden konnte. Natürlich übrigens überließ er die Hauptarbeiten seinen beiden Sectionschefs, denn es wäre doch einem Grandseigneur zu viel zugemuthet gewesen, die entwürdigenden Geschäfte mit dem eigenen Kopf und den eigenen Händen zu besorgen.

Der Dritte im Bunde war Graf Mensdorff, der Minister des Aeußern. Derselbe, ein aristokratischer Militär, wie selten Einer, mit dem Rang eines Feldmarschallieutenants, hatte bislang die Statthalterstelle von Galizien inne gehabt und erklärte selbst bei seiner Ernennung zum Minister, daß er die nöthigen Kenntnisse hiezu nicht besitze. „Um so besser," meinte drauf Belcredi, „werde er, an's Gehorchen gewöhnt, die ihm zugesandten kaiserlichen Befehle ausführen," und so trat Mensdorff seinen hochwichtigen Posten an.

Die übrigen Mitglieder des Cabinets waren einmal ein Minister ohne Portefeuille, Graf Moritz Esterhazy von Galantha, ein eben so schlauer Jesuit als seiner Hofmann, welcher — eine Ausnahme seiner ungarischen Landsleute — allen Constitutionalismus bis auf den Tod haßte; dann der bereits weiter oben genannte Ritter von Frand, der Kriegsminister und Nachfolger des ehrlichen Grafen von Degenfeld; weiter der Ritter von Komers-Lindenbach als Justizminister; endlich der Admiral Baron Wüllerstorf-Urbain, „der Weltumsegler," als Handelsminister.

Das war das Ministerium, welches dem des Ritters von Schmerling folgte, und seine ganze Tendenz liegt in den Worten: „starr-feudal-ultramontan." Wenn es aber dieser Tendenz huldigte, wie stand es dann zu der neumodischen Schöpfung des Ritters von Schmerling, zu jener eigenthümlichen Art von Constitutionalismus, welche derselbe während seines Regiments in's Leben gerufen hatte? Es mußte ihn hassen bis auf den

Digitized by Google

Tod, um dafür die alten öſterreichiſchen Erbübel und Krebsſchäden mit deſto engherzigerer Liebe pflegen zu können.

Wie wenig Aehnlichkeit das „Verfaſſungspatent“ vom Jahr 1861 mit einer wirklichen Conſtitution hatte, das weiß der Leſer aus dem, was ich im letzten Kapitel des VII. Buchs darüber ſagte. Es glich einer Conſtitution in demſelben Maaße, wie der „Reichsrath“ einem „Reichstage“ glich. Deſſen ungeachtet konnte es die Grundlage bilden zu einem conſtitutionellen Ausbau und deßwegen hielten die Deutſch-Oeſterreicher mit

Frh. v. Beuſt.

unendlicher Liebe an demſelben feſt. Im deutſchen Element Oeſterreichs ſteckte ja das eigentliche Bürgerthum und das Bürgerthum war von jeher der Träger des Fortſchritts und der Freiheit! Eben deßwegen gab auch das Drei-Grafen-Miniſterium ſogleich nach ſeinem Amtsantritt einem tiefen Haß gegen das Deutſchthum Raum und es ſuchte ſofort über daſſelbe durch Begünſtigung der Czechen, Slaven und Polen Herr zu werden. Zu dieſem Behuf wurde die Prager Univerſität vollſtändig czechiſirt und in allen Schulen Böhmens mußte fortan der Unterricht in czechiſcher Sprache ertheilt werden. Aehnlich verfuhr man in Galizien und Mähren und die

beiden ultramontanen Hochtories, die Grafen Leo Thun und Apponyi verfehlten nicht, dabei ihre guten Rathschläge zu ertheilen. Endlich machte man mit dem Verfassungspatent selbst kurzen Prozeß und sistirte geradezu den engeren Reichsrath durch Decret vom 20. Sept. 1865. Freilich dem Wortlaute nach nicht für immer, sondern: „auf so lange, bis die Regierung durch die mit Ungarn und Croatien einzuleitenden Verhandlungen Resultate gewonnen haben würde, die sie für geeignet halte, den legalen Vertretern der andern Königreiche und Länder zur Vernehmung ihres gleichgewichtigen Ausspruchs vorgelegt zu werden;" allein wie das „auf so lange" gemeint war, das konnte man tagtäglich im „Vaterland", dem Organ der österreichischen Hochtories, und in der „Wiener Abendpost", dem Organ des Grafen Belcredi, lesen. Nannte doch der letztere die vom Kaiser gewährte Verfassung ganz ungescheut eine „Fiction," zu der man nie mehr zurückkehren dürfe, während das Vaterland sich noch stärkerer Ausdrücke bediente!

Die Verfassung war also durch das Kaiserliche Manifest vom 20. Sept. 1865 sistirt und damit waren auch alle in Folge des Grundgesetzes vom 26. Februar 1861 geltenden Verfassungsrechte aufgehoben. Mit andern Worten, das Drei-Grafen-Ministerium, von nun an auch das Sistirungsministerium geheißen, hatte den früheren Absolutismus wieder eingeführt und mit dem Absolutismus kam natürlich auch wieder der Ultramontanismus zur vollsten Blüthe. Hievon konnte man sich am klarsten überzeugen, als nach der Abtretung Venetiens an Italien, welches bekanntlich mit dem Clerus gebrochen hatte, die sämmtlichen bisher dort befindlichen Jesuiten in schnellster Eile nach Oesterreich übersiedelten, denn Belcredi bereitete ihnen sofort mit der größten Zuvorkommenheit im Kaiserstaate eine neue behäbige Heimath. Wohl wehrten sich die größeren Städte, besonders die deutschen, der Reihe nach gegen diese Invasion; wohl beriefen sie sich auf die Gesetze, welche in dieser Beziehung unter dem Ministerium Schmerling erlassen worden waren; es half Alles nichts, da ja die Verfassung sistirt war, und die widerstrebenden Bevölkerungen mußten sich die verhaßten Colonisten mit ihren Seminarien aufzwingen lassen.

Nun wollte die Stadt Wien das neu hereingedrungene ultramontane Element wenigstens paralysiren und ihr Gemeinderath gieng also daran, auf eigene Kosten ein Pädagogium oder Lehrerseminar nach preußischem Muster zu errichten. Diese Anstalt hatte keinen andern Zweck, als tüchtige Lehrer für Bürgerschulen heranzubilden, da es — bisher besorgten meistens Mönche und Nonnen den Unterricht — allenthalben, besonders auch in Wien, der Hauptstadt des Reichs, an solchen Lehrern gebrach, und die Unterrichtsfächer sollten sein: Deutsche Sprache und Literatur, Mathematik, Naturgeschichte, Physik und Chemie, Welt- und Heimathskunde, Geschichte, Anthropologie, Pädagogik, Methodik und Formenarbeiten; wo möglich auch Turnen, Gesang und lateinische Sprache. Auch war beabsichtigt, daß nicht nur die eigentlichen Zöglinge des Pädagogiums an dem Unterricht Theil nehmen könnten, sondern auch solche, welche bereits in Wien als Lehrer angestellt waren, damit sie sich weitere Kenntnisse erwürben. Gewiß also ein höchst gemeinnütziges Unternehmen, besonders in Anbetracht auf welch niedriger Stufe bisher in Oesterreich der Schulunterricht stand! Allein

Digitized by Google

was geschah nun? Die hohe Geistlichkeit Wiens, der Cardinal Rauscher an der Spitze, erhob ein Zetergeschrei, „man wolle das fromme Wien in eine Bande von Strolchen und Mordbrennern verwandeln“, und der Staatsminister Belcredi sistirte sofort die Ausführung des gemeinderäthlichen Beschlusses. Wie hätte er, der durch und durch Ultramontangesinnte, auch anders handeln können? Das Pädagogium hätte ja intelligente Lehrer herangebildet und von diesen Lehrern wäre dann die Intelligenz der Jugend übertragen worden, zum Horror des hohen Clerus, dessen Existenz und Macht nur allein auf der Nichtintelligenz des Volks beruht!

Man kann sich denken, mit welcher Erbitterung und mit welchem Schamgefühl zugleich die Wiener den Erlaß des Drei-Grafen-Ministeriums aufnahmen. Der Beweis lag auf der Hand, daß es dem Kaiserstaate vor Allem noththue, die so sehr darniederliegende geistige Cultur des Volks zu heben, damit es im Hinblick auf die andern Staaten Europas, besonders auf Deutschland, die Augen nicht niederschlagen müsse, und nun — dieser Erlaß! Dafür aber das Geschenk der Jesuiten und damit die Gewißheit, noch weiter rückwärts schreiten zu müssen! Das war denn doch auch den allerloyalsten Unterthanen zuviel und es begann sofort in den deutsch-österreichischen Erblanden eine allgemeine Bewegung für Wiedereinführung der Verfassung und der damit verbundenen Verfassungsrechte. Diese Rechte waren ja durch das Wort des Kaisers garantirt worden und nun sollte man sie nach Belieben wieder wegoctroyiren können? Hatte denn ein kaiserliches Wort keine Geltung mehr und herrschte nur noch Lüge und Gewalt in der Welt? Den Reigen der Bewegung eröffnete die Stadt Salzburg schon unter dem 7. Juli 1867 und ihr folgte am 10. Juli der Grazer Gemeinderath. Ihr Beispiel wirkte zündend auf die andern deutschen Corporationen und am 17. Juli nahm auch der Wiener Gemeinderath eine in demselben Sinne abgefaßte Adresse an, die dem Kaiser am 23. überreicht wurde. Die Aufnahme derselben war jedoch eine keineswegs gnädige, denn ihr Schluß lautete: „Euer Majestät haben in Ihrer hohen Einsicht sich veranlaßt gesehen, die Führung Ihrer tapferen Armee anderen, glücklicheren Händen anzuvertrauen; möge Eure Majestät zu dem segensreichen Entschlusse kommen, auch zur Leitung der Staatsgeschäfte solche Männer zu berufen, deren entschiedene Thatkraft und politische Gesinnung den Völkern Oesterreichs die Gewähr einer besseren Zukunft zu geben geeignet ist,“ und eine solche Sprache hört man in allerhöchsten Kreisen sehr ungern. Noch wüthender wurde das Drei-Grafen-Ministerium, auf dessen Entfernung die Adresse drang, und was geschah nun? Am 26. Juli in der Früh verhängte das Landesgeneralcommando den Belagerungszustand über die Stadt Wien und das Erzherzogthum Niederösterreich unter Berufung auf die vielen „fremden Elemente,“ welche sich dermalen in der Stadt befänden, in Wahrheit aber in keiner andern Absicht, als um es für die nächste Zukunft sowohl dem Gemeinderath, als auch insbesondere den Zeitungen und den einzelnen Bürgern unmöglich zu machen, die innere Frage Oesterreichs und besonders die Verfassungsfrage zu besprechen. Ja noch mehr, die moralische Wirkung der über Wien und Niederösterreich verhängten Maßregel erstreckte sich über die ganze Monarchie, denn die Presse der sämmtlichen Kronländer wurde von der Regierung aufgefordert, sich

Digitized by Google

den Erlaß des Landesgeneralcommandos gegenwärtig zu halten und über die Verfassung und was damit zusammenhieng, zu schweigen! Also verfuhr das Sistirungsministerium und wer wird sich nun noch darüber wundern, daß nach und nach, aber in nicht gar langer Zeit, die gesammte deutsch-österreichische Unterthanenschaft vom tiefsten Haß und Ingrimm gegen jenes Ministerium erfüllt wurde?

Noch größerer Haß und Ingrimm gegen das gegenwärtige System in Oesterreich lebte in den Ungarn oder wie sie sich lieber heißen lassen, in den Magyaren, und auch sie hatten guten Grund hiezu. Das Bestreben Oesterreichs nämlich war nun schon seit den Zeiten Metternichs kein anderes, als aus Ungarn eine österreichische Provinz zu machen, während jenes Land durch solenne Verträge, welche von den Habsburgern feierlichst beschworen waren, seine eigene Constitution besaß und mit derselben die Berechtigung zu einer durchaus eigenen Verwaltung und Gesetzgebung. Der Leser kennt das ohne Zweifel, da wir ihm früher schon (im 6. Kapitel des VI. Buchs) davon erzählten, und es wird daher nicht nöthig sein, ein Mehres darüber zu sagen. Nicht unterlassen aber darf ich es, anzuführen, daß, wenn selbst das Ministerium Schmerling es verabsäumte, den Ungarn gerecht zu werden, das Ministerium Belcredi noch viel weniger hiezu Lust und Neigung hatte. Zwar allerdings ein Stück von seiner Verfassung ließ man dem Lande, nämlich seinen Landtag; dagegen aber hielt man an einer strengen, durch lauter deutsche Beamte vertretenen centralen Verwaltung fest, und darin lag das, was den Magyaren besonders erbittern mußte. Ja der Haß dehnte sich jetzt sogar auf das Deutschthum selbst aus, denn Deutsche waren es ja, welche seinen Wein und Tabak besteuerten; Deutsche waren es, welche Gericht hielten und Strafen dictirten; Deutsche waren es, welche ihm Kuh und Pferd und Haus und Hof exequirten, wenn er sich weigerte zu zahlen. In jedem Deutschen also witterte er einen Gensdarmen, einen Steuerwächter, einen Beamten und selbstverständlich drehte er ihm voll Haß und Erbitterung den Rücken. Welche Folge hatte nun aber dieß für die österreichische Regierung? Nun einfach die, daß Ungarn, das schöne herrliche Ungarn, welches von der Natur so freigebig ausgesteuert worden ist, wie nur wenige Länder der Erde, und welches eben aus diesem Grunde eine Goldgrube sein könnte für den österreichischen Staat — daß dieses prächtige Ungarn in der Entwicklung ganz zurückblieb und deßwegen auch zum Staatseinkommen verhältnißmäßig nur wenig beitrug. Schon deßwegen hätte die österreichische Regierung mit aller Zuvorkommenheit gegen Ungarn verfahren und längst einen Ausgleich mit ihm suchen sollen; noch mehr aber deßwegen, weil sich eine Dynastie, heiße sie wie sie wolle, in Zeiten der Noth nie auf Unterthanen verlassen kann, mit welchen sie, statt in Liebe und Freundschaft, in Streit und Haß und Erbitterung lebt. Dieß zeigte sich auch deutlich genug bei Ungarn im Unglücksjahr 1866. Kaum nämlich verlautete nach dem Tage von Königsgrätz, daß die österreichische Regierung sofort zu einer Rekrutenaushebung in Ungarn schreiten werde, so erklärten die Comitate laut, daß sie sich dem zu widersetzen gedächten, weil die Rekruten von ihrem Landtage nicht bewilligt seien. In Folge dessen stand das Drei-Grafen-Ministerium von einer Aushebung ab und statt dessen erließ am 7. Juli der Kaiser ein

Digitized by Google

Manifest, das an die angestammte Treue der Magyaren appellirend die Hoffnung aussprach, daß Ungarns kampftüchtige Söhne freiwillig unter die Fahne eilen würden. Allein welchen Eindruck machte dieses Manifest? Nun die Magyaren blieben zu Hause, ohne auch nur ein einziges Regiment, auch nur ein einziges Bataillon zu stellen, trotzdem daß sie sonst als eine ungemein kriegerische und nicht minder patriotische Nation bekannt sind. Wie ganz anders damals, als Maria Theresia in ihrer Noth unter die Ungarn trat und deren Hülfe in Anspruch nahm. »Moriamur pro rege nostro!« riefen sie und stellten eine große Armee; aber freilich sie besaßen damals ihre Rechte noch unbekümmert und Maria Theresia dachte nicht im Entferntesten daran, sie ihnen streitig zu machen.

Die Ungarn und die Deutschen waren also einig in ihrem Haß gegen das Drei-Grafen-Ministerium und in Folge dieses Hasses der zwei bedeutendsten und tüchtigsten Nationalitäten Oesterreichs erschien das ganze große Reich in vollständiger Auflösung begriffen. Der nächste Sturmwind mußte es knicken, denn nur noch das Gemeinschaftliche der Hülf- und Wehrlosigkeit hielt es zusammen. Wie aber war Oesterreich in dieses furchtbare Elend gekommen? Ein bischen vielleicht durch das preußische Zündnadelgewehr und etwas mehr noch durch die schlechte Kriegführung Benedeks; zu neun Zehntheilen aber durch die Unterdrückung der bürgerlichen Freiheit und aller anerkannten Volksrechte, oder kürzer gesagt noch durch die Beibehaltung desselben traurigen Regierungssystems, das seit den Metternich'schen Zeiten im Gange war.

Doch wie nun aus dem grenzenlosen Elend herauskommen? Wie Oesterreich vor dem Zerfall retten? Etwa mittelst der Hochtories, welche bisher am Ruder gesessen hatten? Mittelst der Männer, welche die Verfassung unterdrückten und die Jesuiten installirten? Mittelst der Männer, welche Alles thaten, um durch die Polen und Czechen das Deutschland in Oesterreich todt zu machen, zu gleicher Zeit, wo Tausende „für den deutschen Beruf Oesterreichs" bei Königgrätz sich schlachten ließen? Mittelst der Männer, welche als ächte Söhne Loyolä den Ausgleich mit Ungarn stets im Munde führten, und doch kein Mittel scheuten, ihn zu verhindern? Es wäre lächerlich gewesen, hieran nur zu denken, besonders da jene Männer nicht einmal einen Begriff davon hatten, in welch' gräßlicher Lage sich Oesterreich befinde! Da sie cavalièrement mit der Achsel zuckten, als man ihnen das Beispiel Preußens nach der Schlacht von Jena vorhielt! Deßwegen blieben sie auch ganz sorglos an ihren Posten und die für Jedermann sonst sichtbare Zersetzung des Reichs machte ihnen nicht den geringsten Scrupel.

Da, zu Ende des Monats Juli oder zu Anfang des Augusts 1866, soll der Kaiser Franz Joseph eine Zuschrift ganz merkwürdiger Art erhalten haben. Eine Zuschrift, in welcher die gänzliche Impotenz und Hohlheit des damals in Oesterreich herrschenden Regimes nachgewiesen worden sei. „Dieses Regime," habe es in der (nachher als Brochüre gedruckt gewordenen) Zuschrift geheißen, „sei mit geringen unwesentlichen Abänderungen dasselbe geblieben seit dem Jahr 1848. Dreimal auf die Probe gestellt habe es dreimal schmählich Fiasco gemacht. Das einemal im Kampf mit Ungarn, das zweite Mal im Kampfe mit Frankreich und Italien, das

Digitized by Google

dritte Mal im Kampfe mit Preußen. Die einzige Aufgabe des Regimes sei es bisher gewesen, sich eine kriegstüchtige Armee zu bilden, denn es habe sich ja mit wahrer Ostentation stets nur auf die Bajonette gestützt, die Völker als unnütze Schwätzer auf die Seite geschoben, und diese kostbare gehätschelte Armee habe sich immer als unfähig erwiesen dem Feind gegenüber! Im Jahr 1848 habe nur die russische Intervention Oesterreich vor der Vernichtung durch die ungeschulten Rekrutenheere Ungarns gerettet. Das zweite Mal sei der Kaiserstaat nur durch eine besondere politische Constellation vom fast sicheren Untergang gerettet worden, und jetzt — — nun jetzt könne Oesterreich nichts retten, als eine radicale und aufrichtige Umgestaltung im Innern. Jetzt handle es sich nicht mehr um Palliativmittel, um Landtagseinberufung, um Gewährung dieses oder jenes Fetzens von Freiheit; nein, das ganze Regime mit allem, was um dasselbe und an demselben hänge, müsse über Bord, sonst sei die Dynastie nebst dem Reiche verloren. Ungarn habe fürderhin nicht die Pflicht, sich an ein feudales Staatsleben zu ketten. Wolle Oesterreich durchaus nicht einsehen, was ihm noththue, so dürfe sich Ungarn nicht unthätig mit in's Verderben reißen lassen; es müsse selbst für seine Zukunft sorgen, sonst würden die Wogen, die rings um den verlorenen Staat zusammenschlagen, auch dieses Land mit in den Abgrund reißen."

Das hieß deutlich gesprochen und konnte natürlich seinen Eindruck nicht verfehlen. Aber umgekehrt war es wohl denkbar, daß der Kaiser die Fesseln brechen würde, die ihn bisher umgaben? Man denke sich seine Erziehung, welche uraltem österreichischem Herkommen gemäß Hochtories und ultramontane Größen geleitet hatten. Man denke sich die bisherige Gewohnheit, nur mit Männern aus den höchsten Familienkreisen als seinen Ministern zu verkehren. Man denke sich die nächste Umgebung des Kaisers und die hochtrabenden Namen der Hofchargen. Man denke sich endlich seine Mutter, die Erzherzogin Sophie, welcher das Volk Anno 1849 den Namen „der Blutigen" creirte, und seine hohe Gemahlin, eine bairische Herzogstochter aus rein kirchlich-gesinntem Geblüte. Man denke sich das Alles und dann beantworte man sich die Frage, ob es einem Herrscher, der sich in solcher Lage befand, nicht doppelt schwer werden mußte, auf die Ideen einzugehen, welche ihm in jenem obigen Schriftstück untergebreitet worden waren? Dennoch — er sah den Zerfall seines schönen Reichs und kam zu der Ueberzeugung, daß die Männer, welche bisher an der Spitze des Regimentes standen, ihn künftighin nicht mehr berathen dürften. Nein, nicht sie, denn sie hatten Oesterreich ins Elend hineingerannt. Eben so wenig aber auch konnten die übrigen gestickten Hofkleider und die militärischen Uniformen, die ihn täglich, ja stündlich umgaben, Hülfe schaffen, sondern dieß mußte ein Mann sein, von dem ein ganz neuer Geist ausgieng; ein Mann, wenn es möglich wäre, ein Marquis Posa, wie ihn Schiller in seinem Don Carlos zeichnet.

Ein solcher Mann zu finden war schwer; aber endlich fielen des Kaisers Augen auf Einen, der wenn auch nicht in Allem, doch wenigstens in Vielem seinen Erwartungen entsprach, auf den Freiherrn von Beust, den früheren sächsischen Staatsminister. Freilich, so viel konnte sich Jeder, der auch nur einigermaßen in der Geschichte der letzten Jahre bewandert

Digitized by Google

war, sogleich sagen, einem Marquis Posa glich er nicht, vielleicht auch nicht in einem einzigen Zug seines Charakters. Aber als einen höchst begabten Staatsminister und zugleich als einen energischen Character, den eine ungeheure Arbeitskraft verbunden mit ungewöhnlichem diplomatischen Scharfsinn auszeichnete, hatte er sich bereits während seiner sächsischen Carrière erwiesen; seine schöpferische Kraft dagegen zu entfalten, war ihm in Sachsen, der kleinlichen Verhältnisse dieses Duodezkönigreichs wegen, natürlich nicht möglich gewesen. Auch warf man ihm vor, daß er zur sächsischen Revolutionszeit Anno 1848 und 1849 der Volksbewegung schroff entgegengetreten sei und die damaligen reactionären Bestrebungen der beiden deutschen Großstaaten Oesterreich und Preußen aus allen seinen Kräften unterstützt habe. Sei dem aber, wie ihm wolle, der jetzige allmächtige preußische Premier, der Graf von Bismark, stand auch seiner Zeit auf dem Boden der ultraconservativen Partei, und ist jetzt doch das, was er ist, weil sein gewaltiger Geist fortschreiten mußte. Ganz ebenso schritt auch der Freiherr von Beust vorwärts, denn auch er wurde von seinem Genius getrieben, wie dieß noch immer bei allen ungewöhnlichen Männern der Fall gewesen ist. Darum wird es auch neuester Zeit Niemand, selbst nicht ein verbissener Anhänger der 1848ger Revolution, in Abrede ziehen, daß der Freiherr von Beust die Seele von der Neugestaltung Oesterreichs wurde und daß selbst jetzt noch die neue Aera des Kaiserstaats ohne sein Fortwalten gefährdet wäre. Ja er übertraf bei weitem die Hoffnungen, welche Franz Joseph auf seine Fähigkeiten gesetzt hatte, und mit eiserner Consequenz bewies er bis heute, daß er felsenfest treu stehe zu der freiheitlichen Entwicklung Oesterreichs, welche er ins Leben gerufen.

Doch wir haben vorgegriffen und kehren daher dahin zurück, wovon wir ausgegangen sind. Also auf den Freiherrn von Beust lenkte der Kaiser seine Augen, denn der Freiherr war schon am 15. August, um das Friedenswerk zwischen Sachsen und Preußen (er galt in Berlin als ein Hauptpreußenfeind, welcher es namentlich verschuldet habe, daß Sachsen im Krieg von 1866 zu Oesterreich hielt) nicht zu stören, aus sächsischen Diensten getreten und lebte seither in Wien, so zu sagen unter den Augen Franz Josephs, welcher schon längst seine hohe staatsmännische Begabung kannte. Auch bemerkte man bald, daß es mit dem früheren sächsischen Premier eine besondere Bewandtniß haben müsse, indem der Kaiser öfers längere Unterredungen mit ihm hatte, wobei sonst Niemand zugegen war. Ja endlich wagten gar die Zeitungen darauf aufmerksam zu machen, und es fielen sonstige Anspielungen, daß ein Ministerwechsel möglich sein könnte. Mit außerordentlicher Spannung sah man daher in Wien der nächsten Zukunft entgegen; aber während der ersten zwei Monate vergieng ein Tag wie der andere, ohne den ersehnten Wechsel zu bringen, und auch in den Mienen der Herren Belcredi und Genossen lag nicht das Geringste, was auf ihren Sturz hindeuten konnte. Nur der bisherige Kriegsminister v. Franck trat am 7. September, wie es hieß aus Gesundheitsrücksichten, von seinem Posten ab, und dieser wurde sodann dem Feldmarschallieutenant v. John, dem bewährten Generalstabschef des Erzherzogs Albrecht im letztvergangenen italienischen Feldzug übertragen. Da endlich am 30. October 1866 ward der Graf Mensdorff-Pouilly, der Minister des Aeußern und des Kaiser-

Digitized by Google

lichen Hauſes ſeines Dienſtes entlaſſen und an ſeine Stelle trat laut Decret von demſelben Tage der Baron v. Beuſt, der frühere ſächſiſche Premier. Eine Woche ſpäter erhielt auch der Graf Eſterhazy, der Miniſter ohne Portfeuille, aber doch einer der einflußreichſten und ſchlimmſten Rathgeber des Kaiſers, weil er durch und durch jeſuitiſche Geſinnungen hegte, den Befehl, um ſeine Demiſſion einzukommen, und er that es ſofort, obwohl er vor Staunen dem Befehl im Anfang keinen Glauben ſchenkte. Mit den übrigen Miniſtern dagegen ſollte es ſein Verbleiben haben, alſo namentlich auch mit dem Grafen Lariſch, dem Finanzminiſter, und mit dem Grafen Belcredi, dem Staatsminiſter oder Miniſter des Innern.

Alſo dem Freiherrn von Beuſt war das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten und zugleich als beſonderes Zeichen des Vertrauens das des Kaiſerlichen Hauſes übertragen worden! Ich wiederhole es: dem Freiherrn von Beuſt, einem Ausländer und Proteſtanten! Es klang ganz unglaublich und doch — man hatte es ſchwarz auf weiß und Herr von Beuſt ließ auch bald etwas von ſich hören. Zweifeln konnte man alſo in die Länge nicht, aber um ſo tiefer verwunderte man ſich, denn im Staate Oeſterreich war ſo Etwas noch nicht vorgekommen. Ja es ging ganz gegen die Natur dieſes Staates, und ſo regiſtrirten es denn Viele als ein Wunder, während die Mönche und Geiſtlichen die Hände über dem Kopf zuſammenſchlugen! Die Deutſchöſterreicher dagegen jubelten in ihrem Herzen und auch die Ungarn nahmen die neue Ernennung ſehr freudig auf. Nur über Eines konnten ſie nicht hinwegkommen, darüber nämlich, wie der Freiherr von Beuſt mit dem Grafen Belcredi in einem und demſelben Miniſterrathe ſitzen könne! Beuſt, der Proteſtant, und Belcredi, der ſtarre Ultramontane! Beuſt, der einen neuen Geiſt in Oeſterreich heraufbeſchwören ſollte, und Belcredi, der Abſolutiſt und Verfaſſungsſiſtirer! Darin lag ein innerer Widerſpruch und eben ſo auch in dem Zuſammenwirken Beuſts mit dem Grafen Lariſch, dem reichen Hochtory, welcher mit cavalièrer Verachtung auf den armen deutſchen Baron herabſah. Allein im Staats- wie im Privatleben giebt es Rückſichten, welche beobachtet werden müſſen, und ſolcher Rückſichten wegen — ich erinnere beiſpielsweiſe daran, daß die alte Gräfin Welden, die Aja der kaiſerlichen Kinder, welche auf die Kaiſerin den größten Einfluß hatte und der Franz Joſeph ſelbſt nicht leicht eine Bitte abſchlug, die Schwiegermutter des Grafen Belcredi war — wünſchte der Kaiſer, daß der Baron v. Beuſt wenigſtens den Verſuch mache, mit Belcredi und Lariſch zuſammen an die Reorganiſation und Neugeſtaltung des Reiches zu gehen.

Und in der That, er machte dieſen Verſuch, obgleich er wohl ohne Zweifel zum Voraus wußte, daß er ein vergeblicher ſei. Doch ſchien es im Anfang, daß Graf Belcredi bereit ſei, ihm entgegenzukommen, denn es war dem Herrn Grafen offenbar darum zu thun, ſeine beiden Miniſterien und deren Einkommen feſtzuhalten; allein wie könnten je prinzipielle Gegenſätze ſich einigen? Jenes Entgegenkommen war daher ein nur ſcheinbares und in Wahrheit ſtrengten er und ſeine Freunde, die Hochtories mit den Ultramontanen, alle ihre Kräfte an, um den verhaßten Proteſtanten und Ausländer mit Schmach von ſeinem Poſten zu verdrängen.

Unterdeſſen waren im November 1866 die kleinen Landtage der

Digitized by Google

verſchiedenen Provinzen Oeſterreichs nach altem Herkommen zuſammengetreten und da bis jetzt in keinerlei Weiſe etwas geſchehen war, um den tief geſunkenen Kaiſerſtaat aus ſeinem traurigen Elend emporzuheben, ſo kann man ſich denken, daß es auf dieſen Landtagen oft ſehr ſtürmiſch zugieng. All dieſe Stürme aber wendeten ſich gegen Belcredi, den Staatsminiſter, ſowie gegen Larisch, den Finanzier, und immer verdammten ſie das bisher verfolgte Syſtem, welches auch nirgend eine überwiegende Unterſtützung fand. „Oeſterreich und die Türkei," rief im niederöſterreichiſchen

Graf Auersperg (Anaſt. Grün).

Landtag ein Abgeordneter, „haben Ein Regierungsſyſtem, das der Willkühr!" und ein Anderer ſetzte hinzu: „Wir wollen nicht, daß unſere Söhne unter der Herrſchaft des Krummſtabs zu einer Menagerie von Trotteln ausarten; wir wollen nicht, daß die Dynaſtie des Hauſes Habsburg mit Rudolph, dem Kinde, ausgeht!" Alſo ſtürmiſche Reden fielen und man ſieht hieraus, daß das feudal-ultramontane Regiment des Siſtirungsminiſteriums ſchon ſehr Viele unter den Unterthanen des Kaiſers bis zur Verachtung, ja bis zu einer ans Revolutionäre ſtreifenden Wuth geſteigert hatte. Eben ſo herb und derb waren die Beſchlüſſe, die gefaßt, die Adreſ-

Digitized by Google

sen, welche an den Kaiser beschlossen wurden. Die niederösterreichische Adresse, welche am 28. November mit allen gegen 8 Stimmen angenommen wurde, kennzeichnete die wachsende Zerklüftung der Nationalitäten, das Umsichgreifen eines zersetzenden Pessimismus, die in erschreckender Progression zunehmende Zerrüttung der Finanzen, sowie die Hervorrufung einer Todtenstille der Verzweiflung in allen Provinzen Oesterreichs, als das glorreiche Werk der Sistirungsära und verlangten sofort neben der Verständigung mit Ungarn die schleunige Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände. Der oberösterreichische Landtag beschuldigte in seiner Adresse vom 3. December die Räthe der Krone einer reichsverderblichen Rath- und Thatlosigkeit, brandmarkte das Zurückbleiben Oesterreichs auf geistigem Gebiete, insbesondere im Volksunterricht, und drang auf eine endliche durchgreifende Neugestaltung der Monarchie in einen freien Culturstaat der Neuzeit. Der schlesische Landtag stellte — mit allen Stimmen gegen Eine — die Verfassungssistirung als die wichtigste Ursache des vaterländischen Unglücks an den Pranger und protestirte zugleich mit großer Heftigkeit gegen die Ansiedlung der Jesuiten. Salzburg reclamirte am 6. Dec. die Reichsvertretung; Graz protestirte gegen die Sistirungspolitik und Kärnten erklärte, daß es fest und für immer am Recht festhalte. Kurz auf allen Landtagen, auf denen deutsch gesprochen wurde, erklärte man dem Drei-Grafen-Ministerium den Krieg und nicht einmal von dem glaubenstreuen Tyrol konnte es ein Vertrauensvotum erhalten. Ja noch mehr, selbst der Landtag von der Bukowina forderte die Wiederherstellung der sistirten Verfassung und nur da, wo czechisch oder polnisch gesprochen wurde, behandelte man das Ministerium mit etwas mehr Rücksicht. Nun aber frage ich, mußte bei solchen Feuerzeichen nicht endlich im Kaiser die Ueberzeugung durchbrechen, daß mit Belcredi an der Spitze des Ministeriums irgend eine rettende That zu vollbringen eine reine Sache der Unmöglichkeit sei?

Doch noch deutlicher als die Provinziallandtage der Erblande sprach der Landtag von Ungarn. Graf Belcredi war, wie wir wissen, der ausgesprochenste Absolutismus und somit mußte er nothwendig ein Todfeind der ungarischen Bestrebungen sein. Wenn er sich daher auch dazu herbeiließ, den zähen Magyaren Verschiedenes zu bewilligen, wie z. B. die Vereinigung Siebenbürgens mit Ungarn; wenn er ihnen dann weiter versprach, daß die Krönung des Kaisers als eines ungarischen Königs in Pesth ganz solenn abgehalten werden solle und was dergleichen mehr ist, so konnte er sich dagegen nie dazu verstehen, ihnen ein Parlament und eine parlamentarische Regierung zu bewilligen; er konnte sich nie dazu verstehen, daß die Ungarn ihre eigenen Beamten haben und durch diese Beamten ihr Land selbst verwalten dürften, daß sie sich ihre Gesetze, die finanziellen wie die criminalistischen, selbst machen, und daß sie an die Spitze ihrer Regierung ein selbstständiges und verantwortliches Ministerium stellen dürften. Letzteres besonders war ein wahrer Horror für ihn, denn wenn in Ungarn constitutionell regiert wurde, konnte man dann fortfahren, in den andern österreichischen Landen den starren Absolutismus obwalten zu lassen? So stand der Ausgleich mit Ungarn nach beendigtem Kriege noch in so weiter Ferne, wie vor demselben, und im Zorne über die ewige Weigerung der österreichischen Regierung, den Magyaren gerecht zu wer-

Digitized by Google

den, beantragte Anfangs December 1866 der kühne Abgeordnete Tisza den Faden der Verhandlungen mit Wien für abgerissen zu erklären, mit andern Worten, der kaiserlichen Regierung den Gehorsam aufzukündigen. Nicht weniger als 107 Stimmen gewann dieser Antrag für sich; doch wandte der große Volkstribun und Patriot Franz Deak den harten Schlag noch ab und mit einer Mehrheit von 227 Stimmen — der Einfluß Deaks auf seine Landsleute war damals, wie er es auch jetzt noch ist, ein unbegrenzter — wurde, so zu sagen als letzter Friedensversuch, nochmals eine Adresse an den Kaiser beschlossen. Ihr Ton war ein sehr barscher und concentrirte sich in zwei Sätzen. In dem nehmlich, „daß vorher, ehe Ungarn sich zu irgend Etwas herbeilassen könne, durch Einsetzung eines verantwortlichen rein ungarischen Ministeriums die factische Wiederherstellung der Verfassung vollzogen sein müsse," und dann in dem, „daß absolute Gewalt auf der einen Seite der Leitha (in den österreichischen Kronländern) und auf der andern Seite eine ihrer verfassungsmäßigen Freiheiten beraubte Nation (die Magyaren) nimmermehr zum Ausgleich gelangen könnten." Ueberdem sprachen sich alle ungarischen Parteihäupter mit sammt der nationalen Presse ganz ungeschminkt dahin aus, daß der Friede überhaupt unmöglich sei, „so lange im österreichischen Ministerium Männer sitzen, die weder politischen Charakter noch irgend eine politische Bedeutung hätten." Es war also klar, daß die Ungarn mit dem Grafen Belcredi, trotzdem er der Staatsminister, d. i. Minister des Innern war, nicht mehr unterhandeln wollten, und somit sandte der Kaiser seinen Minister des Aeußern, in dessen Ressort diese Angelegenheit eigentlich gar nicht gehörte, nach Pesth, um endlich den für die Ruhe des Reichs so überaus nothwendigen Ausgleich zu Stande zu bringen. Ende December kam Freiherr von Beust nach Pesth und sogleich setzte er sich mit den Führern der großen nationalen Partei Ungarns, mit Franz Deak, mit dem Grafen Julius Andrassy, mit dem Grafen Festetics von Tolna, mit dem Freiherrn von Eötvös, mit Balthasar von Horvath und Andern in Verbindung. Sie alle kamen dem Herrn von Beust freundlich entgegen und da sie Zutrauen zu ihm faßten, so vereinigte man sich schon nach Kurzem über die Hauptsachen. Allein wie man eben daran war den Vergleich abzuschließen, erschien plötzlich am 31. December in Wien ein Decret, welches der ganzen Monarchie die allgemeine Wehrpflicht „aufoctroyirte." Graf Belcredi hatte die Publication desselben durchgesetzt, offenbar in keiner andern Absicht, als damit das Friedenswerk zu stören oder gar unmöglich zu machen und dadurch den Freiherrn von Beust zu Falle zu bringen. Es kam aber ganz anders, als seine Willensmeinung war. Die Ungarn nämlich wurden wüthend über das Decret, nicht wegen seines Inhalts, mit dem sie ganz übereinstimmten, sondern weil es „aufoctroyirt" und nicht auf verfassungsmäßigem Wege zu Stande gekommen war. „Der Absolutismus," riefen sie, „soll fortherrschen, während uns so eben durch den Freiherrn von Beust, den Bevollmächtigten des Kaisers, die Zurückgabe unserer Constitution versprochen wurde?" So ward denn augenblicklich von Deak „als Ultimatum" eine neue Adresse an den Kaiser aufgesetzt, welche am 15. und 17. Januar einstimmig im Unter- wie im Oberhause in Pesth angenommen wurde, und in dieser Adresse hieß es folgendermaßen: „Heben Eure Majestät diese Verordnung und über-

Digitized by Google

haupt alle Verfügungen auf, die mit Verletzung unserer Verfassung durch die absolute Gewalt erlassen sind; das Ziel aber, welches die Sicherheit und die geistigen wie materiellen Interessen des Reichs erheischen, kann nur erreicht werden, wenn die Verfassungsmäßigkeit sowohl in Ungarn, als auch in Eurer Majestät übrigen Ländern vollkommen und in klarer Wirklichkeit ins Leben tritt." Diese Adresse ward vier Tage später dem Kaiser überreicht und die Deputation, welche deßhalb nach Wien gegangen war, sprach sich noch mündlich unumwunden dahin aus, daß „eine Regierung, welche um keinen Preis ein Parlament in Wien dulden wolle, auch das in Pesth nur kurze Zeit würde bestehen lassen." Das war nicht blos ein offenes Mißtrauensvotum gegen den Grafen Belcredi und Genossen, sondern es lag darin auch die Gewißheit, daß das Sistirungsministerium vollständig in allen seinen Gliedern entfernt werden müsse, wenn mit Ungarn ein dauernder Frieden geschlossen werden wolle!

„Also Ungarn und die deutschen Erblande einig in der Verdammung des bisherigen Regierungssystems!" Davor schreckte selbst Graf Larisch zurück, so sehr er auch sonst mit cavaliermäßiger Verachtung auf die Landtage herabsah, und am 21. Jan. 1867 reichte er seine Entlassung ein. Belcredi dagegen blieb auch jetzt noch unbeirrt auf seinem Posten und wich erst, als er am 3. Febr. seine Demission zugeschickt bekam. Wohlgemerkt übrigens, der Ritter von Schmerling war seiner Zeit mit allen seinen Genossen, dem Hofkanzler Zichy und den Ministern Plener, Lasser, Hein, Mecsery und Burger „ohne irgend eine Gnadenbezeugung" fortgeschickt worden; die Grafen Belcredi, Larisch und Mensdorff aber erhielten bei ihrem Rücktritt nicht nur die gnädigsten Handschreiben, sondern wurden auch noch mit hohen Orden (Graf Larisch und Belcredi mit dem Großkreuz des Leopoldordens) und andern Auszeichnungen bedacht, gerade wie wenn sie dem Reiche große Provinzen erobert hätten, statt daß sie das schöne Venetien und Oesterreichs Stellung zu Deutschland opfern mußten!

Jetzt endlich hatte es ein totales Ende mit dem Systirungsministerium und es begann nun das Ministerium Beust, denn der Baron von Beust wurde sofort als Ministerpräsident der Nachfolger des Grafen Belcredi und war von da an die bewegende Kraft in der Regierung des Kaiserstaates. Ja Franz Joseph warf sich ihm voll Vertrauen ganz in die Hände und ließ ihn gewähren, wie vorher nie einen Andern! Der Freiherr von Beust aber arbeitete nun rasch und energisch auf sein Doppelziel los und dieses Doppelziel war kein anderes, als einerseits der Ausgleich mit Ungarn und andererseits die Wiederherstellung der Verfassung im übrigen Oesterreich.

„Der Ausgleich mit Ungarn" — was wollten denn die Ungarn? Sie verlangten ihre alte Verfassung und mit dieser die Souveränetät des Magyarischen Stamms in dem ganzen Gebiet der ehemaligen Stephanskröne. Ungarn und seine Nebenländer (Siebenbürgen und Croatien) sollten fortan ein einziges staatliches Ganzes bilden und zu der Gesammtmonarchie, also zum Kaiserstaat, eine möglichst unabhängige Stellung einnehmen. Eben deßwegen bestanden sie auch auf ihrer eigenen, von Wien unabhängigen Regierung, das ist auf einem dem ungarischen Parlament verantwortlichen Ministerium und dem Recht ihrer eigenen Gesetzgebung.

Solches verlangte die nationale Partei der Magyaren, und das war

Digitized by Google

gewiß schon sehr viel; es gab aber noch eine Linke, welche viel weiter gieng und auf nichts Geringeres anstrebte, als auf gänzliche Trennung vom Kaiserstaate unter dem Titel einer Personalunion. Umgekehrt dagegen gab es am Hofe in Wien eine Partei, und zwar eine recht starke Partei, nämlich die der Feudalen und des Episcopats, welche den Ungarn wenig oder gar nichts gewähren wollten, weil sie sagten, dieselben hätten durch die letzte Revolution anno 1848 ihre angestammten Rechte verscherzt. Das war übrigens nicht der eigentliche Grund, warum sie den Ungarn

Fürst Schwarzenberg.

nichts gewähren wollten, sondern der eigentliche Grund lag darin, daß sie fürchteten, die Ungarn, wenn selbstständig, würden augenblicklich den Vertrag mit Rom von anno 1855 (das Concordat) einfach als illegal, d. i. als nicht gesetzmäßig entstanden, auf die Seite werfen. Die Stellung des Freiherrn von Beust inmitten dieser verschiedenen Partheien war also eine sehr schwierige; allein er gieng einen ehrlichen geraden Weg, und dieser führt am Ende immer zum richtigen Ziele. „Ihr sollt," sprach er daher zu den Führern der Nationalen in Pesth, „ihr sollt so viel bekommen, daß eure Unabhängigkeit gewahrt bleibt; dagegen müßt ihr von eurer Auto-

Digitized by Google

nomie zu Gunsten des Gesammtstaates so viel abtreten, daß auch dieser Gesammtstaat fortbestehen kann." Das war die gerechte Basis, auf welcher der neue Premier den Frieden mit Ungarn zu Stande bringen wollte, und als die hauptsächlichsten Punkte, welche dem Gesammtstaat bleiben müßten, bezeichnete er: Einheit des Heeres in Führung und Organisation, Einheit des Zollwesens, Einheit der Staatsschulden und Einheit der auswärtigen Politik. „So bald ihr," fügte er schließlich hinzu, „diese im Principe zugesagt habt, dann will der Kaiser durch Ernennung eines verantwortlichen ungarischen Ministeriums, sowie durch die Wiederherstellung der munizipalen Selbstverwaltung Ungarns euren Ansprüchen vollkommen gerecht werden."

Und merkwürdig, nunmehr giengs Schlag auf Schlag. Schon am 8. Februar 1867 sagten die Führer der Ungarn das im Princip zu, was von ihnen verlangt worden war, und zehn Tage später, am 18. ward im ungarischen Unterhause ein Kaiserliches Rescript verlesen, welches die Herstellung der Verfassung und die Ernennung eines ungarischen Ministeriums verhieß. Zugleich ernannte der Kaiser den Grafen Julius Andrassy — Franz Deak wollte um keinen Preis ein Amt annehmen — zum ungarischen Ministerpräsidenten, mit dem Auftrag das Ministerium zu bilden, und dieser, ein vorurtheilsfreier Mann, voll des wärmsten Patriotismus, der es vollkommen begriff, daß Ungarns Selbstständigkeit nie so weit gehen dürfe, um sich — es war für sich allein viel zu ohnmächtig, um sich der Russen oder auch nur der Türken erwehren zu können — von Oesterreich ganz loszutrennen, sorgte dafür, daß sofort gleichgesinnte Männer die Verwaltung Ungarns und Siegenbürgens übernahmen. Am 20. März 1867 trat dieses neue verantwortliche Ministerium seine Functionen an und zwar bestand es aus folgenden Männern: Graf Julius Andrassy. von Csik-Szent-Király und Kraszna-Horka Ministerpräsident, Freiherr Bela von Wenckheim Inneres, Melchior Lónyay Landesfinanzen, Freiherr Joseph von Eötvös Cultus, Balthasar von Horvath Justiz, Graf Emrich Mikó öffentliche Arbeiten, Stephan von Gorové Handel, Industrie und Landwirthschaft, endlich Graf Festetics von Tolna Minister am Kaiserlichen Hoflager. Ihre, der eben genannten Minister, Aufgabe war es, die Aussöhnung mit Oesterreich auf der Grundlage der vier Einheitspunkte (Einheit des Heeres, des Zollwesens, der Staatsschuld und des Auswärtigen) im Einzelnen festzusetzen, was natürlich nicht über Nacht geschehen konnte, schon deßwegen nicht, weil die andere größere Reichshälfte doch natürlich auch ein Wort mitzusprechen hatte; allein bei dem guten Willen, der sich von allen Seiten kundgab, und bei dem großen Vertrauen, welches der Freiherr von Beust, nunmehr die rechte Hand des Kaisers, bei den Patrioten im ganzen Kaiserstaat erweckte, ließ sich an einem glücklichen Ausgang gar nicht zweifeln, und so wurden denn, um die Aussöhnung feierlichst zu besiegeln, Franz Joseph und seine hohe Gemahlin am 8. Juni 1867 unter den großartigsten Solennitäten und mit einem Jubel des Volkes ohne Gleichen, zu Pesth-Ofen zum Könige und zur Königin von Ungarn gekrönt. Tags darauf erließ der neue König eine umfassende Amnestie, in welche namentlich alle politisch Compromittirte miteingeschlossen waren, und so kehrten selbst die Flüchtlinge, welche das Leben verwirkt hatten, wie Klapka, Perczel und Andere, als freie Männer in ihr Vaterland zurück.

Digitized by Google

So war denn endlich der langjährige Kampf mit Ungarn, welcher die Kraft Oesterreichs seit Decennien lahm gelegt hatte, beendigt und Freiherr von Beust hatte also die Eine Aufgabe seines großen Ziels glücklich gelöst. Mit nicht minder großer Energie war er aber auch sogleich nach Beseitigung des Dreigrafenministeriums an die Lösung seiner andern Aufgabe gegangen, an die Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände im übrigen Oesterreich, und schon am 4. Februar 1867 wurde die berüchtigte „Sistirung" als aufgehoben erklärt. Auch umgab sich der Freiherr von Beust sofort mit Ministern, welche in Gesinnung und Thatkraft mit ihm übereinstimmten, oder wenigstens übereinzustimmen versprachen, denn er allein konnte natürlich nicht die ganze Last der Staatsgeschäfte tragen. So erhielt das Ministerium des Innern der Graf von Taaffe, das Ministerium der Finanzen der Freiherr von Becke und das Cultus- und Justizministerium der Ritter von Hye; der Freiherr von John aber, der beste Organisator in Militaribus, behielt das Kriegsministerium und Freiherr von Beust selbst das Ministerium des Aeußern, das der Polizei und das des Kaiserlichen Hauses. Mit diesen Männern zusammen unternahm Beust das so unendlich schwierige Werk der Neugestaltung des cisleithanischen Oesterreichs, wie man den großen Complex der nicht zu Ungarn und Siebenbürgen gehörigen Länder jetzt nannte; aber dieses Unternehmen war ein weit schwierigeres, als das des Ausgleichs mit Ungarn, denn es sollte nun der böse Teufel ausgetrieben werden, der Oesterreich seit Jahrhunderten beherrscht hatte, jener böse Teufel der Finsterniß, des Aberglaubens, der Unwissenheit und der Unduldsamkeit, welchem seit neuster Zeit, seit dem anno 1855 abgeschlossenen Pact mit Rom, sogar das „gesetzliche" Recht, Oesterreich unter dem Daumen zu halten, geworden war. Schon der Feldzeugmeister von John that kurz nach dem Antritt des Kriegsministeriums den Ausspruch: „Die höchste Sorge der Militärbehörden müsse sich nun dem geistigen Zustande der Armee zuwenden, denn der Geist sei die wirksamste Waffe des Heeres und daher die Vermehrung der Intelligenz in der Armee mit allen Mitteln anzustreben," und schon dieser Ausspruch reizte den obgenannten bösen Teufel zu einem großen Zorn; welche Wuth aber mußte nicht erst in ihm entstehen, wenn der neue Leiter der österreichischen Geschicke den Spruch that: „Das ganze Volk muß auf eine höhere Civilisationsstufe erhoben werden und hat daher für immer zu brechen mit jenen Mächten, deren Macht eben auf der Unwissenheit, Unduldsamkeit und Geistesbornirtheit des Volkes beruhte"?

Es währte etwas lange, bis der Reichsrath der cisleithanischen Länder zusammentreten konnte, denn es mußten vorher Neuwahlen stattfinden und auch sonst gab es der Vorbereitungen eine Menge. Endlich aber am 22. Mai konnte er eröffnet werden und es geschah dieß durch den Kaiser selbst in einer höchst feierlichen Weise. Auch erregte es frohe Hoffnungen, als in der Thronrede die Worte: „Der Reichsrath wird nicht verkennen, wie die neue Ordnung der Dinge, indem sie die verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten der Länder der Ungarischen Krone mit neuen unumstößlichen Bürgschaften umgiebt, gleiche Sicherheit für die übrigen Länder im nothwendigen Gefolge haben muß," besonders premirt wurden, denn es lag darin die Gewißheit, daß die neue österreichische Regierung — der

Digitized by Google

Verfasser der Thronrede war selbstverständlich Freiherr von Beust — fest entschlossen sei, die Verfassung des cisleithanischen Oesterreichs auf eben so breiter Grundlage der Freiheit auszubauen, wie die Ungarns. Noch mehr steigerte sich diese Gewißheit dadurch, daß der Kaiser den beiden Häusern des Reichsraths ein Präsidium gab — so wenig hatte die von Ritter von Schmerling ins Leben gerufene Februarverfassung von einer wahren Constitution an sich, daß die Häuser nicht einmal ihre Präsidenten selbst wählen durften, sondern daß ihnen dieselben von der Regierung aufoctroyirt wurden — also, daß der Kaiser den beiden Häusern ein Präsidium gab, welches diese Häuser oder vielmehr die liberalen Fractionen dieser Häuser sich selbst gegeben haben würden, nämlich dem Herrenhause den durch und durch constitutionellen Fürsten Carlos Auersperg, der zugleich ein uralt adeliges Geschlecht repräsentirte, und dem Abgeordnetenhause den Doktor Giskra, den berühmten Bürgermeister von Brünn. Diese beiden waren ja personificirt mit dem Fortschritt und solches bewährten sie auch gleich durch ihre Antrittsreden in den beiden betreffenden Häusern. „Die schwerwiegenden Ereignisse" sagte der Fürst von Auersperg, „der letzten unheilvollen Vergangenheit haben auf die Irrwege unserer Geschicke so tiefe Schatten geworfen, daß es nicht mehr Tag werden wollte in den Gemüthern und daß bereits die Möglichkeit abhanden gekommen zu sein schien, dem erschöpften Oesterreich frisches Leben einzuhauchen und seinen Bestand zu sichern. Da fiel ein Lichtstrahl in das Dunkel düsterer Erwartung: ein wohlbedachter Stoß hat das Netz der Verwicklungen zerrissen, um an den Faden des Rechts neu anzuknüpfen, und, geleitet von dem einzig untrüglichen Wahrzeichen, soll das öffentliche Recht neu aufgerichtet, der Umbildung unterzogen werden und hoffentlich dauernde Gewähr haben. Wir müssen an das Ziel gelangen, daß wir ein ungestörtes Verfassungsrecht erreichen, damit der Völkerglaube an seine politische Berechtigung erstarke und das Bewußtsein in den Völkern lebe, daß ein wichtiger Theil ihrer Geschicke in ihren eigenen Händen ruht." Noch deutlicher sprach der Präsident des Abgeordnetenhauses Doktor Giskra. „Mit tiefer Wehmuth," erklärte er unter Anderem, „müsse man auf die Verirrung jener Räthe der Krone zurückblicken, welche sich dem Wahne hingegeben hatten, auf der Basis der Sistirung und Verfassungssuspension den Neubau des Staates aufzuführen. Nur mit umflortem Auge könne der Freund des Vaterlandes zurückblicken auf jene Periode, wo dem Staat eine Provinz verloren gegangen, wo die tausendjährige Zusammengehörigkeit mit dem Mutterlande, mit Deutschland zerrissen worden sei. Allein mit Vertrauen auf eine bessere Zukunft könne das Haus jetzt rathen und thaten. Eine große und schwere Aufgabe sei demselben beschieden; politische und sociale Reformen der mannigfachsten Art seien durchzuführen; zur Wahrheit müsse werden die Gleichberechtigung der Nationalitäten und die Gleichberechtigung der Confessionen, die Durchführung eines ehrlichen Constitutionalismus, wie solcher einem andern Theile der Monarchie bereits zu Theil geworden. Der Ausgleich mit den Ländern jenseits der Leitha sei in einer den beiden Reichshälften gerecht werdenden Form durchzuführen. Diese Ziele schnell und energisch zu erreichen, sei die Aufgabe des Hauses."

Mit solch' kräftigen Worten ward die Sitzung des Reichsraths einge-

Digitized by Google

leitet und dieſer machte ſich dann auch mit einer Energie und zugleich einem Freimuth an ſeine Arbeit, die ihm die Bewunderung von ganz Europa erweckte. Nicht minder aber oder vielmehr noch weit mehr bewunderte man den Freiherrn von Beuſt, denn er war die Seele alles deſſen, was neu geſchaffen wurde, und Freund wie Feind mußte zugeſtehen, daß Oeſterreich, dieſes ſeit Jahrhunderten in politiſchen wie religiöſen Fragen, dem Despotismus anheimgefallen geweſene Oeſterreich nur ihm und ſeinem ſchaffendenden Geiſte ſeine Wiedergeburt zu verdanken habe. Eben deß-

Kardinal Rauſcher.

wegen ehrte ihn ſein Monarch auch dadurch, daß er ihn am 23. Juni 1867 zum Reichskanzler ernannte, eine Würde, durch welche der Baron von Beuſt jenen Rang und jene Stellung erhielt, welche vor ihm nur die beiden Fürſten Kaunitz und Metternich inne gehabt hatten.

Doch ſehen wir nun, was der Reichsrath in Verbindung mit dem Reichskanzler zu Stande brachte. Eine Hauptaufgabe war, die vorläufigen Abmachungen mit Ungarn zu präciſiren und definitiv feſtzuſtellen, und zu dieſem Behufe wählten die beiden Parlamente zu Peſth und Wien Deputationen, die im Anfang Auguſt ihre Thätigkeit begannen. Es gab da

Digitized by Google

viel Kampf und Streit; aber die Gemäßigten unter den Deputirten sowie hauptsächlich das versöhnliche Auftreten des Baron von Beust brachten es schließlich doch so weit, daß nach neunwöchentlicher Verhandlung am 25. September das Schlußprotokoll des Ausgleichungsvertrags aufgesetzt werden konnte. Demzufolge ist, trotz dem nun zu Recht bestehenden Dualismus, die sichere Einheit des Kaiserstaates gerettet, indem einmal die auswärtigen Angelegenheiten, dann das Kriegswesen mit Inbegriff der Kriegsmarine, und endlich das Finanzwesen rücksichtlich der gemeinsam zu bestreitenden Auslagen als gemeinschaftliche Angelegenheiten für die beiden Reichshälften diesseits und jenseits der Leitha erklärt wurden. Auch setzte man den Beitrag Ungarns zu den Reichsfinanzen für die nächsten zehn Jahre im Verhältniß von 30 zu 70 des ganzen Bedürfnisses fest und sicherte noch überdieß die Zolleinheit nebst dem gemeinschaftlichen Münzwesen durch besondere Verträge. Schließlich besagte der Ausgleichungsvertrag noch, daß alle die obgenannten gemeinsamen Reichsangelegenheiten durch ein verantwortliches Reichsministerium geleitet werden sollen, während der finanzielle Theil derselben, so wie überhaupt die Reichsgesetzgebung der Berathung und Beschlußfassung von Delegationen anheimfalle, welche die beiden Parlamente zu Wien und Pesth zu wählen und der Kaiser alljährlich einzuberufen habe. Auf solcher — allerdings etwas complicirter Grundlage ward der Frieden mit Ungarn abgeschlossen, und am 29. September 1867 genehmigte ihn der Kaiser.

Ungarn hatte also seine Constitution und durch dieselben seine Freiheit erlangt. Nun galt es, auch dem übrigen Oesterreich seine „Magna charta" zu verschaffen und schnell waren eine ganze Reihe von freisinnigen Gesetzen, wie das über Ministerverantwortlichkeit, über Vereins- und Versammlungsrecht u. s. w. ins Leben gerufen. Wie man nun aber an die Hauptsache gehen wollte, daran, jedem Staatsbürger, er habe einen Stand und eine Religion, welche er wolle, gleiche Rechte zu decretiren, da erhob sich furchtbar drohend ein Gespenst, jenes gräßliche Teufelsgespenst, von dem ich weiter oben schon gesprochen, oder um es deutlicher zu sagen: die alles beherrschende Macht der Geistlichkeit, welche nicht zu brechen war, ohne daß man vorher ihre rechtliche Stütze, „das Concordat", beseitigt hätte.

Das Concordat! Der Leser kennt es aus dem, was ich früher darüber sagte*), und er weiß daher wie tödtlich lähmend es auf die Entwicklung Oesterreichs wirkte. Selbstverständlich wußte man dies in Oesterreich selbst eben so gut oder noch besser — natürlich spreche ich hier von dem aufgeklärteren Theil der Einwohnerschaft des Kaiserstaates — und der Ritter von Schmerling hatte daher, so lange er noch am Ruder war, nicht blos das sogenannte Protestantenpatent erlassen, sondern auch den Baron Bach nebst dem Bischof Feßler nach Rom gesandt, um mit dem Pabst wegen Erleichterung der drückendsten Fesseln jenes harten Pactes zu unterhandeln. Aber — mein Gott — was half das Protestantengesetz! Es stand auf dem Papier, nichts mehr, nichts weniger, und die Geistlichen, besonders die Bischöfe und Erzbischöfe spotteten über die „Schmerlingsche Posse." Davon aber, daß es irgendwo zur Ausführung gekommen wäre, das heißt,

*) Man vergleiche das letzte Kapitel des siebenten Buchs. Gr.

Digitized by Google

daß man den Protestanten das Recht gegeben hätte, ihre Religion überall im Kaiserstaate frei auszuüben, davon war ohnehin keine Rede, weil die Statthalter der Provinzen nebst den höheren Richtern es überall mit dem Priesterthum hielten. Noch weniger führte die zum Pabst abgeschickte Gesandtschaft zum Ziele und nach fünf Jahren stand sie noch auf demselben Fleck, wie bei ihrer Ankunft in Rom. Vielleicht wollte sie auch nicht zum Ziele kommen, denn der Herr Baron Bach und der Bischof Feßler dachten eigentlich nicht minder päbstlich als der Pabst selbst.

Unverrückt demnach, einem nicht zu bewältigenden Riesen gleich, stand das Concordat in Oesterreich da, als dem Freiherrn von Beust daselbst die Zügel der Regierung übergeben wurden, und es trat daher gleich von Anfang an die sehr ernste Frage an ihn heran, wie hier zu helfen sei. Etwa durch neue Verhandlungen mit Rom? Ja wohl, da war viel zu hoffen! Hatte doch der heilige Vater gerade damals dem Kaiser Maximilian in Mexico durch seinen Nuntius, den Monsignore Meglia, erklären lassen: „Er, Kaiser Maximilian, sei gerade so gut sein, des Pabstes, Unterthan, als der letzte und geringste Bewohner von Mexico!“ Also hatte sich Pius IX. vernehmen lassen und bei solchen Gesinnungen wäre es doch wahrhaftig fast zu viel gefordert gewesen, den heiligen Vater um Revision des Concordates anzugehen. Dennoch, um den Beweis der Friedensliebe aufs äußerste zu treiben, geschah selbst dieses „Zuviel“ und Freiherr von Hübner ward nach Rom gesandt. Wenn nun aber auch er nichts ausrichtete — und das konnte gar nicht anders kommen — was nun? Der einzige Weg war dann die Abänderung der Concordatsgesetze auf constitutionellem Wege, das ist durch neue Gesetze, welche man mit dem Reichsrathe verabschiedete, und diesen Weg mußte man nothgedrungen schon nach Kurzem einschlagen.

Ich will nun übrigens, weil dieß mich viel zu weit führen würde, die vielen, langen und heftigen Debatten, welche die Concordatsfrage im Reichsrathe, besonders im Abgeordnetenhause, hervorrief, nicht im Einzelnen schildern; dagegen constatire ich, daß schon wenige Wochen nach der Eröffnung des Reichsraths der Abgeordnete Mühlfeld, den man deßwegen auch den „Brecher des Concordats“ nennen könnte, im Abgeordnetenhause die weitgehendsten Anträge gegen diese päbstliche Zwangsjacke einbrachte. Ich constatire ferner, daß das Ministerium nicht zauderte zu erklären, es müsse eine Parität zwischen allen im Staate anerkannten Glaubensbekenntnissen hergestellt werden, und nur davor warnte, sich in den andern Fragen, welche mit diesem Gebiete zusammenhängen, wie z. B. in der Frage des Unterrichtswesens, nicht zu überstürzen. Ich constatire weiter, daß eine Menge von größeren Corporationen, der Gemeinderath von Wien wieder voran, Petitionen über Petitionen an den Reichsrath einsandten und besonders darauf drangen, „jede auf eine bloße Revision oder Modifikation des Concordates abzielende Transaction abzuweisen,“ weil das „ganze“ Concordat über Bord zu werfen sei. Ich constatire endlich, daß der Reichsrath, vor allem das Abgeordnetenhaus, in seiner großen Mehrheit nicht blos die Gleichberechtigung aller Confessionen, sondern auch, und dieß hauptsächlich, die Freiheit des Unterrichts und eben damit die gesetzliche Reform des Volksunterrichts, der so überaus schmählich darniederlag, für

Digitized by Google

eine Nothwendigkeit erkannte und daß daher gar nicht daran zu zweifeln war, es werde schließlich mit dem Concordate, seis auf diesem, seis auf jenem Wege, ein Ende gemacht werden. Dieses Alles constatire ich und noch dazu das, daß schon im Juli 1867 im Abgeordnetenhause ein confessioneller Ausschuß niedergesetzt wurde, um alle in Sachen des Concordates gemachten Anträge u. s. w. zu prüfen und darüber zu berichten. Kurz also, die Erwartung lag im September 1867 äußerst nahe, daß demnächst im Reichsrath über diese brennende Frage wichtige Beschlüsse gefaßt werden würden, und ganz Oesterreich diesseits der Leitha erwartete dieselben mit der äußersten Spannung. Da sollte diese Frage urplötzlich in eine ganz neue Phase treten.

Gegen die Mitte des September 1867 nämlich hatten sich in Wien ihrer fünfundzwanzig Erzbischöfe und Bischöfe des Reichs, von denen sich aber die transleithanischen, d. h. die Ungarischen, durchaus fern hielten, mit ziemlicher Ostentation versammelt, um allda über die Lage der Kirche in Oesterreich zu berathen. Sie gehörten sämmtlich der extremsten ultramontanen Richtung an und zudem hatten sie noch den Cardinal-Erzbischof Schwarzenberg von Prag, den Fürstbischof Fürstenberg von Olmütz, so wie den Bischof von Brünn, Grafen von Schaffgotsch, notorische Verbündete der Jesuiten, zu Führern. Somit konnte man sich schon denken, daß sie etwas ganz Ungewöhnliches zu Tage fördern würden, denn es handelte sich ja um ihre künftige Machtstellung im Staate, welche durch das Rütteln am Concordate stark gefährdet war; allein ein solches Elaborat, wie sie es nun zu Tage förderten, nein, ein „solches" hätten selbst strengeistige Katholiken nicht für möglich gehalten. Sie verfaßten nämlich eine Adresse an den Kaiser und in dieser verlangten sie kategorisch das unverrückte Fortbestehen der jetzigen religiösen Zustände in Oesterreich. Auch nicht einmal das Tüpfelchen eines einzigen „I" wollten sie preisgeben, sondern das Volk Oesterreichs müsse in seiner glorreichen geistigen Versumpfung, das Gesammtschulwesen in seiner bisherigen Erbärmlichkeit, der Nichtkatholik in seiner seit lange herkömmlichen Rechtslosigkeit bleiben. Und warum? „Nun," sagten sie, „das Anstürmen gegen das Concordat sei nichts anderes als der Krieg gegen das Christenthum selbst, wie solches ja sich schon so oft wiederholt habe. Die Gleichheit aller Religionen werde im Namen der Vernunft verkündet und unter Anrufung der Toleranz in Ausübung gebracht; allein die Eingeweihten wüßten es längst, daß die Toleranz mit der Aufhebung der Religion gleichbedeutend sei. Was die Civilehe anbelange, so sei sie die Leugnung des Zusammenhangs zwischen Zeit und Ewigkeit, denn in ihr liege die Auflöslichkeit des Ehebunds, während die Unauflöslichkeit desselben ein katholischer Glaubenssatz sei. Die Kirche könne daher niemals zur Einführung einer solchen Ehe, bei welcher auf Religion und Gewissen keine Rücksicht genommen werde, ihre Zustimmung geben und da das Concordat allein die Ehe und die Familie in Oesterreich rette, so müsse es auch beibehalten werden. Bei den Klagen," heißt es dann wörtlich weiter, „welche man über die bestehende Einrichtung der Volksschulen erhebt, handelt es sich nicht um Verbesserung des Unterrichts. Wer dieß nicht wüßte, müßte ein Fremdling sein in der Geschichte des Tags und gerade von jenen Stimmen, die am lautesten schallen, keine Kenntniß ge-

Digitized by Google

nommen haben. Es sind die Grundsätze der Religion und Sittlichkeit, auf die man es abgesehen hat. Die Schule soll zur Propaganda des Unglaubens umgestaltet werden: das ist die Hauptsache. Der Lehrer muß hiezu brauchbar sein, das ist sein erstes wichtigstes Verdienst. Je frecher er Religion und sittliche Scheu verhöhnt, desto würdiger ist er der Beförderung. Um solche Werkzeuge in hinreichender Zahl zur Verfügung zu haben, sollen sogenannte Lehrerbildungsanstalten gegründet und darauf berechnet werden, ihre Zöglinge zur Geringschätzung alles Heiligen und Hohen einzuschulen." Zum Schlusse heißt es: „Man preist dieß Alles als den Willen des Volks und doch sind die Wünsche und Ueberzeugungen der großen, sehr großen Mehrheit dagegen. Am auffallendsten zeigt sich dieß gegenwärtig in Italien, wo neun Zehntheile der Bevölkerung die Frevel verabscheuen, welche die herrschende Parthei wider Religion, Kirche und Sittlichkeit verübt. Soll Oesterreich einem ähnlichen Schicksale verfallen? Soll die katholische Religion die Duldung, welche ihr die Türken gewähren, in Oesterreich nicht mehr erwarten dürfen? Soll sie als ein Zeitvertreib, als ein Hinderniß der Bildung behandelt und ganz aus der Schule hinaus geschafft werden? Es gilt nicht dem Concordate, es gilt der katholischen Religion, welcher dieser Staatsvertrag als eine Schutzwehr dient, der ihr nöthiger ist als je. Denn außer Italien giebt es kein Land, wo die heiligsten Güter der Menschheit Angriffen von solcher Schamlosigkeit und Tragweite so schutzlos preisgegeben wären, wie in Oesterreich, wo das Gesetz ohnmächtig geworden ist. Jene aber, welche dabei als Werkzeug dienen, sind zum kleinsten Theil Christen, geschweige denn Katholiken, und haben des Gesetzes ungeachtet die volle Freiheit, jedes, auch das verwerflichste Mittel anzuwenden, um zu blenden, zu täuschen, zu verhetzen und zu ködern. Was also der Jammerschrei gegen das Concordat bedeutet, kann Niemanden mehr verborgen sein; er bedeutet: wir wollen eine Ehe ohne Festigkeit und Heiligung; wir wollen eine Schule ohne Religion und sittlichen Ernst."

Eine solche ultrapapistische Sprache führten die genannten fünfundzwanzig Kirchenfürsten und sie zweifelten keinen Augenblick, daß der Kaiser in Anbetracht seiner Erziehung so wie seiner nächsten Umgebung ihnen durchaus recht geben müsse. Auch gab es damals noch viele andere Leute, die hieran nicht zweifelten, und in gewissen Kreisen sprach man von dem nahen Sturze des Reichskanzlers als von einer Sache, die sich von selbst verstehe. Ja bis nach Pesth verbreitete sich diese Kunde und es flog daher der ungarische Ministerpräsident Graf Andrassy eiligst nach Wien, um dem Kaiser vorzustellen, daß Nachgiebigkeit gegen das Episcopat und in Folge dessen die Einsetzung eines feudal-ultramontanen Ministeriums in Ungarn nothwendig zu einer neuen Katastrophe, mit anderen Worten zu einer Revolution führen müßte. Nicht minder empört war die Bürgerschaft in den cisleithanischen Landen, besonders in Wien, und der Gemeinderath letzterer Stadt protestirte sogar in einer Adresse an den Kaiser feierlichst gegen die dreiste Unwahrheit und böswillige Verleumdung, welche in dem Elaborat der Bischöfe liege. Fast eine schärfere Sprache noch führte im Abgeordnetenhause der Abgeordnete Mühlfeld, welcher dorten beantragte, nunmehr nach solchem maßlosen Auftreten des Episcopats einfach die Ungültigkeit des Concordates in allen seinen Theilen zu decretiren, ohne

Digitized by Google

weiter mehr irgend eine Rücksicht auf den Pabst zu nehmen. Kurz die Adresse der Bischöfe an den Kaiser rief in allen liberalen Kreisen einen förmlichen Sturm hervor und mit der furchtbarsten Spannung harrte man der Antwort, welche Franz Joseph ertheilen würde. Der Kaiser übrigens war längst entschlossen. Er wußte, daß der Katholicismus bestanden habe lange vor dem österreichischen Concordate und also auch fortbestehen werde ohne dasselbe. Er wußte, daß in Frankreich längst die Civilehe so wie die Trennung der Schule von der Kirche bestand und sich dorten die Bischöfe ganz gut in das Factum schickten. Er wußte endlich, daß in Ungarn das Concordat seit dem Ausgleich als gar nicht vorhanden betrachtet wurde und daß der hohe wie der niedere Clerus auch nicht das Geringste dagegen einzuwenden hatte. Er wußte dieß Alles und die Folge davon war, daß die Herren Bischöfe von ihm nach vorher genommener Rücksprache mit seinen Ministern am 15. Oktober eine vollkommen abschlägliche Antwort erhielten. Ja, sogar eine abschlägliche Antwort in sehr mißbilligenden Worten, denn in dem betreffenden an den Kardinal Rauscher gerichteten Handschreiben hieß es unter Anderem: „Ich muß beklagen, daß die Bischöfe, anstatt nach Meinem Wunsche die ernsten Bestrebungen der Regierung in den einschlagenden wichtigen Fragen zu unterstützen und deren so dringende Lösung im Geiste der Versöhnung und des Entgegenkommens zu fördern, es vorzogen, durch die Veröffentlichung einer die Gemüther tief erregenden Adresse ihre Aufgabe zu erschweren, und zwar in einem Zeitpunkte, in welchem uns Eintracht so sehr noth thut und es dringend geboten ist, die Anlässe zu Zwiespalt und Beschwerde nicht zu mehren."

Jetzt endlich war der schwere Druck, welcher die letzten drei Wochen her auf den Gemüthern der Patrioten gelastet hatte, beseitigt, und mit froher Hoffnung schaute man wieder der Zukunft entgegen. Der Reichsrath aber gieng von jetzt an mit verdoppeltem Eifer an die Umbildung des alten Oesterreichs und ein Gesetz nach dem andern wurde geschaffen, um diese Umbildung bleibend zu machen. Ja, ganz neue Grundrechte kamen zur Geltung und für diese, die bürgerliche, religiöse und politische Freiheit aller Staatsbürger der im Reichsrathe vertretenen Länder garantirenden Grundrechte besteht nun ein Rechtsboden, um welche jeder Deutsche die Oesterreicher zu beneiden alle Ursache hat!

Soll ich nun übrigens diese Grundrechte alle einzeln durchgehen? Ein allgemeiner Ueberblick dürfte genügen. Also 1) Das Staatsgrundgesetz erkennt vorab ein allgemeines Oesterreichisches Staatsbürgerrecht für alle Angehörigen der im Reichsrath vertretenen Länder an und decretirt Gleichheit Aller vor dem Gesetz, so wie gleiche Zulässigkeit Aller zu allen Staatsämtern. 2) Jeder Staatsbürger hat innerhalb des bezeichneten Staatsgebietes das unbeschränkte Recht der freien Uebersiedlung, des freien Gewerbsbetriebes, des Ankaufs und der Wiederverwerthung von Liegenschaften, so wie des activen und passiven Gemeindewahlrechtes in dem von ihm erwählten Wohnorte, sofern er dort eine directe Steuer entrichtet. 3) Es ist Jedermann volle Glaubens- und Gewissensfreiheit gewährleistet und jeder gesetzlich anerkannten Kirche — also, außer der katholischen, auch der protestantischen, griechischen, jüdischen u. s. w. — und Religionsgesellschaft steht

Digitized by Google

das Recht der gemeinsamen öffentlichen Religionsübung zu. Damit entfallen unbestreitbar alle Hindernisse, welche früher in einzelnen Ländern (besonders Tirol) der Errichtung protestantischer Kirchen oder israelitischer Synagogen entgegengestellt wurden, und eben damit ist auch das Concordat thatsächlich aufgehoben. 4) Einer jeden gesetzlich anerkannten Kirchen- und Religionsgenossenschaft übrigens wird nicht allein das Recht der gemeinsamen öffentlichen Religionsübung und der selbstständigen Verwaltung und Ordnung ihrer inneren Angelegenheiten zuerkannt, sondern es wird derselben ausdrücklich der Besitzstand und der Genuß ihrer für Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds gewährleistet, selbstverständlich unter der Herrschaft der Staatsgesetze über den Erwerb von Liegenschaften zur todten Hand. 5) Ein Brautpaar kann nicht genöthigt werden, eine kirchliche Copulation nachzusuchen, sondern hat das Recht der Civiltrauung und dieses Recht findet ohnehin dann seine Anwendung, wenn der kirchlichen Trauung von der Geistlichkeit Hindernisse in den Weg gelegt werden. 6) Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei und jeder gesetzlich Befähigte hat die Berechtigung, Unterricht zu ertheilen und Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu gründen. Den betreffenden Kirchen- oder Religionsgesellschaften dagegen ist die Pflicht auferlegt, für den Religionsunterricht in den Schulen Sorge zu tragen, während dem Staat das Recht der obersten Leitung und Aufsicht über das gesammte Unterrichts- und Erziehungswesen zusteht. 7) Jedermann steht nicht nur die Wahl des Berufs frei, sondern er hat auch die Befugniß, sich für denselben auszubilden, wie und wo er will — also auch im Auslande. 8) Das neue Grundgesetz verbürgt ferner: Die Unverletzlichkeit des Eigenthums mit Ausnahme der Expropriation für öffentliche Zwecke; die persönliche Freiheit mit Verpflichtung des Staats zum Schadenersatz für gesetzwidrig verfügte oder verlängerte Verhaftung; die Unverletzlichkeit des Hausrechtes; die Heiligthaltung des Briefgeheimnisses; das Petitionsrecht; das Recht zu öffentlichen Versammlungen; das Vereinsrecht; das Recht durch Wort, Schrift, Druck oder bildliche Darstellung, seine Meinung innerhalb der gesetzlichen Schranken frei zu äußern, mit Ausschluß aller Censur und Conzessionseinholung. 9) Alle durch die Presse verübten Verbrechen oder Vergehen gehören zur Competenz der Geschwornengerichte. Schließlich wird 10) die Gleichberechtigung aller Volksstämme und deren unveräußerliches Recht auf Wahrung und Pflege ihrer Nationalität und Sprache, so wie die Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule, Amt und öffentlichem Leben anerkannt.

Das sind im großen Ganzen die neuen Grundgesetze des österreichischen Staates diesseits der Leitha und der Kaiser hat sie sämmtlich sanctionirt. Um aber noch fernere Bürgschaften seines ernstlichen Willens zu geben, daß es ihm mit der constitutionellen Regierung tiefer Ernst sei, berief Franz Joseph am 30. December 1867 aus den Reihen der hervorragendsten Volksvertreter für die cisleithanischen Länder ein wahrhaft parlamentarisches und volksthümliches Ministerium, damit dasselbe, vom Vertrauen der Völker getragen und ausgezeichnet durch seine Talente, sein Wissen und seine Arbeitskraft, beim weiteren Ausbau der Verfassung mitwirke, und dieses

Digitized by Google

(vom Reichskanzler vorgeschlagene) Cabinet bestand merkwürdiger Weise nicht blos aus Hofadeligen oder doch Männern von Stand und Geburt, sondern zum großen Theil wenigstens aus rein bürgerlichen Elementen, was bis jetzt in Oesterreich so wenig erhört worden war, als ein protestantischer Reichskanzler. Man höre nur und staune! An die Stelle des Grafen Taaffe, des bisherigen Ministers des Innern, trat Doctor Giskra, der freisinnige Bürgermeister von Brünn und seitheriger Präsident der Abgeordnetenkammer, während Graf Taaffe als Stellvertreter des Reichskanzlers vollständig in's Reichsministerium übertrat; Doctor Hasner Ritter von Artha übernahm das Ministerium des Cultus und Unterrichts; Herr v. Plener, früher Finanzminister unter Schmerling, das Handelsministerium; Graf Potocki, einer der größten Grundbesitzer in Galizien, das Ackerbauministerium; Professor Herbst die Justiz; Doctor Brestel die Finanzen und Doctor Berger trat ohne Portefeuille ein. Damit aber doch zwischen diesem „Doctoren-Ministerium" und der hohen Aristocratie am Hofe eine Vermittlung gegeben sei, übernahm der Fürst Carlos Auersperg, der bisherige hochangesehene Präsident des Herrenhauses, die Präsidentschaft des Ministerraths und an seine Stelle wählte man im Herrenhause den Fürsten Colloredo-Mannsfeld, an die Stelle Giskras im Abgeordnetenhause den Doctor von Kaiserfeld zum Präsidenten. Gleich darauf gabs auch noch eine Veränderung im Reichsministerium, eine Veränderung jedoch, die nicht sowohl einen Systems-, als vielmehr Personenwechsel bedeutete, indem der Reichskriegsminister Freiherr von John zurücktrat und dieser hohe Posten sofort dem Generallieutenant Freiherrn von Kuhn, einem Vertrauten des Erzherzogs Albrecht, des Siegers von Custozza, übertragen wurde.

Solches alles geschah bis zum Schluß des Jahres 1867 und wer wird nun noch leugnen wollen, daß Oesterreich, seitdem Freiherr von Beust die Leitung dieses Staats übernommen, in die Reihe der constitutionellsten Staaten Europas eingetreten sei? Eben so viel Segensreiches brachte auch der Anfang des Jahres 1868, und der Reigen der freisinnigen Thaten ward damit eröffnet, daß die Regierung am 7. März die Jesuitengymnasien zu Linz und Feldkirch aufhob. Ich will übrigens auf diese Einzelnheiten, weil sie mich zu weit führen würden, nicht näher eingehen, sondern beschränke mich darauf zu sagen, daß die ganze Tendenz derselben dahin gieng, den Ausbau der Verfassung in ächt liberaler Weise zu vollenden. Auch die Finanzfrage wurde sofort in Angriff genommen und erster Grundsatz dabei war: „keine Anlehen und kein weiteres Papiergeld mehr, aber ebenso wenig Bankerott!" Vielmehr sollten die Bedürfnisse des Staats gedeckt werden theils durch Ersparungen, theils durch Vermehrung der Staatseinnahmen, und gieng in erster Linie der Kaiser selbst mit gutem Beispiele voran, indem er schon im August 1866 die Herabsetzung des Aufwands für den Kaiserlichen Haushalt von 7,420,000 fl. auf 5,065,000 fl. — eine Ersparniß also von beinahe 2½ Millionen — anordnete. In zweiter Linie gieng man davon aus, daß alle Steuerfähigen ohne Ausnahme, besonders aber die Reichen, Opfer bringen müßten, und deßwegen belegte man z. B. die Coupons — die Zinsabschnitte der Staatspapiere — mit einer Steuer von zwanzig Procent. Doch sah man von Seiten der Regierung sogleich ein, daß andauernd nur geholfen werden könne, wenn

Digitized by Google

der ungeheure Reichthum, der noch in Oesterreich verborgen liegt, zu Tage gefördert würde, und nicht minder sah man ein, daß dieß durch nichts geschehen könne, als durch Hebung des Ackerbaus, der Industrie und des Handels. „Des Ackerbaus!“ Man bedenke nur, bis zum Jahr 1848 herrschte noch überall in Oesterreich die volle Gutsunterthänigkeit, verbunden mit Frohnden und Zehnten, mit Patrimonialgerichtsbarkeit und Stockprügeln, und von Volksunterricht war natürlich so gut wie gar keine Rede. Wie konnte da der Bauer gegenüber von den andern Staaten Europas etwas leisten? „Der Industrie!“ Es fehlten die Hauptfactoren, die guten Straßen und besonders die Eisenbahnen, um einerseits die Ma-

Graf Leo Thun.

terialien, wie z. B. die Kohlen, herbeizuschaffen und andererseits die Producte abzusetzen. Wer hätte also unter solchen Umständen sein Geld in industrielle Unternehmungen stecken wollen? „Des Handels!“ Erst neuester Zeit sind Handelsverträge mit dem Zollverein (9. März 1868), mit Frankreich, Italien und England abgeschlossen worden, und auch die Postverträge mit Italien, Griechenland, dem Norddeutschen Bund und Süddeutschland rühren von der neuen Aera in Oesterreich her. Dasselbe gilt den Telegraphenverträgen mit Italien, der Türkei, Serbien, Frankreich und der Schweiz. Kurz, Oesterreich lag in volkswirthschaftlichen Beziehungen bisher ebenso sehr in Banden, als in seiner geistigen Erziehung, und erst,

Digitized by Google

wenn alle diese Calamitäten dauernd gehoben sind, werden auch die Erträgnisse des Ackerbaus, der Industrie und des Handels von solchem Belange sein, daß der Finanzmisere für immer abgeholfen ist.

Schließlich erwähne ich noch der Reorganisation der Armee. Um nämlich für die Zukunft den Staat besser zu schützen und für alle Fälle eine erfolgreiche Defensive — von Angriffsgedanken mußte man natürlich bei den traurigen Zuständen der Finanzen gänzlich absehen — bieten zu können, vereinbarte man zwischen den beiden Staatshälften eine neue Organisation der Armee in Linie, Landwehr und Landsturm, führte die allgemeine Wehrpflicht als Princip ein und setzte die Einheit der stehenden Armee unter dem Kaiser und Reichskriegsminister fest. Die Landwehr dagegen hat von jetzt ab in jeder der beiden Reichshälften einen gesonderten Truppenkörper zu bilden, welcher unter dem Commando des betreffenden Landesvertheidigungsministers steht, und den Ungarn bewilligte man sogar nationales Commando. Die Dienstzeit soll in der Linie drei, in der Reserve fünf, in der Landwehr zwei Jahre dauern, während die vom Eintritt in die Linie Ausgelosten zehn Jahre der Landwehr angehören. Die Größe des stehenden Heeres setzte man auf 300,000 Mann, die der Reserve auf 500,000 fest, und den Landsturm erklärte man zum Bestandtheil der bewaffneten Macht des Staates. Trotz dieser Reorganisation aber mußte man auch sogleich wieder, der nöthigen Ersparnisse halber, auf starke Reduktionen der stehenden Armee denken, und man nahm daher sofort Beurlaubungen in ausgedehntem Maaßstabe vor. Man konnte dieß der friedlichen Weltlage wegen, und man wird dieß auch ferner möglich machen können, wenn die Regierung fortfährt, statt sich in die Welthändel zu mischen, ihr Hauptaugenmerk der Wiedergeburt des Staates zuzuwenden.

Der Leser kennt nun die schwere Noth, welche über Oesterreich in Folge des bösen Kriegs mit Preußen hereinbrach. Er kennt auch das noch tiefere Elend, in welches die ultramontanen Hochtories, deren Gipfelpunkt das Dreigrafenministerium war, den Kaiserstaat durch ihre reactionäre Sistirungspolitik versenkten. Nicht minder jedoch kennt er das energische Schaffen der jetzt den Staat leitenden Regierung, sowie den patriotischen Eifer der Aufgeklärten aller Nationalitäten Oesterreichs, und das, was bis jetzt dorten neu ins Leben trat, wird ihn mit tiefer Bewunderung erfüllt haben. Allein kann er trotz allem dem überzeugt sein, daß Oesterreich mit Ruhe einer gesicherten Zukunft entgegengeht? Kann er glauben, und zwar aus dem tiefsten Herzen heraus glauben, daß nicht neue Stürme über den Kaiserstaat, noch ehe er seine Regeneration vollendet hat, hereinbrechen werden und daß diese Stürme möglicherweise diese Regeneration nicht blos unterbrechen, sondern sogar für eine lange Zukunft unmöglich machen? Ja, daß diese Stürme die Zersetzung des ganzen Staates zur Folge haben könnten und mit der Zersetzung seine Auflösung in seine ursprünglichen Bestandtheile? Auch spreche ich hier nicht von Stürmen, die von Außen kommen, sondern von solchen, die in seinem Tiefinnersten ihre Wurzeln haben, denn von Außen her liegt keine nahe Gefahr vor.

Drei Factoren sind es hauptsächlich, welche das neue Aufleben Oesterreichs aus allen ihren Kräften anfeinden, und jeder dieser Factoren ist wieder aus einem besondern Grund von Haß erfüllt. Zuerst kommt der Haß

Digitized by Google

der Ultramontanen, dann der der verschiedenen Nationalitäten, zuletzt der des hohen Adels.

Es giebt im Kaiserstaate Oesterreich vierzehn Erzbisthümer, welche alle überaus reich mit Kirchengütern gesegnet sind, und schon deßwegen haben die hohen Würdenträger, welche sich im Besitz dieser Prälaturen befinden, große Aehnlichkeit mit mächtigen weltlichen Fürsten. Fast nicht minder reich bedacht sind die österreichischen Bisthümer und darum dünken sich auch diese weit mehr zu sein als ein gewöhnliches Menschenkind. Ihr weltlicher Reichthum nebst ihrer weltlichen Macht war aber bis anno 1867 noch das geringste, denn eine noch weit größere Tragweite hatte ihr geistliches Regiment. Gebot ja doch jeder von ihnen über eine ganze Cohorte von Geistlichen und Schulmeistern, und durch diese wieder über Tausende und Abertausende von Unterthanen! Unter ihnen nehmlich standen Nummer Eins die sämmtlichen Schulen, und zwar die höheren Unterrichtsanstalten wie die gewöhnlichen Volksschulen. Es durfte also nur gelehrt werden, was sie haben wollten, und wehe dem Lehrer, welcher eines ihrer Gebote verletzt hätte. Wehe aber auch dem Schüler, welcher es sich hätte beigehen lassen, anderswo sich Kenntnisse zu sammeln, als in den österreichischen Anstalten — er wäre nie und nimmer in irgend einem Examen für befähigt erklärt worden! Unter ihnen standen Nummer Zwei die sämmtlichen Kirchen ihres Sprengels und mit den Kirchen sowohl die Geistlichen als auch die Kirchengemeinden. Sie stellten die Pfarrer und Curaten an und in ihrer Hand lag deren Maßregelung. Mußten ihnen also nicht die Geistlichen gehorchen wie der Unterthan dem Erbherrn? Sie hatten ferner zu bestimmen, ob eine Ehe geschlossen werden durfte oder nicht, und von ihrem Ermessen hieng gar auch das ehrliche oder unehrliche Begräbniß ab. Kurz, sie waren unumschränkte Herren nicht blos in allen kirchlichen Dingen, sondern sie dominirten selbst über das Wohl und Wehe der Familien, weil die Ehen sowie die Erziehung der Kinder von ihnen abhiengen, und weil laut dem Concordate die Regierung auch nicht das Geringste gegen ihre Verfügungen einwenden durfte.

Nun kamen auf einmal die Gesetze vom Jahr 1867, durch welche die Schule von der Kirche und die Ehe von der Geistlichkeit emancipirt wurde. Sollten sich das die Herren Bischöfe und Erzbischöfe gefallen lassen, besonders jene Gewaltspotentaten, wie der Cardinal Fürst von Schwarzenberg, Erzbischof von Prag, oder wie der Graf Friedrich Egon von Fürstenberg, Erzbischof von Olmütz, oder wie der Cardinal Othmar von Rauscher, Erzbischof von Wien, oder wie der Baron von Tarnoczy, Erzbischof von Salzburg, oder wie der Graf Schaffgotsch von Brünn, oder wie Franz Xaver Wierzchlovski von Lemberg? Nein, das wäre zu viel verlangt gewesen, und sie schrieen daher laut über Raub. Noch mehr, sie schrieen auch über Vergewaltigung, denn die neuen Gesetze ordneten den Clerus den Staatsgesetzen unter, und zwar die großen Erzbischöfe wie die geringen Pfarrer. Ha! Das waren doch noch andere Zeiten, da der Graf Leo Thun, der Urheber des Concordates, und der Baron Bach, der Kaiserliche Botschafter in Rom, baarfuß dort in der Hauptstadt der Christenheit Prozessionen mitmachten!

Sie waren also wüthend, die Herrn Großwürdenträger der Kirche

Digitized by Google

und in ihrer Wuth reichten sie jene Adresse an den Kaiser ein, von der ich weiter oben schon gesprochen habe. Die Adresse trug ihnen aber, wie wir wissen, nichts ein, als eine verdiente Zurechtweisung und beschämt mußten sie diese einstecken. Doch jetzt kam ihnen der Pabst zu Hülfe, der fromme Pius IX., welcher die fixe Idee hat, er sei dazu angethan, in jetzigen Zeiten als ein anderer Hildebrand aufzutreten. Also der gute Pio Nono kam ihnen zu Hülfe und erließ eine Allocution, worin er die Maßnahmen der österreichischen Regierung gegen das Concordat in der heftigsten Sprache verdammte. Das Staatsgrundgesetz nannte er ein „wahrhaft abscheuliches," die confessionellen Gesetze: „verwerflich, verdammenswerth, verabscheuungswürdig". Noch mehr, er erklärte sogar jene Gesetze, sowie Alles, was in diesen Dingen von der Regierung Oesterreichs und von deren Behörde verfügt werde „für Null und Nichtig" und drohte den Abgeordneten, den Ministern und dem Kaiser selbst mit den kirchlichen Strafen der Excommunication, indem er zugleich die concordatstreuen Bischöfe zum ferneren energischen Widerstand aufforderte! Nun jubelten die geistlichen Würdenträger in Oesterreich, denn sie meinten, dem Pabste werde doch wenigstens unbedingter Gehorsam geleistet werden. Allein die Blitze Roms zünden schon lange nicht mehr, und die Allocution Seiner Heiligkeit machte daher nirgends im Staate einen tieferen Eindruck, ausgenommen den des Zorns über eine so colossale Anmaßung. Auch wurden die päbstlichen Vorwürfe vom Reichskanzler von Beust in einer Weise beantwortet, welche keine Gegenantwort mehr zuließ.

Also auch dieser Schlag war ein vergeblicher; allein deßwegen gaben die österreichischen Kirchenfürsten ihre Sache doch noch nicht verloren, sondern sie versuchten nun den Widerstand auf einem anderen Wege. Die Pfarrer und Geistlichen ihrer weitläufigen Diöcesen waren ja bis jetzt total von ihnen abhängig gewesen, warum sollten sie dieselben also nicht als Werkzeuge für ihre ultramontanen Zwecke ausnützen? So erklärte denn, um seinen Collegen mit gutem Beispiel voranzugehen, schon unter dem 9. März 1868 der Bischof Rudigier in einem an den Statthalter von Oberösterreich gerichteten Schreiben, daß die Kirche solchen Staatsgesetzen, welche der Religion zuwiderlaufen — die Ultramontanen haben von jeher die Gläubigen zu beschwatzen gesucht und auch nur zu oft mit Erfolg beschwatzt, der Ultramontanismus und die katholische Religion seien identische Dinge und es sei also eine Widersetzung gegen pfäffische Vergewaltigung eine frevelhafte Auflehnung gegen die Religion selbst — mit allen Mitteln entgegenzuarbeiten habe, denn man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen, und von diesem seinem hochverrätherischen Schreiben erhielten seine sämmtlichen Pfarrer eine Abschrift, damit sie ihr Verhalten darnach bemessen könnten. Noch weiter gieng der Bischof von Sanct-Pölten, denn er sprach in einem Rundschreiben vom 5. Juni an seinen Diöcesanclerus gleichsam zum Hohn gegen die Kaiserliche Regierung geradezu die Aufforderung aus, die Herrn Pfarrer sollen nur ganz ungenirt wie bisher fortfahren zu schalten und walten. Ganz ebenso verfuhr auch der Bischof Anton Ernst von Brünn (Graf Schaffgotsch) und seine Instruction an die ihm unterworfenen Geistlichen: „sie hätten die confessionellen Gesetze einfach zu ignoriren," ließ an Deutlichkeit nichts zu wünschen

Digitized by Google

übrig. Nicht minder hochverrätherisch benahmen sich noch eine Menge von andern Prälaten, und selbst der Cardinal Rauscher in Wien entblödete sich nicht, seinen Diöcesanclerus am 16. Juni zu versammeln, um denselben zu dem entschiedensten Widerstand gegen die „Neuerungen des Doctorenministeriums“ aufzufordern. Am allerkurzangebundensten aber verfuhren die Erzbischöfe von Prag, Salzburg und Olmütz in Compagnie mit den Bischöfen von Linz, Breslau und Brixen, denn sie erklärten frischweg und ohne alle Umschweife, daß sie von Niemanden Befehle annähmen, als nur allein vom Pabst in Rom.

Deak Ferencz.

Natürlich konnte eine solch' heftige Sprache nicht ungehört verhallen und die Regierung mußte also nothwendig Notiz von derselben nehmen. Sie mußte es um so mehr, als unter sehr Vielen ihrer Unterthanen, besonders unter den Deutschen, sich ein Sturm des Unwillens gegen diese unerhörte pfäffische Frechheit erhob. Allein sie faßte die Sache sehr kaltblütig auf. „Es sind nur Worte,“ meinte sie; „allerdings freche und hochverrätherische Worte, aber deßwegen doch nur Worte und diese wollen wir den Bischöfen hingehen lassen, damit sie sich austoben. Sollten jene frommen

Digitized by Google

Herrn aber den Worten Handlungen folgen lassen und dem Vollzug der Gesetze thatsächlichen Widerstand leisten, so werden wir mit denselben schon fertig werden." Also dachte die Regierung und demgemäß handelte sie. Darum als der Erzbischof von Olmütz sich (im August) weigerte, die ehegerichtlichen Acten, welche seit der neuen Ehegerichtsordnung den weltlichen Behörden angehören, herauszugeben, indem er hinzusetzte, nur die Kirche, nicht aber der Staat — die Civilehe war ihm ein Horror! — sei befugt, Ehen zu schließen, wurden augenblicklich auf Befehl des Justizministeriums Zwangsmaßregeln gegen ihn angeordnet, und nun, nachdem der hochwürdigste Herr zum Eingang um 5000 fl. gepfändet worden war, fand er für gut, die betreffenden Acten dem Kreisgerichte mit Beiseitelassung alles weiteren Widerstands abzugeben. Eben so thaten auch die andern Bischöfe, allerdings meist mit Protest, aber doch ohne thatsächlichen Widerstand, denn die „Pfändung" wollte ihnen ganz und gar nicht gefallen.

Wenn nun übrigens auch der hohe Clerus in dieser Richtung sich gefügig zeigte, wird man daraus den Schluß ziehen dürfen, daß er überhaupt und in Allem für die Zukunft den Kampf mit dem neuen Oesterreich aufgeben werde? Nein sicherlich nicht, denn ein Fanatiker fügt sich wohl für den Augenblick, wenn er nicht anders kann; so bald er aber wieder Luft hat, so speit er von neuem Feuer und Flamme und ist wieder ganz und gar der Alte. So werden auch die österreichischen oder vielmehr cisleithanischen Bischöfe handeln, trotzdem ihnen die ungarischen auf ihren ultramontanen Pfaden nicht folgen, sondern mit der Erklärung ihrer Regierung, daß das von Oesterreich, kraft absoluter Gewalt abgeschlossene Concordat für Ungarn keine Geltung habe, ganz einverstanden sind; ich sage: so werden die cisleithanischen Bischöfe handeln, und wer einen Beweis dafür haben will, der nehme den neusten, auf Befehl des Criminalgerichts confiscirten Hirtenbrief des Linzer Bischofs zur Hand, in welchem die confessionellen Gesetze Oesterreichs auf eine fast maßlose Weise heruntergemacht werden. Oder aber lese er den Bregenzer Eheschließungsfall, welcher — er spielte im letzten September — in letzter Instanz bis zum Ministerium selbst getrieben wurde. Oder endlich studire er die Protocolle des Tiroler Landtags, welcher, weil dessen Mehrheit, geleitet vom Bischof von Brixen, so wie von den Professoren Greutter und Moriggl, zwei Jesuiten vom reinsten Wasser, beschloß, die Schule, entgegen den Gesetzen des Reichs, nicht nur nicht von der Kirche zu emancipiren, sondern sie vielmehr der Geistlichkeit noch enger unterzuordnen, als sie es früher gewesen war, vom Statthalter von Lasser im October dieses Jahres geschlossen werden mußte, um den Abgeordneten Gelegenheit zum Nachdenken zu geben. Kurz, der Beweis liegt zu Handen, daß der hohe Clerus in Verbindung mit den Jesuiten den Kampf gegen die Neubildung Oesterreichs nicht aufgeben wird, als bis entweder diese Neubildung sistirt oder aber seine — des Clerus eigene Macht gebrochen ist. Letzteres Ziel aber — wann dürfte dies erreicht werden? Nun auf dem bisher eingeschlagenen Wege sicherlich nie und nimmer, sondern erst dann, wenn man die Jesuiten verjagt, die sämmtlichen Klöster und geistlichen Körperschaften aufhebt, den Grundbesitz des hohen und niederen Clerus zu Gunsten des Staates einzieht und die gesammte Geistlichkeit dadurch von der Regierung abhängig

Digitized by Google

macht, daß letztere sie besoldet, wie andere Staatsdiener auch. Palliativmittel haben noch nie zu einem großen Ziele geführt und Milde gegen einen Feind zu gebrauchen, wie der Jesuitismus und Ultramontanismus ist, heißt so viel als ihn in seiner halsstarrigen Tücke noch zu bestärken.

Die Ultramontanen also sind der erste Erbfeind des neuen Oesterreich; der zweite sind die vielen Nationalitäten, aus denen der Gesammtstaat Oesterreich besteht. Es leben nämlich in ganz Oesterreich, also alle Provinzen zusammengenommen, etwa 9 Millionen Deutsche, 6 Millionen Magyaren, 11 Millionen Nordslaven, 4 Millionen Südslaven, 3 Millionen Romanen und 1¼ Million Juden und Zigeuner; ein compactes Ganzes aber bilden nur die Magyaren in Ungarn und Siebenbürgen, sowie die Deutschen in Ober- und Unterösterreich, in Salzburg, Tirol, Steiermark und Kärnthen, während sie in Böhmen, Mähren, Westungarn und Siebenbürgen nur einen Theil der Bevölkerung bilden. Alle anderen genannten Nationalitäten wohnen unter einander vermischt und überdem, was besonders hoch anzuschlagen ist, zerfallen sie noch in verschiedene Stämme oder Unternationalitäten, welche in Sprache und Sitte himmelweit von einander verschieden sind. So theilen sich die Nordslaven in Czechen, Polen, Ruthenen, Mähren, Hannacken und Slowacken; die Südslaven in Slovenen, Kroaten, Serben und Bulgaren; die Romanen in Wallachen, Ladiner, Friauler und Italiener. Kurz es ist ein förmlicher Mischmasch von Nationalitäten und fast in jeder Stadt, wo nicht in jedem Dorf hört man drei- oder viererlei Sprachen. Auch verstehen sich die in ihrer Abstammung nächst verwandten Stämme nicht einmal unter einander, wie es denn bekannt ist, daß im Sturmjahr 1848 bei dem großen Slavenprozeß in Prag die Debatten deutsch geführt werden mußten, damit jeder Zuhörer wußte, was dieser oder jener Redner sagte.

Alle diese verschiedenen Nationalitäten nun hielt das Haus Habsburg lange Jahre hindurch, unterstützt durch den Kitt der Glaubenseinheit, mit absolutistischer Strenge beisammen; als aber mit dem Unglücksjahr 1866 der Glaubenskitt in sein Nichts zusammenfiel und ebenso wenig mit dem Absolutismus mehr etwas auszurichten war; mit andern Worten als man sich in Wien, um den Staat vor dem Untergang zu retten, genöthigt sah, eines Theils den Ungarn ihr Recht widerfahren zu lassen und andern Theils der andern größern Hälfte des Reichs eine freiheitliche Verfassung zu gewähren, da regte sich urplötzlich in einzelnen Stämmen der Nationalitätenschwindel und dieselben begannen für ihre Unabhängigkeit zu agitiren. Sie wollten wie die Ungarn ihr eigenes Recht, ihre eigene Verfassung, ihren eigenen Reichstag, ihr eigenes verantwortliches Ministerium, ihre eigene Krone! Den Anfang machten die Czechen in Böhmen und daß in diesen der besagte Schwindel erwachte, daran trug das Dreigrafenministerium die Schuld. Weil nämlich — außer den Ungarn — die Deutsch-Oesterreicher unter den Bewohnern des Kaiserstaates diejenigen waren, welche beharrlich an dem Rechte der Februarverfassung festhielten und hiedurch dem Herrn Belcredi und Genossen sehr lästig wurden, wollte sie der genannte Sistirungsminister hiefür züchtigen und seine Züchtigung bestand darin, daß er die Deutschen in Böhmen den Czechen vollständig unterordnete. Ja so sehr unterordnete, daß er fast alle Stellen mit Czechen be-

Digitized by Google

setzte und vor Gericht wie in den Schulen nur allein die czechische Sprache gelten ließ! War es nun unter solchen Umständen ein Wunder, daß der czechische Stamm sich vor Uebermuth bald nicht mehr zu fassen wußte und zwar um so mehr, als ihn schon lange der heftigste Neid verzehrte, weil er sich von den Deutschen in jeglicher Beziehung, im Wissen wie in der Arbeit, in der Bildung wie im Reichthum und im Besitz total überflügelt sah?

Was wollen nun aber die Czechen? Nichts Geringeres als die Wiederaufrichtung des alten Böhmenreichs, oder wie sie sich ausdrücken „die Wenzelskrone" und zwar unter ganz denselben Vorrechten, mit ganz derselben Unabhängigkeit, wie die Ungarn „die Stephanskrone" erhalten haben. Mit andern Worten also, sie verlangen ihre eigene Verwaltung, ihren eigenen Generallandtag mit dem Steuer- und Rekrutenbewilligungsrecht, ihr eigenes verantwortliches czechisches Ministerium und zum Schlusse die Krönung Franz Josephs als eines Königs von Böhmen. Ja noch mehr, sie verlangen auch, daß die beiden großen Provinzen Mähren und Schlesien mit dem neuen Böhmenreich vereinigt werden, gerade wie auch Siebenbürgen zu Ungarn geschlagen wurde! Das sind ihre kleinen Forderungen und sie geberden sich dabei, als ob sie ein eben so historisch gegründetes Recht dazu hätten, wie die Magyaren oder Ungarn. Und doch wie erbärmlich verhält es sich mit diesem Rechtsboden! Böhmen nämlich war, ganz im Gegensatz von Ungarn, nur vorübergehend und nur für ganz kurze Zeit ein eigenes unabhängiges Reich, indem es schon anno 895 am 15. Juli freiwillig durch eigenen Entschluß in den deutschen Reichsverband eintrat, bei dem es von nun an ohne Unterbrechung blieb. Auch wurde es vor 895 noch nicht von Königen, sondern von Herzogen regiert, und den Königstitel erhielt erst Herzog Wratislaw II. anno 1086 durch die Gnade des Kaisers Heinrich IV., welche Würde dann Kaiser Friedrich I. anno 1158 bestätigte. Später unter Ottokar II. (1253—78) suchte es sich allerdings unabhängig zu machen, allein mit so wenig Erfolg, daß Ottokar im Kampfe gegen Rudolph von Habsburg außer seinem Reiche auch — noch das Leben verlor. Noch mehr, im Jahr 1526 schon kam Böhmen durch Erbschaft an den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich und blieb nicht nur von dieser Zeit an österreichisch, sondern wurde sogar im Jahr 1627 in Folge seiner Theilnahme am Kampf gegen Oesterreich (während des dreißigjährigen Kriegs) in ein rein österreichisches Kronland oder besser gesagt noch, in eine österreichische Provinz verwandelt. So schlimm steht es mit dem „historischen Rechte" Böhmens auf Unabhängigkeit und ganz eben so ungegründet ist auch die weitere Forderung der Czechen, daß Mähren und Schlesien in Böhmen aufgehen müßten, denn diese beiden Länder hatten stets ihre eigene Verwaltung, wenn sie auch gleich früher der böhmischen Krone lehenspflichtig gewesen waren. Abgesehen jedoch von diesem Allem steht nicht die Thatsache fest, daß zwei volle Fünftheile der Einwohnerschaft von Böhmen, Mähren und Schlesien dem Deutschthum angehören und daß es also eine Frechheit ohne Grenzen genannt werden muß, wenn die Czechen das Alleinregiment in den genannten drei Kronländern fordern? Böhmen nämlich zählt außer 90,000 Juden 1,910,000 Deutsche gegen 3,000,000 Czechen, Mähren außer 42,000 Juden

Digitized by Google

520,000 Deutſche gegen 1,300,000 Czechen, Schleſien außer 2500 Juden 210,000 Deutſche gegen 230,000 Czechen und dabei ſind bei den Czechen noch die Mähren, Hannacken und Slowacken (Waſſerpolacken) eingerechnet, welche keineswegs geſonnen ſind, ſich mit den Czechen zu verſchmelzen. Ueberdem, wo iſt denn in Böhmen, Schleſien und Mähren die Induſtrie und der Gewerbefleiß zu finden, bei den Czechen oder bei den Deutſchen? Man gehe nur nach Reichenberg, dem öſterreichiſchen Mancheſter, oder nach Trautenau, Georgenthal, Joſephsthal, Neuwald und wie die deutſchen Fabrikniederlaſſungen alle heißen, ſo wird man ſich die Antwort von ſelbſt geben können, und darum iſt auch jeder Vernünftige im Kaiſerſtaate darüber

v. Roon (ſ. II. Kapitel).

mit ſich einig, daß die 2,640,000 Deutſche in Böhmen, Schleſien und Mähren den 4,530,000 Czechen im Werthe mindeſtens gleichkommen oder ſie vielmehr bedeutend übertreffen.

Dennoch verharren die Czechen auf ihrem wahnſinnigen Verlangen und ihr Haß oder vielmehr der Haß ihrer Führer in Compagnie mit dem von ihnen aufgeſtachelten Pöbel geht ſo weit, daß ſie die Deutſchen ſammt und ſonders am liebſten gleich ſieden, ſchmoren oder braten würden. Natürlich aber ſoll vor Allem die neue Verfaſſung für die cisleithaniſchen Staaten über Bord geworfen werden, denn laut dieſer Verfaſſung bilden Böhmen, Mähren und Schleſien nur „Beſtandtheile“ der cisleithaniſchen Reichshälfte, während die Czechen ein „für ſich beſtehendes Böhmenreich“

verlangen, und so kam es denn ganz folgerichtig, daß der Nationalitätenschwindel das neue Oesterreich eben so sehr anfeindet, als das pfäffisch-ultramontane Episcopat. Freilich so gefährlich, wie das letztere, wird die czechische Bewegung für den Staat nicht sein, schon deßwegen nicht, weil das eigentliche Volk und insbesondere das bessere Bürgerthum an derselben keinen Antheil nimmt; aber um so trauriger ist es, daß die Führer der Exaltirten, ein Palacky, ein Riegr — früher schrieb er sich Rieger, weil seine Vorfahren Deutsche waren — ein Clam-Gallas und Andere das wahnsinnige Unternehmen nur überhaupt in Scene setzen konnten, und am allertraurigsten erscheint es, wenn man unter den Hauptstützen desselben hochadelige „deutsche" Namen findet. Ja wohl, hochadelige Deutsche haben sich mit den Palacky's und dem czechischen Pöbel associrt, um den czechischen Nationalitätenschwindel durchzusetzen und diese deutschen Hochtories schämen sich dessen nicht einmal. So die Fürstenberge aus Schwaben. (Einer von ihnen ist Bischof von Olmütz), die Thurn und Taxis aus Franken (Fürst Hugo ist der Schwager des Grafen Belcredi), die Thun von Hohenstein (Graf Leo ist ein Schwager des Grafen Clam-Martinitz), die Nostiz' (Einer von ihnen war unter dem Sistirungsministerium Böhmischer Oberlandesmarschall) und Andere. Warum aber gingen sie ins czechische Lager über? Aus reiner Liebe zum Czechenthum? Nein, sondern um den neuen Verfassungsstaat, den der Freiherr von Beust aufbaute, unmöglich zu machen. In diesem neuen Rechtsstreite sind ja jedem Unterthanen gleiche Rechte zuerkannt und der Hochadelige hat also als solcher keine Privilegien mehr; er ist nicht mehr der alleingebietende Grundherr, wie früher. Darin liegt der Grund des Hasses der deutschen Hochtories gegen das Deutschthum; die czechische Bewegung soll der neuen österreichischen Regierung über den Kopf wachsen; sie soll die letztere stürzen, damit wieder die Hochtories in Verbindung mit den Ultramontanen in alter Weise wirthschaften können!

Uebrigens nicht blos die Czechen in Böhmen und Mähren setzten den Nationalitätsschwindel in Scene, sondern auch die Polen in Galizien ließen sich von demselben anstecken und ihr Wahnwitz ist fast noch unbegreiflicher, als der der Czechen. Bekanntlich straft Rußland gegenwärtig — wir werden später darauf zurückkommen — die ihm unterworfenen Polen für ihren letzten Aufstandsversuch mit einer an grausame Barbarei streifenden Härte, indem es Alles auszurotten sucht, was von der früheren polnischen Nationalität noch übrig ist. Sprache, Religion und Sitte soll zumal russificirt werden und wer sich dagegen auflehnt, verfällt den grausamsten Strafen. Darum herrscht auch gegenwärtig in ganz Russisch-Polen eine dumpfe Verzweiflung, denn das Ende des Elends ist gar nicht abzusehen. Wie ganz anders dagegen in Galizien, das ist dem Theile des früheren Königreichs Polen, welcher anno 1770 bei der ersten Theilung jenes Königreichs an Oesterreich fiel! Hier bietet die neue österreichische Verfassung so viel Freiheit und so viel nationalen Spielraum, daß alle darin lebenden Völkerschaften das glücklichste Dasein führen könnten, und es sollten hiefür namentlich die Polen in Galizien, Angesichts des Elends ihrer Brüder in Russisch-Polen, vom höchsten Danke erfüllt sein. Ja sie sollten alle ihre Kräfte anstrengen, um die neue ihnen so wohlthätige

Digitized by Google

Verfassung der cisleithanischen Hälfte des Kaiserstaats zu befestigen, denn wenn diese umgeworfen würde und zwar durch Bestrebungen, wie die der Czechen, umgeworfen würde, so müßte der österreichische Staat durch seine Auflösung in einzelne autonome Völkerstämme zur totalen Machtlosigkeit herabsinken und Galizien fiele beim nächsten Zusammenstoß mit Rußland unbedingt diesem Reiche zum Opfer. Solches kann auch ein völliger Laie in der Politik voraussehen; aber was thun nun die Polen in Galizien? Sie fordern von der österreichischen Regierung, daß sie Galizien in ein gesondertes polnisches Königreich verwandle mit denselben Rechten wie Ungarn, also mit einem polnischen Landtag und einem polnischen verantwortlichen Ministerium. Und doch hat Galizien nie — wenigstens nicht mehr vom neunten Jahrhundert an — ein eigenes Königreich gebildet und hat namentlich nie eine eigene Verfassung gehabt, wie die Jahrhunderte alte ungarische! Und doch bilden die Polen in Galizien nicht einmal den maßgebenden Theil der Einwohnerschaft, indem ihrer nur 2 Millionen sind, während die mit den Russen in Abstammung und Religion nahe verwandten Ruthenen, die Urbewohner des Landes, ein Viertelmillion mehr zählen und die übrigen Einwohner — Deutsche, Armenier, Juden und Zigeuner, zusammen 800,000 Köpfe — ebenfalls nicht mit den Polen fraternisiren! Und doch wäre die Errichtung eines eigenen Polenreichs in Galizien nichts Anderes als eine Kriegserklärung gegen Rußland, welches ein solches Königreich hart an seiner polnischen Grenze unter keinen Umständen dulden könnte! Gewiß also, das Verlangen der Polen in Galizien geht gegen allen gesunden Menschenverstand und ist nur ein weiterer Beweis dafür, daß jene Völkerschaft das traurige Schicksal verdient, das sie seit den letzten hundert Jahren heimgesucht hat.

Also bei den Czechen und Polen florirt der Nationalitätsschwindel in höchster Glorie; aber blos bei ihnen? O nein, sondern auch die Slowenen verlangen in Laibach einen Generallandtag für Krain, Görz, Istrien und Triest und es fehlt nur noch, daß auch die kleine Bukowina sich selbstständig zu machen sucht! Doch Ein Trost bleibt den Leitern der neuen österreichischen Staatsordnung, der nehmlich, daß wenigstens die Deutsch-Oesterreicher treu zu der Verfassung halten und noch nie dem Wahnwitz gehuldigt haben, eine eigene unabhängige Staatengruppe bilden zu wollen.

Wir kennen nun die beiden ersten Factoren, welche das neue Aufleben Oesterreichs aus allen ihren Kräften anfeinden; der dritte nicht minder wichtige Factor ist das hochadelige oberste Beamtenthum in den Provinzen. In Oesterreich hat seit dem Bestehen des Kaiserthums eine jede Provinz ihren Statthalter und unter einem solchen Statthalter wird sich der Leser natürlich nichts anderes vorstellen, als was z. B. in Frankreich der Präfect eines Departements ist. Allein — es findet oder fand wenigstens bisher ein kleiner Unterschied statt, der Manchem vielleicht sogar als ein sehr großer erscheinen dürfte. In Frankreich nehmlich sind die Präfecten in der Regel tüchtige Verwaltungsbeamte, welche den Befehlen des Ministers des Innern natürlich strikten Gehorsam zu leisten haben, und bei ihrer Ernennung wird nicht besonders viel darauf gesehen, ob der Candidat adeligen oder bürgerlichen Standes ist. Eben so wenig kommt die Religion ins Spiel und am allerwenigsten fragt man darnach, welche

Digitized by Google

Provinz Frankreichs derselbe seine Geburtsstätte nennt. In Oesterreich dagegen war es seit langen, langen Jahren unabänderliches Herkommen, daß nur Hochadelige, nur Männer aus alten Familien, mit aristokratisch blauem Blute zu Statthaltern ernannt wurden und zudem entnahm man sie meist dem höheren Officiersstande, das ist der Generalität. Ob sie etwas verstanden, war meist so ziemlich Nebensache, denn für das Amt selbst, ich meine für die Besorgung der Geschäfte konnten sie sich ja ihre Leute halten. Dagegen bezogen sie stets eine sehr hohe Besoldung, beinahe immer eine höhere als die Minister selbst, und überdem erhielten sie einen großartigen Palast zur Residenz, denn Wohnung kann ich nicht sagen. So kam es denn ganz naturgemäß, daß die Herren Statthalter sich als eine Art von Vice-Königen betrachteten, als Stellvertreter des Kaisers, und sie pflegten daher förmlich Hof zu halten in ihren Residenzen. Auch wandten sie sich in allen wichtigen Fällen fast nie an das Ministerium, sondern vielmehr an den Kaiser selbst, und dieser ließ ihnen dann seine Befehle ebenfalls unmittelbar zukommen. Es war also eine sehr exceptionelle Stellung, welche die Herren Statthalter einnahmen, und hieraus schon kann man auf die Gesinnungen schließen, die sie nothwendig beseelt haben mußten. Nun denke man sich die neue österreichische Regierung; an der Spitze derselben als Reichskanzler einen simplen Baron und dazuhin einen ausländischen Ketzer, die Ministerien selbst aber fast durchaus von Bürgerlichen besetzt, von gelehrten Professoren und Doctoren. Diese Regierung denke man sich und dann gegenüber derselben die hochadeligen Statthalter, die „Gaugrafen", wie man sie auch nannte! Wird man da annehmen können, daß ein gutes Einverständniß herrschte? Wird man da ferner annehmen können, daß die hohen Herren, welche bisher fast wie unumschränkte Regenten, ja vielfach türkischen Paschas gleich über die ihnen anvertrauten Provinzen geherrscht hatten, mit Vorliebe auf eine Verfassung blickten, in welcher die Gleichstellung aller Oesterreicher vor dem Gesetz obenangeschrieben stand? Wird man endlich annehmen können, daß man in den Statthaltereien, wo es nur um ein kleines weniger vornehm zuging, als am Hofe selbst, den bürgerlichen Doctorenministern mit großer Hochachtung und Gehorsamslust entgegengekommen sein werde? Wahrhaftig, wenn man von allem dem das Gegentheil annimmt, wird man der Wahrheit um ein Gutes näher gekommen sein!

Conflicte und zwar schwere, tiefeingreifende Conflicte konnten also nicht ausbleiben, aber war es denn nicht möglich, dieselben schon im Keime zu ersticken? Hatten denn die neuen Minister nicht die Gewalt, was man sagt reinen Tisch zu machen und die sämmtlichen ultramontan-absolutistischen Gaugrafen Knall und Fall zu entfernen? Gewiß das konnten sie, aber würden sie sich hierdurch nicht diese Gaugrafen und mit ihnen deren mächtige weitverzweigte Familien, ja den ganzen hocharistokratischen Adel Oesterreichs zu Todfeinden gemacht haben? Mußte nicht der Kaiser selbst durch eine solche Gewaltmaßregel beleidigt werden, da so viele Hochtories ihm bisher nahe gestanden hatten? Ueberdem woher dann auf einmal die große Anzahl neuer Statthalter nehmen? Man bedenke nur, wie lange nun schon das absolutistische Regiment in Oesterreich eingewurzelt war, wie lange schon das tiefinnige Bündniß der Hochtories mit den Ultra-

Digitized by Google

montanen bestand! Gewiß bei einer solchen Constellation ließen sich liberale und verfassungstreue höhere Beamte nicht auf der Straße finden und — dieß zugegeben — wie leicht könnte es vorkommen, daß Herr von Beust, wenn er die Statthaltereiposten lauter „neuen" Männern anvertraute, bei diesem oder jenem einen „falschen" Griff that? Wie leicht, daß der Eine oder der Andere nicht einschlug und vielleicht sogar schlimmer war, als der, den er ersetzte? Und wenn nun ein solcher Fall vorkam, wie würden da nicht die Feinde der neuen Aera gejubelt, wie würden sie da nicht den Freiherrn von Beust verlästert, beim Kaiser selbst verlästert haben? Das Klügste also, was die neuen Minister thun konnten, war, die sämmtlichen Gaugrafen auf ihrem Posten zu lassen, aber sie auf die Verfassung zu beeidigen und sogleich energisch einzuschreiten, so bald sie der Durchführung der Verfassung entgegentraten oder der Regierung irgendwie den Gehorsam versagten.

Die erwarteten Conflicte blieben nicht aus und zeigten sich vorderhand hauptsächlich an drei Orten, in Tyrol, in Galizien und in Böhmen. Wie es in Tyrol seit Decennien aussieht, weiß der Leser aus dem bereits weiter oben Erzählten. Die ultramontane, von den Jesuiten geleitete Geistlichkeit hat dort die Oberhand und wenn auch die liberalen Ideen in den gebildeten Kreisen sich in neuester Zeit Bahn gebrochen haben, so sind sie doch für jetzt noch nicht mächtig genug, um die „Schwarzen" vom Ruder zu verdrängen. Um nun dem Terrorismus dieser Jesuitenpropaganda Einhalt zu thun, wurde unter dem Ministerium Schmerling der freigesinnte Fürst Carl v. Loblowitz zum Statthalter von Tyrol ernannt und sein Wirken war ein Segen für die ganze Grafschaft. Allein die Schwarzen haßten ihn bis aufs Blut und somit beeilte sich das Ministerium Belcredi, denselben durch einen bewährten Reactionär, den früheren Statthalter von Venedig, Geheimerath Georg Ritter von Toggenburg — er gehört, trotzdem er kein Graf ist, durch das Alter seiner Familie den österreichischen Hochtories an — zu ersetzen. Nun hatte die ultramontane Partei wieder vollkommen freien Spielraum und nirgends — Herr von Toggenburg beeilte sich den Jesuiten nicht nur in Tyrol, sondern auch in Vorarlberg ein warmes Nest zu bereiten — trieb die Sistirungspolitik des Dreigrafenministeriums wucherischere Blüthen. Allein wie nun, als in Oesterreich wieder verfassungsmäßige Zeiten begannen? Ei natürlich für den Herrn Statthalter von Toggenburg galten die neuen Gesetze nichts und er trat ihrer Ausführung ohne Weiteres entgegen. Ja er ließ es selbst auf Klagen in Wien ankommen, in der Hoffnung beim Kaiser die nöthige Unterstützung für seine Devise der religiösen Intoleranz zu bekommen. Diese Hoffnung jedoch täuschte ihn und plötzlich im Frühjahr 1868 erhielt er seine Entlassung, indem man ihm zugleich den Freiherrn von Lasser zum Nachfolger gab. Auch hat sich dieser bis jetzt als gesinnungstüchtig bewährt und so ist zu hoffen, daß endlich auch in Tyrol, „dem Bollwerk Roms und der Glaubenseinheit", die neuen Grundrechte Oesterreichs zur Geltung kommen werden.

Zu einem noch weit heftigeren Conflict kam es in Galizien, dem Tummelplatz der polnischen Bestrebungen. Als Statthalter dorten fungirte bis zum Jahr 1866 der Feldmarschallieutenant Freiherr von Paumgartten,

Digitized by Google

der früher Vicegouverneur von Mainz gewesen war und sein wichtiges Amt mit ziemlicher Unpartheiligkeit verwaltete. Allein eben deßwegen und noch mehr deßwegen, weil er sich einen Deutschen nannte, war er dem Deutschenhasser Belcredi ein Dorn im Auge und deßhalb wurde er im September 1866 entfernt, um dem Grafen Agenor Goluchowsky, einem geborenen Polen und zugleich einem Hochtory vom reinsten Blute, Platz zu machen, der hochgeborne Herr hatte früher eine Zeitlang das Staatsministerium inne gehabt und dabei seine völlige Unfähigkeit zur Genüge dargethan. Er ließ sich also zum voraus annehmen, daß er auch dem Posten eines Statthalters von Galizien nicht gewachsen sein werde, allein er war ein Hochtory und zugleich ein erklärter Feind des Deutschthums, wie die meisten hochgebornen Polen; somit wurde er, was er wurde. Welcher Jubel nun in Galizien! Natürlich übrigens nicht unter den Ruthenen und Deutschen, sondern einzig und allein unter den Polen, welche jetzt gewiß sein durften, auf Kosten der übrigen Nationalitäten begünstigt zu werden! Am 16. September 1866 Abends 11 Uhr hielt der neue Statthalter seinen Einzug in Lemberg und was für ein Einzug war es! Nicht der eines Beamten, sondern der eines Regenten oder zum mindesten eines Vicekönigs. Schon um 8 Uhr zog eine gewaltige Volksmenge zu dem von der Stadt entfernten Bahnhof hinaus. Dort versammelten sich eine Stunde später die Spitzen der Civil- und Militärbehörden, die Geistlichkeit mit dem römisch-katholischen Erzbischof Franz Xaver von Wierz-Chlevski, der Gemeinderath, Abgeordnete aller Corporationen. Um 11 Uhr Nachts kam der Extrazug angebraust, welcher den Herrn Grafen Agenor Goluchowsky brachte, und nun ertönte ein Vivatgebrüll, wie man es sich enthusiastischer nicht wünschen konnte. Graf Agenor dankte mit fürstlicher Herablassung und wandte sich dann an den Erzbischof, denselben um seinen Segen bittend. Drauf fuhr er mit dem letzteren in seinem Gallawagen nach seinem aufs kostbarste und großartigste restaurirten Statthalterei-Palaste — nur allein das Tapezieren hatte fl. 8000 gekostet und so kann man auf das Uebrige schließen — wo sich bereits Tausende von Menschen aufgestellt hatten. Unmittelbar nachher begann ein imposanter Fackelzug, veranstaltet von der Commune Lemberg, mit mehr als 1000 Fackeln und Lampions und mit drei Musikbanden, welche die Volkshymne anstimmten. Zu gleicher Zeit verfügte sich eine Deputation des Gemeinderaths zu dem Herrn Grafen und bat ihn unterthänigst den festlichen Empfang annehmen zu wollen; der Herr Graf bezeugte sich höchst zufrieden und hatte dann die Gnade, sich dem Volke auf dem Ballon seines Palastes zu präsentiren. Nun wiederholte sich natürlich das Vivatgebrüll, wo möglich in noch verstärkterem Maße und abermals dankte Seine Excellenz durch huldvollstes Kopfnicken. Drauf hin gipfelte sich die Festlichkeit in einer prächtigen Illumination des gegenüberliegenden großen öffentlichen Gartens und schließlich ward noch ein Feuerwerk abgebrannt, nach welchem der Herr Graf sich zur Ruhe begaben. In solch' glänzender Weise hielt Graf Goluchowsky seinen Einzug in Lemberg und ganz demselben entsprechend regierte er auch. Ja er regierte gar nicht anders, denn als wäre er das gekrönte Oberhaupt eines neu errichteten Polenthrons und die Deutschen sowohl als die Ruthenen, besonders aber die letztern, mußten unter seinen

Digitized by Google

Bedrückungen unendlich viel leiden. Hatte er ja doch vom Grafen Belcredi die ausgedehntesten Vollmachten erhalten, die Verwaltung Galiziens von allen nichtpolnischen Elementen zu purificiren und besonders die Ruthenen zu entfernen, weil diese „russisch" gesinnt seien! Das führte nun durchaus zu keinem Conflicte, so lange der Graf Belcredi am Ruder war, denn der edle Sistirungsminister würde an Goluchowsky's Stelle gerade ebenso gehandelt haben; allein als Doctor Giskra das Ministerium des Innern übernahm, da war der Conflict im Augenblicke da. Der Doctor Giskra nehmlich trat der wahrhaft polnischen Arroganz des polnischen Theils von Galizien mit Strenge entgegen und gab dem Statthalter seine betreffende Weisungen mit nicht minderer Strenge. Was that aber dieser? Mit ächt hochgräflicher Verachtung sah er auf den Bürgerminister herab und fuhr fort zu thun, was ihm beliebte. Oder sollte denn Er, der Abkömmling von fünfzig oder noch mehr Ahnen, von einem Menschen, der eigentlich als zur Canaille gehörig gar kein Recht zu existiren hatte, Befehle annehmen? Es war lächerlich ihm so etwas zuzumuthen und noch lächerlicher fand er es, als man ihn darauf aufmerksam machte, daß der Minister des Innern sich eine solche Mißachtung seiner Befehle, verbunden mit persönlicher Beleidigung, nicht gefallen lassen würde. Was konnte Ihm, dem polnischen Starosten, ein solcher unadeliger Emporkömmling anhaben? Doch nur zu bald erfuhr er es, denn zu Ende September 1868 unterschrieb der Kaiser das Decret, welches die schnelle Pensionirung des Grafen Goluchowsky verfügte und die Statthaltersstelle einstweilen durch einen Stellvertreter verwalten ließ, bis sich ein tüchtiger Candidat gefunden haben würde.

Also auch in diesem zweiten Conflict erwies sich das Ministerium fest und energisch und eben so im dritten, auf den ich nun zu sprechen komme. Im Jahr 1866 hatte der Graf Belcredi den Geheimenrath und Oberlandmarschall Carl Grafen von Rothkirch-Panthen, einen Mann so recht nach seinem Herzen, zum Statthalter von Böhmen ernannt und diese Ernennung war für die Czechen ein Zeichen, daß sie, sie mochten auch gegen die Deutschen unternehmen, was sie wollten, von Oben herab die unbedingteste Unterstützung finden würden. So begann denn eine gar schlimme Zeit für die Deutschen in Böhmen, und allüberall, in den Schulen und bei den Behörden, in der Gesellschaft und beim Militär wurde czechisirt, so viel man nur konnte. Der Graf Rothkirch-Panthen aber sanctionirte auch die enragirtesten Beschlüsse der Ultraczechen, und mit vollen Segeln lief ihr Schiff dem Hafen der Wenzelskrone zu. Da trat der Freiherr von Beust ins Ministerium ein und schon dieß wollte dem Grafen Rothkirch-Panthen gar nicht gefallen. Noch weniger gefiel ihm, daß der Graf Belcredi, sein Hort und seine Stütze, im Februar 1867 das Feld gänzlich räumen mußte. Denn nun ward ihm klar, daß das bisherige rechtslose Verfahren in Böhmen nicht mehr länger geduldet werden würde. Um also seiner Entlassung zuvorzukommen, bat er augenblicklich „aus Gesundheitsrücksichten" um seine Pensionirung, und diese ward ihm natürlich in Gnaden gewährt. Zu seinem Nachfolger aber ernannte, auf des Freiherrn von Beusts Betrieb, der Kaiser den sehr freisinnigen früheren Reichsraths-Abgeordneten Freiherrn von Kellersberg, und damit glaubte Herr von Beust

Digitized by Google

einen sehr guten Griff gethan zu haben. Auch die Deutschen in Böhmen freuten sich höchlich über die Ernennung und rüsteten sich sofort, auf seine Unterstützung rechnend, zum energischen Widerstand gegen die seitherigen czechischen Uebergriffe. Doch wie gestaltete sich nun die Sache? Die ultraczechischen Führer, die Rieger und Polacky in Gemeinschaft mit den Redacteuren der Blätter: „Politik“ und „Narodni Listi,“ einsehend, daß sie auf dem friedlichen Wege der Unterhandlung nie zur Constituirung eines eigenen Wenzelreiches kommen würden, wollten, wie es scheint, einmal die Probe machen, ob man nicht vielleicht mit Gewalt zum Ziele gelangen könnte, und wiegelten — wenigstens werden sie dessen ungescheut in den Zeitungen beschuldigt — den Pöbel in Prag und Umgebung auf, aggressiv gegen die Deutschen zu Werke zu gehen. Nun gab es von Ende September 1868 an tagtäglich durch eine ganze Woche lang tumultuarische Straßenscenen, und diese steigerten sich am Ende so, daß nicht bloß einzelne Deutsche insultirt, nicht blos einzelne Fensterscheiben an deutschen Wohnungen eingeworfen wurden, sondern daß vielmehr Personen und Eigenthum gleich große Gefahr liefen und es nothwendig demnächst zu Straßenkämpfen kommen mußte. Unter solchen Umständen mußte der Statthalter Böhmens, wenn er seine Pflicht erfüllen wollte, die strengsten Maßregeln ergreifen, um den czechischen Pöbel in Schranken zu halten und zugleich wo möglich die Anstifter zu fassen; allein der Freiherr von Kellersberg, sei es nun aus Mangel an Energie, sei es, weil er mit den Czechen, wie man ihn (und zwar mit Recht, denn seine Statthaltereiräthe verletzten das Staatsgeheimniß ganz offen zu Gunsten czechischer Blätter, und er dachte nicht daran, sie deßhalb zu entfernen) im Verdacht hatte, liebäugelte, that so viel wie nichts und eben so lässig erwies sich der Landesmilitärcommandant in Prag, der sanftmüthige Fürst Montenuovo, der Sohn des schwäbischen Grafen von Neipperg und der Exlaiserin von Frankreich, Marie Louise. Es lag also große Gefahr in längerem Verzug, denn die Crawalle nahmen schon den Character des Revolutionären an, und somit decretirte das österreichische Gesammtministerium am 10. October von Wien aus die augenblickliche Entfernung sowohl des Statthalters von Kellersberg als auch des Landesmilitärcommandanten Montenuovo, zugleich beide Stellen dem Divisionsgeneral Feldmarschallieutenant Freiherrn von Koller übertragend. Nicht minder wurden die Artikel 12 und 13 des Staatsgrundgesetzes — Vereins- und Versammlungsrecht; Freiheit der Presse — auf so lange außer Wirksamkeit gesetzt, bis in Prag die Ordnung wieder hergestellt sei, und schließlich noch entzog man dem Prager Bürgermeisteramt, das sich ebenfalls den Czechen nicht hatte unangenehm machen wollen, die fernere Handhabung der Polizei. Alle diese Maßregeln zusammen, besonders aber die Energie des Generals von Koller, in dessen Person nunmehr die oberste Militär- und Civilgewalt vereinigt waren, brachten alsbald einen sehr heilsamen Schrecken hervor und auf die ersten Maueranschläge hin, daß bei künftigen Excessen von den Waffen Gebrauch gemacht werden würde, unterblieben fortan alle Aufläufe. Ja nicht die geringste Beleidigung gegen Deutsche fiel mehr vor, und so war denn der Beweis gegeben, daß die ganze Bewegung keine im Volke wurzelnde, sondern vielmehr eine von den im Hintergrund sich verbergenden Führern der Ultras angezettelte sei.

Digitized by Google

Auch konnte man es ſich unmöglich verbergen, daß alle die vorangegangenen Tumulte nie entſtanden wären, wenn Graf Rothkirch-Panthen die Czechen nicht während ſeiner Statthalterſchaft in ihrer Frechheit factiſch ermuntert hätte, und von neuem trat jene ernſte Frage an das Miniſterium heran, die Frage nämlich wegen der Purification des Beamtenſtandes, beſonders des höheren und adeligen.

Der Leſer kennt nun die drei Factoren, welche das neue Leben in Oeſterreich bis jetzt ſo überaus heftig anfeindeten und welche auch fortfahren werden, daſſelbe mit aller Macht zu bekämpfen. Bis jetzt ſchlug

Präſident Simſon.

Freiherr von Beuſt mit ſeinen Collegen jeden Angriff ſiegreich zurück und bis jetzt iſt das Vertrauen des Kaiſers in ihn in keinerlei Weiſe wankend geworden. Als ein böſes Omen zwar wollten es Viele deuten, daß der Fürſt Carlos Auersperg in neueſter Zeit von ſeinem hohen Poſten, dem eines Präſidenten für das cisleithaniſche Miniſterium zurückgetreten iſt und daß es bis jetzt vergeblich war, ihn durch einen eben ſo hochadeligen und zugleich eben ſo freiſinnigen Nachfolger zu erſetzen. Dagegen führen Andere an, „daß Oeſterreich ſchon deßwegen nie mehr der Reaction und dem früheren Syſtem verfallen könne, weil Ungarn ſich ſeine freiheitliche Geſtaltung nie mehr nehmen laſſe und lieber einen Kampf auf Leben

Digitized by Google

und Tod beginnen würde; dieſen Kampf aber könne Oeſterreich nicht wagen, außer wenn es ſich der Gefahr ausſetzen wolle, als Großſtaat gänzlich unterzugehen." So ſagt man; doch mögen die Würfel fallen wie ſie wollen, ſo viel ſteht jedenfalls feſt: „der Freiherr von Beuſt hat ſich bis auf die heutige Stunde in Oeſterreich vortrefflich bewährt und darum Ruhm und Ehre ihm für ſeine unermüdliche Thätigkeit. Noch mehr Ruhm und Ehre aber dem Kaiſer, der ihn neueſter Zeit deßwegen zum Grafen erhob, dadurch beweiſend, daß er in Allem mit ihm harmonire!"

Zweites Kapitel.

Der norddeutſche Bund in ſeinen innern und äußern Verhältniſſen.

Das Königreich Preußen hat in Folge des glücklich geführten Kriegs von 1866 einen faſt außerordentlichen Machtzuwachs erhalten.

Als anno 1740 König Friedrich Wilhelm I. das kleine, aber wohl gerüſtete und in ſeinem Innern vortrefflich verwaltete Königreich Preußen ſeinem Nachfolger hinterließ, zählte daſſelbe nicht mehr als 2,240,000 Einwohner auf 2,300 Quadratmeilen; bei dem Tode Friedrichs II. oder des Großen anno 1786 aber zählte es bereits 6 Mill. Einwohner auf 3,600 Quadratmeilen. Ein noch größerer Gewinn war, daß das Bewußtſein, „das öſterreichiſche Kaiſerthum habe längſt nicht mehr die Bedeutung einer nationalen deutſchen Oberhauptswürde," damals bereits in die deutſche Nation ſich einzudrängen begann, denn Oeſterreichs Hauptmacht beſtand aus „nichtdeutſchen" Provinzen und eben deßwegen mußte auch ſeine Politik eine „undeutſche" ſein. Jetzt, ſeit 1866, herrſcht König Wilhelm I. über faſt 24 Millionen Einwohner auf 6393 Quadratmeilen, und Hannover, Naſſau und Kurheſſen nebſt Schleswig-Holſtein und Frankfurt a. M. ſind als deutſche Kleinſtaaten verſchwunden. Ueberdem, und dieß iſt die Hauptſache, verzichtete Oeſterreich förmlich auf ſeine ſeitherige Stellung in Deutſchland und die nationale deutſche Oberhauptswürde gieng damit factiſch an Preußen über.

Dieß iſt die materielle Seite des Gewinns; aber auch der geiſtige und moraliſche Gewinn fehlte nicht. Vor dem großen Kriege herrſchte ein tiefgehender Zwieſpalt zwiſchen der preußiſchen Regierung und den Abgeordneten des Volks, ein Zwieſpalt, der ſich in der Frage über die Präſenz des Heeres gipfelte. Nach dem Kriege ward alſobald der Frieden hergeſtellt, indem die Regierung, zugeſtehend, daß ſie in den letzten Jahren nicht der Verfaſſung gemäß gehandelt habe, für ihre früher begangene inconſtitutionellen Handlungen Indemnität nachſuchte. Dieß zu thun aber wurde der Regierung nach dem großen Siege bei Königgrätz nicht allzuſchwer, und eben ſo wenig durften die Vertreter des Volks zaudern, dieſe

Digitized by Google

Indemnität zu gewähren, denn sie wußten ja nunmehr, warum die Regierung inconstitutionell gehandelt habe; sie wußten, daß dieselbe eigentlich gar nicht anders hatte handeln können, wenn sie nicht ihre geheimen Pläne vor die Oeffentlichkeit bringen wollte. Der Frieden wurde also hergestellt zur großen Genugthuung des preußischen Volkes, und beide Contrahenten gaben sofort Beweise, daß es ihnen damit so recht von Herzen Ernst sei. Das Abgeordnetenhaus dadurch, daß es der Regierung den verlangten Credit zur Wiederfüllung des Staatsschatzes und damit dem Ministerium Bismarck ein vollkommenes Vertrauensvotum gab; die Regierung dadurch, daß sie eine umfassende Amnestie erließ und damit ihr Bestreben, allen Wünschen des Volkes entgegenzukommen, ganz offenkundig darthat.

Der Machtzuwachs, welchen Preußen durch den glücklich geführten Krieg erhielt — der moralische wie der materielle — war also sicherlich ein sehr großartiger; doch noch etwas weit Großartigeres erreichte Preußen dadurch, daß es durch die Schöpfung des „Norddeutschen Bundes" sein Bestreben kund that in Deutschland aufzugehen. Der Artikel IV. des am 23. August 1866 in Prag mit Oesterreich abgeschlossenen Friedensvertrags lautet wörtlich so: „Seine Majestät der Kaiser von Oesterreich erkennt die Auflösung des bisherigen deutschen Bundes an und gibt seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Betheiligung des österreichischen Kaiserstaates. Ebenso verspricht Seine Majestät, das engere Bundesverhältniß anzuerkennen, welches Seine Majestät der König von Preußen nördlich von der Linie des Mains begründen wird, und erklärt sich damit einverstanden, daß die südlich von dieser Linie gelegenen deutschen Staaten in einen Verein zusammentreten, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibt und der eine internationale unabhängige Existenz haben wird." Also an die Stelle des alten verrosteten Bundestags sollte eine „neue Gestaltung Deutschlands" kommen, eine Gestaltung, die übrigens erst gefunden werden müsse, die noch der „näheren Verständigung" vorbehalten sei; in einen „engeren Bund" aber, und zwar in einen ganz neuen lebensfähigen Bund sollten — solches war der Plan des Grafen Bismarck, des damaligen Lenkers der Geschicke Deutschlands — die norddeutschen jenseits des Maines liegenden Staaten treten, jedoch mit dem Vorbehalt, daß auch die südlich vom Main gelegenen Theile Deutschlands dereinst dieser Einigung sich anschließen könnten.

Schon lange zuvor war nur Eine Stimme in ganz Deutschland, daß die Bundesverfassung, wie sie anno 1815 geschaffen wurde, vollständig werthlos geworden sei. Selbst Oesterreich hatte bei der Berufung des Fürstentags nach Frankfurt a. M. anno 1863 erklärt, „daß weder es selbst noch Preußen sich mit irgend einem Grad von Vertrauen auf den Bund in seinem jetzigen Zustand stützen könne," und die Hoffnung: „daß die morschen Wände den nächsten Sturm noch aushalten könnten," wurde von ihm damals schon als ein leerer Traum bezeichnet. Noch weiter ging drei Jahre später Preußen, indem es ganz offen und ehrlich den Grund angab, warum die alte Bundesverfassung keinen Werth habe und auch nie einen bekommen könne, man möge daran flicken, so lange man wolle. „Die Bundesverfassung," heißt es wörtlich in dem von der preußischen Regie-

Digitized by Google

rung am 9. April 1866 formulirten Antrag in Betreff einer Revision des deutschen Bundes, „beruht überhaupt auf der Voraussetzung, daß Oesterreich und Preußen in ihrer Politik sich einig wissen und einig auftreten, und wenn die Bundeseinrichtungen noch immer haben fortbestehen können, so ist dieß vorzugsweise der fortgesetzt bewiesenen Nachgiebigkeit Preußens gegen Oesterreich zu danken; einen ernsthaften Antagonismus dagegen zwischen Oesterreich und Preußen können die Bundesverhältnisse nicht ertragen und der Bund ist gesprengt, sobald diese beiden Großstaaten sich feindlich gegenüberstehen." Mit diesen Worten kennzeichnete Graf Bismarck — denn von ihm rührte natürlich der oben genannte Reformantrag her — die Sachlage ganz der Wahrheit gemäß, und er hätte gleich hinzusetzen können, daß aus einem deutschen Bunde so lange nichts werden könne, bis entweder der Eine oder der Andere der beiden Großstaaten zu einem Kleinstaat herabgedrückt oder auch aus Deutschland ausgeschieden sei. Er setzte dieß aber damals noch nicht hinzu, sondern verlangte vielmehr die Einberufung eines deutschen Parlaments, damit dasselbe in Verbindung mit den Vertretern der deutschen Regierungen für die Neugestaltung Deutschlands mitwirke. Sein Verlangen gieng nicht in Erfüllung, denn Oesterreich schreckte schon überhaupt vor einem Parlamente zurück, wie vielmehr noch vor einem aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangenen. Nun machte Preußen, nachdem verschiedene Monate mit Verhandlungen verloren gegangen waren, einen gewaltigen Schritt nach Vorwärts, indem es am 10. Juni 1866 den sämmtlichen deutschen Regierungen — Oesterreich allein ausgenommen — die Grundzüge einer neuen deutschen Bundesverfassung mittheilte, deren erster Paragraph also lautete: „Das Bundesgebiet besteht aus denjenigen Staaten, welche bisher dem Bunde angehört haben, mit Ausnahme der kaiserlich österreichischen und der königlich niederländischen Landestheile." Also Oesterreich sollte, das war der Sinn des Paragraph I., dem neuen Deutschland nicht mehr angehören, damit endlich einmal der Dualismus aufhöre und das Vaterland sich zu constituiren im Stande sei.

In diesem kühnen Worte des Grafen Bismarck lag eine offene Kriegserklärung gegen Oesterreich und nun fragte es sich, welche Stellung die übrigen deutschen Staaten einnehmen würden. Der Verlauf des darauf folgenden Krieges hat es gezeigt; mit Oesterreich giengen Baiern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Kurhessen, Großherzogthum Hessen, Nassau, Frankfurt und schließlich auch, obwohl halb gezwungen, Baden; zu Preußen standen: die beiden Mecklenburg, Braunschweig, Oldenburg, die drei Hansestädte und die kleinen sächsischen Herzogthümer. Diese sämmtlichen zu Preußen haltenden Kleinstaaten aber schlossen sofort mit Preußen nachfolgenden Bündnißvertrag (er wurde übrigens erst am 13. August 1866 formell und definitiv festgestellt) ab: „Artikel 1) die Regierungen von Preußen, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Braunschweig, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg-Gotha, Anhalt, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt, Waldeck, Reuß jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe, Lübeck, Bremen und Hamburg schließen ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß zur Erhaltung der Unabhängigkeit und Integrität, sowie der innern und äußern Sicherheit ihrer

Digitized by Google

Staaten und treten sofort zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihres Besitzstandes ein, welchen sie sich gegenseitig durch dieses Bündniß garantiren. Artikel 2) Die Zwecke des Bündnisses sollen definitiv durch eine Bundesverfassung auf der Basis der preußischen Grundzüge vom 10. Juni 1866 sichergestellt werden unter Mitwirkung eines gemeinschaftlich zu berufenden Parlaments. Artikel 3) Alle zwischen den Verbündeten bestehenden Verträge und Uebereinkünfte bleiben in Kraft, so weit sie nicht durch dieses Bündniß ausdrücklich modificirt werden. Artikel 4) Die Truppen der Verbündeten stehen unter dem Oberbefehl Seiner Majestät des Königs

Eulenburg.

von Preußen. Artikel 5) Die verbündeten Regierungen werden gleichzeitig mit Preußen die auf Grund des Reichswahlgesetzes vom 12. April 1849 vorzunehmenden Wahlen der Abgeordneten zum Parlament anordnen und letzteres gemeinschaftlich mit Preußen einberufen. Zugleich werden sie Bevollmächtigte nach Berlin senden, um nach Maßgabe der Grundzüge vom 10. Juni dieses Jahrs den Bundesverfassungsentwurf festzustellen, welcher dem Parlamente zur Berathung und Vereinbarung vorgelegt werden soll. Artikel 6) Die Dauer des Bündnisses ist bis zum Abschluß des neuen Bundesverhältnisses, eventuell auf ein Jahr festgesetzt, wenn der neue Bund nicht vor Ablauf eines Jahres geschlossen sein sollte."

Digitized by Google

Das war der erste Anfang des norddeutschen Bundes, und ein sehr bescheidener, eng begrenzter war er, denn verschiedene größere norddeutsche Staaten, wie Sachsen, Hannover, Nassau und Kurhessen gehörten nicht nur nicht zu den Contrahenten, sondern standen sogar auf feindlicher Seite. Dieß wurde jedoch durch den Krieg anders, indem bekanntlich Preußen die Staaten Hannover, Nassau und Kurhessen gänzlich einverleibte und das Königreich Sachsen nebst dem dritten Theil des Großherzogthums Hessen zwang, ebenfalls in den projectirten Bund einzutreten. Noch mehr, es hätten jetzt die süddeutschen Staaten Baiern, Württemberg, Baden und die letzten zwei Drittel von Hessen ohne Weiteres ebenfalls gezwungen werden können, an dem Bündniß Theil zu nehmen, denn dieselben hatten ja gar keine Widerstandskraft mehr, und dann wäre ganz Deutschland — das zu drei Viertheilen undeutsche Oesterreich allein ausgenommen — wieder beisammen gewesen. Allein Preußen verzichtete für jetzt hierauf und wohl mit Recht. Oder wäre es wohl klug gewesen, die Fürsten Süddeutschlands mit ihren damals dem Nordbund feindseligen Bevölkerungen zu Bundesgenossen zu pressen und sich damit einen nicht ganz ohnmächtigen Feind im Innern auf den Hals zu laden? Wäre es klug gewesen, die Eifersucht Frankreichs und wohl auch Rußlands bis zu einem — von vielen Süddeutschen herbeigesehnten — Kriege anzufachen und so das bereits sicher Erworbene noch einmal aufs Spiel zu setzen? Diese und andere Gründe bewogen Preußen, sich mit der bereits genannten Bundesgenossenschaft zu begnügen, und nunmehr lieber sein Hauptaugenmerk auf die Herstellung und den Ausbau der neuen Bundesverfassung zu richten in der gerechtfertigten Hoffnung einestheils, daß, wenn diese Verfassung den so lange vergeblich gehegten Erwartungen der deutschen Völker entspräche, die Süddeutschen von selbst auf die Aufnahme in den Bund dringen würden, anderntheils, daß dann eine etwaige Einsprache der fremden Mächte mit weit mehr Gewißheit des Erfolgs zurückgewiesen werden könnte, weil ganz Deutschland vereinigt dem übrigen Europa Trotz zu bieten vermag.

Also um die Herstellung und den Ausbau der norddeutschen Bundesverfassung handelte es sich, nachdem im Herbst 1866 der Frieden zwischen den kriegführenden Staaten wiederhergestellt war, und der Graf von Bismarck widmete sich dieser Aufgabe mit einer Energie, in der ihn wohl noch nicht leicht ein anderer Staatsmann übertroffen hat. Bereits zu Anfang des December 1866 hatte er es so weit gebracht, daß er die Regenten der mit Preußen verbündeten größeren und kleineren Staaten einladen konnte, ihre Minister oder sonstigen Bevollmächtigten nach Berlin zu senden, um über die Feststellung des dem Reichsparlament vorzulegenden Verfassungsentwurfs für den norddeutschen Bund zu verhandeln, und am 15. Dec. 1866 fand die erste Sitzung dieser Bundesbevollmächtigten statt. Weil aber der Entwurf ein ziemlich umfangreicher war, so nahm schon deßwegen seine Berathung eine ziemlich geraume Zeit in Anspruch. Noch mehr deßwegen, weil die Bevollmächtigten der etlichen und zwanzig verbündeten Fürsten von ihrem Rechte Abänderungsanträge zu stellen, im vollsten Maße Gebrauch machten. Endlich jedoch, am 8. Februar 1867, war über alle Fragen ein vollständiges Einverständniß erzielt worden und der dem Reichstag vorzulegende Verfassungsentwurf stand nun fix und fertig

Digitized by Google

da. „Die einzelnen Regierungen," ließ sich damals eine gewichtige Stimme vernehmen, „haben bereitwillig einen Theil ihrer Sonderrechte auf ein deutsches Gemeinwesen übergetragen, welches seinen Mitgliedern Sicherheit und dem deutschen Volk eine nationale Entwicklung zu verbürgen befähigt sein wird. Die Bundesregierungen haben dieß gethan, im Vertrauen auf die Macht und besonnene Festigkeit der preußischen Regierung, welche sowohl der inneren Entwicklung als der Sicherheit nach Außen eine feste Unterlage zu gewähren im Stande ist. Die preußische Regierung hat für die ihr zufallende obere Leitung der Bundesangelegenheiten nur dasjenige Maß von Rechten beansprucht, welches ihr im Interesse der Gesammtheit unentbehrlich schien, und die Bundesgenossen Preußens haben diese Rechte in dem Vertrauen gewährt, daß diese maßhaltende Politik Preußens sich in den Verhandlungen mit dem Reichstag nicht verläugnen und das nationale Werk im bundesfreundlichen Weg und zur Befriedigung aller Betheiligen zum Ziele führen werde."

So war denn der Grundriß der Verfassung des norddeutschen Bundes glücklich fertig geworden und nun wurden alsbald die Reichstagswahlen ausgeschrieben, denn schon bei dem Bündnißvertrag hatte man sich dahin geeinigt, daß von einer Verfassungsoctroyirung keine Rede sein könne, sondern daß das deutsche Volk durch seine Abgeordneten bei Feststellung dieser „Magna charta" die letzte und entscheidende Stimme habe. Auch hatte man sich, ebenfalls gleich von Anfang an, einstimmig über den Wahlmodus dahin entschieden, daß jedem volljährigen unbescholtenen Mann das Recht zu stimmen zustehe (allgemeines Stimmrecht wie bei den Reichstagswahlen von 1849), und dieser Wahlmodus konnte also sicherlich an Freisinnigkeit nicht übertroffen werden. Ebendeßwegen aber befürchteten Viele, es möchten nun lauter radicale, sich selbst überstürzende Elemente in das Parlament kommen, und man stellte also von conservativer Seite aus dem letzteren ein böses Prognosticon. Nicht minder Schlimmes wurde von der entgegengesetzten Seite aus dem Grunde prophezeiht, weil die Reichstagsabgeordneten nach englischem Muster keine Diäten beziehen sollten, denn „wer," so rief man sich zu, „wird sich wählen lassen außer den Geldmännern oder großen Grundbesitzern?" Doch — am 15. Februar 1867 fanden die Wahlen im ganzen norddeutschen Bunde statt und wie man nun die Namen der Gewählten erfuhr, da konnte man sich gleich überzeugen, daß die beiden obigen Prophezeihungen total falsch gewesen seien. Vielmehr stand gerade umgekehrt die Thatsache fest, daß fast nirgends ungebildete, nichtssagende Leute oder gar besinnungslose Schreier gewählt worden waren, sondern vorwiegend Männer von Intelligenz und Ansehen, meist längst bewährte Namen von socialem und politischem Verdienst, obwohl in ihren Ansichten allerdings oft weit auseinandergehend. So sah man denn dem kommenden Reichstag, welcher sofort auf Sonntag den 24. Februar 1867 nach Berlin einberufen wurde, fast allgemein mit frohen Hoffnungen entgegen und besonders auch in Süddeutschland, selbst in den Kreisen, welche dem norddeutschen Bund feindlich gesinnt waren, machte sich nach und nach ein mächtiges Interesse geltend.

Am 24. Februar 1867 ward der Reichstag im weißen Saale des Königlichen Schlosses von Berlin unter ganz außergewöhnlichen Feierlich-

Digitized by Google

leiten vom König Wilhelm I., dem Präsidenten des norddeutschen Bundes, mit einer sehr klar gehaltenen Thronrede eröffnet, und gleich den andern Tag fand die erste Sitzung — im erweiterten Saale des Herrenhauses — statt. Nach kurzem hatte sich das Parlament mit dem berühmten Doctor Simson als Präsidenten constituirt und nun überreichte Graf Bismarck dem hohen Hause die Vorlage des Bundesverfassungsentwurfs nebst den Verträgen und Protocollen, worauf derselbe beruht. Das Haus aber machte sich, so bald es sich mit dem Entwurfe näher bekannt gemacht, mit der genauesten Sorgfalt an seine Berathung, und in ganz Deutschland waren wieder Aller Augen auf Berlin und auf die heftigen Debatten im Reichstage gerichtet. Doch soll ich nun dem Leser von diesen Debatten im Einzelnen erzählen? Soll ich ihm die verschiedenen Redner mit Namen aufführen oder doch wenigstens die ersten und hervorragendsten derselben? Soll ich von den Anträgen, die sie stellten, das Nähere melden, so wie insbesondere von den Verbesserungen, die dadurch an dem Verfassungsentwurf gemacht wurden? Ich glaube nicht, daß der Leser solches von mir verlangt, sondern es wird ihm genügen, wenn ich constatire: das Parlament begriff seine hochwichtige Aufgabe vollständig und man darf wohl sagen, es lag auf der Versammlung das Gefühl einer schweren Verantwortung, gepaart mit dem stolzen Bewußtsein, daß sie ein entscheidendes Wort zu sprechen habe. Nichts wurde daher übereilt und die vollendete Verfassung enthält darum auch keinen einzelnen Artikel, der nicht die ausdrückliche und formelle Zustimmung des Reichstags erhalten hätte. Umgekehrt aber begriffen die Herren Abgeordneten, daß die gesammte Lage einen raschen Abschluß forderte, und so giengen sie frisch an die Arbeit, ohne sich lange mit Commissions-Berathungen aufzuhalten. Freilich nicht sämmtliche Abgeordneten handelten so, sondern es gab auch Ultra-Radicale, welche lieber Alles über Bord geworfen hätten, weil ihnen das Gebotene nicht gut genug war, und diese verlegten sich auf das System der Verzögerung aller wichtigeren Entscheidungen. Auch giengen Hand in Hand mit ihnen die Ultramontanen und sogenannten Großdeutsche, welche das Verfassungswerk nicht zu Stande kommen lassen wollten, weil Oesterreich nicht dabei sei, so wie die Particularisten aus Hannover, Holstein und Polen. Allen Uebrigen dagegen, besonders den Nationalliberalen, deren Namen schon genau bezeichnet, was sie anstreben, war es aufrichtig darum zu thun, daß die Verfassung zu Stande komme, und sie mäkelten darum nicht um Geringes, wo so überaus Hohes auf dem Spiele stand. Eben so thaten auch die Bevollmächtigten der verschiedenen verbündeten Regierungen, den Grafen Bismarck voran, und in Vielem, sehr Vielem sogar wurde ihrerseits nachgegeben, damit nicht das Ganze scheitere. So kam denn schon viel früher, als man zu hoffen gewagt hatte, das große Werk glücklich zu Stande, und bei der Schlußabstimmung am 16. April 1867 standen nur 53 Verneinende gegen 230 Bejahende. Den Tag nachher, am 17. April, theilte sodann Graf Bismarck dem versammelten Reichstag mit, daß die Bundesregierungen beschlossen hätten, der Verfassung, wie sie aus der Berathung des Reichstags schließlich hervorgegangen, beizustimmen, und feierlichst erklärte er somit die Norddeutsche Bundesverfassung für angenommen. Noch an demselben Tage, Mittags, ward der Reichstag durch

Digitized by Google

den König selbst im weißen Saale des Schlosses unter großen Feierlichkeiten geschlossen und mit großem Ernste betonte er die Thronrede, daß nunmehr Deutschland durch das einmüthige Zusammenwirken seiner Regierungen und der Volksvertretung seinen Frieden, sein Recht und seine Würde sich wieder errungen habe.

Doch hat in der That die Norddeutsche Bundesverfassung diesen hohen Werth? Der Leser muß selbst urtheilen können und damit er es könne, geben wir hier den Wortlaut der Verfassung, wobei wir bemerken, daß wir die Zusätze und Aenderungen, welche dem ursprünglichen Entwurfe

von Mühler.

durch den Reichstag gegeben wurden, durch gesperrte Schrift kenntlich gemacht haben.

I. Bundesgebiet. Art. 1. Das Bundesgebiet besteht aus den Staaten Preußen, Sachsen, Mecklenburg-Schwerin, Sachsen-Weimar, Mecklenburg-Strelitz, Oldenburg, Braunschweig, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Coburg-Gotha, Anhalt, Schwarzburg-Rudolstadt, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere Linie, Schaumburg-Lippe, Lippe, Lübeck, Bremen, Hamburg und aus den nördlich vom Main belegenenen Theilen des Großherzogthums Hessen.

II. Bundesgesetzgebung. Art. 2. Innerhalb dieses Bundesgebiets

übt der Bund das Recht der Gesetzgebung nach Maßgabe des Inhalts dieser Verfassung und mit der Wirkung aus, daß die Bundesgesetze den Landesgesetzen vorgehen. Die Bundesgesetze erhalten ihre verbindliche Kraft durch ihre Verkündigung von Bundes wegen, welche vermittelst eines Bundesgesetzblattes geschieht. Sofern nicht in dem publicirten Gesetze ein anderer Anfangstermin seiner verbindlichen Kraft bestimmt ist, beginnt die letztere mit dem vierzehnten Tage nach dem Ablauf desjenigen Tages, in welchem das betreffende Stück des Bundesgesetzblattes in Berlin ausgegeben worden ist. Art. 3. Für den ganzen Umfang des Bundesgebiets besteht ein gemeinsames Indigenat mit der Wirkung, daß der Angehörige (Unterthanen, Staatsbürger) eines jeden Bundesstaates in jedem andern Bundesstaat als Inländer zu behandeln und demgemäß zum festen Wohnsitz, zum Gewerbebetrieb, zu öffentlichen Aemtern, zur Erwerbung von Grundstücken, zur Erlangung des Staatsbürgerrechts und zum Genusse aller sonstigen bürgerlichen Rechte unter denselben Voraussetzungen, wie der Einheimische, zuzulassen, auch in Betreff der Rechtsverfolgung und des Rechtsschutzes, demselben gleich zu behandeln ist. In der Ausübung dieser Befugniß darf der Bundesangehörige weder durch die Obrigkeit seiner Heimath, noch durch die Obrigkeit eines andern Bundesstaates beschränkt werden. Diejenigen Bestimmungen, welche die Armenversorgung und die Aufnahme in den localen Gemeindeverband betreffen, werden durch den im ersten Absatz ausgesprochenen Grundsatz nicht berührt. Eben so bleiben bis auf Weiteres die Verträge in Kraft, welche zwischen den einzelnen Bundesstaaten in Beziehung auf die Uebernahme von Auszuweisenden, die Verpflegung erkrankter und die Beerdigung verstorbener Staatsangehörigen bestehen. Hinsichtlich der Erfüllung der Militärpflicht im Verhältniß zu dem Heimathlande wird im Wege der Bundesgesetzgebung das Nöthige geordnet werden. Dem Auslande gegenüber haben alle Bundesangehörigen gleichmäßig Anspruch auf den Bundesschutz. Art. 4. Die Beaufsichtigung des Bundes und der Gesetzgebung desselben unterliegen die nachstehenden Angelegenheiten; a) die Bestimmungen über Freizügigkeit, Heimaths- und Niederlassungsverhältnisse, Staatsbürgerrecht, Paßwesen und Fremdenpolizei, und über den Gewerbebetrieb, einschließlich des Versicherungswesens, soweit diese Gegenstände nicht schon durch den Art. 3. dieser Verfassung erledigt sind, deßgleichen über die Colonisation und die Auswanderung nach außerdeutschen Ländern; b) die Zoll- und Handelsgesetzgebung und die für Bundeszwecke zu verwendenden Steuern; c) die Ordnung des Maaß-, Münz- und Gewichtssystems nebst Feststellung der Grundsätze über die Emission von fundirtem und unfundirtem Papiergeld; d) die allgemeinen Bestimmungen über das Bankwesen; e) die Erfindungspatente; f) der Schutz des geistigen Eigenthums; g) Organisation eines gemeinsamen Schutzes des deutschen Handels im Auslande, der deutschen Schifffahrt und ihrer Flagge zur See, und Anordnung gemeinsamer consularischer Vertretung, welche vom Bunde ausgestattet wird; h) das Eisenbahnwesen und die Herstellung von Land- und Wasserstraßen im Interesse der Landesvertheidigung und des allgemeinen Verkehrs; i) der Flößerei- und Schifffahrts-Betrieb auf den mehreren Staaten gemeinsamen Wasserstraßen und der Zustand der letz-

Digitized by Google

teren, sowie die Fluß- und sonstigen Wasserzölle; k) das Post- und Telegraphenwesen; l) Bestimmungen über die wechselseitige Vollstreckung von Erkenntnissen in Civilsachen und Erledigung von Requisitionen überhaupt; m) so wie über die Beglaubigung von öffentlichen Urkunden; n) die gemeinsame Gesetzgebung über das Obligationenrecht, Strafrecht, Handels- und Wechselrecht und das gerichtliche Verfahren; o) das Militärwesen des Bundes und die Kriegsmarine; p) Maßregeln der Medicinal- und Veterinärpolizei. Art. 5. Die Bundesgesetzgebung wird ausgeübt durch den Bundesrath und den Reichstag. Die Uebereinstimmung der Mehrheitsbeschlüsse ist zu einem Bundesgesetze erforderlich und ausreichend. Bei Gesetzesvorschlägen über das Militärwesen und die Kriegsmarine gibt, wenn im Bundesrathe eine Meinungsverschiedenheit stattfindet, die Stimme des Präsidiums den Ausschlag, wenn sie sich für die Aufrechthaltung der bestehenden Einrichtungen ausspricht.

III. Bundesrath. Art. 6. Der Bundesrath besteht aus den Vertretern der Mitglieder des Bundes, unter welchen die Stimmführung sich nach Maßgabe der Vorschriften für das Plenum des ehemaligen deutschen Bundes vertheilt, so daß Preußen mit den ehemaligen Stimmen von Hannover, Kurhessen, Holstein, Nassau und Frankfurt 17 Stimmen führt, Sachsen 4, Hessen 1, Mecklenburg-Schwerin 2, Sachsen-Weimar 1, Mecklenburg-Strelitz 1, Oldenburg 1, Braunschweig 2, Sachsen-Meiningen 1, Sachsen-Altenburg 1, Sachsen-Coburg-Gotha 1, Anhalt 1, Schwarzburg-Rudolstadt 1, Schwarzburg-Sondershausen 1, Waldeck 1, Reuß ältere Linie 1, Reuß jüngere Linie 1, Schaumburg-Lippe 1, Lippe 1, Lübeck 1, Bremen 1, Hamburg 1; Summa 43. Art. 7. Jedes Mitglied des Bundes kann so viel Bevollmächtigte zum Bundesrath ernennen, wie es Stimmen hat; doch kann die Gesammtheit der zuständigen Stimmen nur einheitlich abgegeben werden. Nicht vertretene oder nicht instruirte Stimmen werden nicht gezählt. Jedes Bundesmitglied ist befugt, Vorschläge zu machen und in Vortrag zu bringen, und das Präsidium ist verpflichtet, dieselben der Berathung zu übergeben. Die Beschlußfassung erfolgt mit einfacher Mehrheit. Bei Stimmengleichheit gibt die Präsidiumstimme den Ausschlag. Art. 8. Der Bundesrath bildet aus seiner Mitte dauernde Ausschüsse: a) für das Landheer und die Festungen, b) für das Seewesen, c) für das Zoll- und Steuerwesen, d) für Handel und Verkehr, e) für Eisenbahnen, Post und Telegraphen, f) für Justizwesen, g) für Rechnungswesen. In jedem dieser Ausschüsse werden außer dem Präsidium mindestens zwei Bundesstaaten vertreten sein, und führt innerhalb derselben jeder Staat nur Eine Stimme. Die Mitglieder der Ausschüsse zu a und b werden von dem Bundesfeldherrn ernannt, die der Uebrigen von dem Bundesrathe gewählt. Die Zusammensetzung dieser Ausschüsse ist für jede Session des Bundesraths, also mit jedem Jahr zu erneuern, wobei die ausscheidenden Mitglieder wieder wählbar sind. Den Ausschüssen werden die zu ihren Arbeiten nöthigen Beamten zur Verfügung gestellt. Art. 9. Jedes Mitglied des Bundesraths hat das Recht im Reichstag zu erscheinen, und muß daselbst auf Verlangen jeder Zeit gehört werden,

Digitized by Google

um die Ansichten seiner Regierung zu vertreten, auch dann wenn dieselben von der Majorität des Bundesraths nicht adoptirt worden sind. Niemand kann gleichzeitig Mitglied des Bundesraths und des Reichstages sein. Art. 10. Dem Bundespräsidium liegt es ob, den Mitgliedern des Bundesraths den üblichen diplomatischen Schutz zu gewähren.

IV. Bundespräsidium. Art. 11. Das Präsidium des Bundes steht der Krone Preußen zu, welche in Ausübung desselben den Bund völkerrechtlich zu vertreten, im Namen des Bundes Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, Bündnisse und andere Verträge mit fremden Staaten einzugehen, Gesandte zu beglaubigen und zu empfangen berechtigt ist. Insoweit die Verträge mit fremden Staaten sich auf solche Gegenstände beziehen, welche nach Art. 4 in den Bereich der Bundesgesetzgebung gehören, ist zu ihrem Abschluß die Zustimmung des Bundesraths und zu ihrer Gültigkeit die Genehmigung des Reichstags erforderlich. Art. 12. Dem Präsidium steht es zu, den Bundesrath und den Reichstag zu berufen, zu eröffnen und zu schließen. Art. 13. Die Berufung des Bundesrathes und des Reichstags findet alljährlich statt und kann der Bundesrath zur Vorbereitung der Arbeiten ohne den Reichstag, letzterer aber nicht ohne den Bundesrath berufen werden. Art. 14. Die Berufung des Bundesraths muß erfolgen, sobald sie von einem Drittel der Stimmenzahl verlangt wird. Art. 15. Der Vorsitz im Bundesrath und die Leitung der Geschäfte steht dem Bundeskanzler zu, welcher vom Präsidium zu ernennen ist. Derselbe kann sich durch jedes andere Mitglied des Bundesraths vermöge schriftlicher Substitution vertreten lassen. Art. 16. Das Präsidium hat die erforderlichen Vorlagen nach Maßgabe der Beschlüsse des Bundesraths in den Reichstag zu bringen, wo sie durch Mitglieder des Bundesraths oder durch besondere, von letzterem zu ernennende Commissäre vertreten werden. Art. 17. Dem Präsidium steht die Ausfertigung und Verkündigung der Bundesgesetze und die Ueberwachung der Ausführung derselben zu. Die Anordnungen und Verfügungen des Bundespräsidiums werden im Namen des Bundes erlassen und bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung des Bundeskanzlers, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt. Art. 18. Das Präsidium ernennt die Bundesbeamten, hat dieselben für den Bund zu vereidigen und erforderlichen Falls ihre Entlassung zu verfügen. Art. 19. Wenn Bundesglieder ihre verfassungsmäßigen Bundespflichten nicht erfüllen, so können sie dazu im Wege der Exekution angehalten werden. Diese Execution ist a) in Betreff militärischer Leistungen, wenn Gefahr im Verzuge, von dem Bundesfeldherrn anzuordnen und zu vollziehen, b) in allen andern Fällen aber von dem Bundesrath zu beschließen und von dem Bundesfeldherrn zu vollstrecken. Die Execution kann bis zur Sequestration des betreffenden Landes und seiner Regierungsgewalt ausgedehnt werden. In den unter a) bezeichneten Fällen ist dem Bundesrath von Anordnung der Execution unter Darlegung der Beweggründe ungesäumt Kenntniß zu geben.

V. Reichstag. Art. 20. Der Reichstag geht aus allgemeinen und directen Wahlen mit geheimer Abstimmung hervor, welche bis

Digitized by Google

zum Erlaß eines Reichswahlgesetzes nach Maßgabe des Gesetzes zu erfolgen haben, auf Grund dessen der erste Reichstag des norddeutschen Bundes gewählt worden ist. Art. 21. Beamte bedürfen keines Urlaubs zum Eintritt in den Reichstag. Wenn ein Mitglied des Reichstags in dem Bunde oder einem Bundesstaate ein besoldetes Staatsamt annimmt oder im Bundes- oder Staatsdienste in ein Amt eintritt, mit welchem ein höherer Rang oder ein höherer Gehalt verbunden ist, so verliert es Sitz und Stimme in dem Reichstag und kann seine Stelle in demselben nur durch eine neue Wahl wieder erlangen. Art. 22. Die Verhandlungen des Reichstages sind öffentlich. Wahrheitsgetreue Berichte über Verhandlungen in den öffentlichen Sitzungen des Reichstages bleiben von jeder Verantwortlichkeit frei. Art. 23. Der Reichstag hat das Recht, innerhalb der Competenz des Bundes Gesetze vorzuschlagen und an ihn gerichtete Petitionen dem Bundesrathe, respective Bundeskanzler zu überweisen. Art. 24. Die Legislaturperiode des Reichstages dauert drei Jahre. Zur Auflösung des Reichstages während derselben ist ein Beschluß des Bundesraths unter Zustimmung des Präsidiums erforderlich. Art. 25. Im Falle der Auflösung des Reichstages müssen innerhalb des Zeitraumes von 60 Tagen nach derselben die Wähler und innerhalb eines Zeitraumes von 90 Tagen nach der Auflösung der Reichstag versammelt werden. Art. 26. Ohne Zustimmung des Reichstages darf die Vertagung desselben die Frist von 30 Tagen nicht übersteigen und während derselben Session nicht wiederholt werden. Art. 27. Der Reichstag prüft die Legitimationen seiner Mitglieder und entscheidet darüber. Er regelt seinen Geschäftsgang und seine Disciplin durch eine Geschäftsordnung und erwählt seinen Präsidenten, seine Vicepräsidenten und Schriftführer. Art. 28. Der Reichstag beschließt nach absoluter Stimmenmehrheit. Zur Giltigkeit der Beschlußfassung ist die Anwesenheit der Mehrheit der gesetzlichen Anzahl der Mitglieder erforderlich. Art. 29. Die Mitglieder des Reichstages sind Vertreter des gesammten Volkes und an Aufträge und Instructionen nicht gebunden. Art. 30. Kein Mitglied des Reichstages darf zu irgend einer Zeit wegen seiner Abstimmung oder wegen der in Ausübung seines Berufes gethanen Aeußerungen gerichtlich oder disciplinarisch verfolgt oder sonst außerhalb der Versammlung zur Verantwortung gezogen werden. Art. 35. Ohne Genehmigung des Reichstages kann kein Mitglied desselben während der Sitzungsperiode wegen einer mit Strafe bedrohten Handlung zur Untersuchung gezogen oder verhaftet werden, außer wenn es bei Ausübung der That oder im Laufe des nächstfolgenden Tages ergriffen wird. Gleiche Genehmigung ist bei einer Verhaftung wegen Schulden erforderlich. Auf Verlangen des Reichstages wird jedes Strafverfahren gegen ein Mitglied desselben und jede Untersuchungs- oder Civilhaft für die Dauer der Sitzungsperiode aufgehoben. Art. 32. Die Mitglieder des Reichstages dürfen als solche keine Besoldung oder Entschädigung beziehen.

VI. Zoll- und Handelswesen. Art. 33. Der Bund bildet ein Zoll-

Digitized by Google

und Handelsgebiet, umgeben von gemeinschaftlicher Zollgrenze. Ausgeschlossen bleiben die wegen ihrer Lage zur Einschließung in die Zollgrenze nicht geeigneten einzelnen Gebietstheile. Alle Gegenstände, welche im freien Verkehr eines Bundesstaates befindlich sind, können in jeden andern Bundesstaat eingeführt und dürfen in letzterem einer Abgabe nur insoweit unterworfen werden, als daselbst gleichartige inländische Erzeugnisse einer innern Steuer unterliegen. Art. 34. Die Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg mit einem dem Zweck entsprechenden Bezirk ihres oder des umliegenden Gebietes bleiben als Freihäfen außerhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenze, bis sie ihren Einschluß in dieselbe beantragen. Art. 35. Der Bund ausschließlich hat die Gesetzgebung über das gesammte Zollwesen, über die Besteuerung des Verbrauchs von einheimischem Zucker, Branntwein, Salz, Bier und Tabak, sowie über die Maßregeln, welche in den Zollausschüssen zur Sicherung der gemeinschaftlichen Zollgrenze erforderlich sind. Art. 36. Die Erhebung und Verwaltung der Zölle und Verbrauchssteuern (Art. 35) bleibt jedem Bundesstaate, so weit derselbe sie bisher ausgeübt hat, innerhalb seines Gebietes überlassen. Das Bundespräsidium überwacht die Einhaltung des gesetzlichen Verfahrens durch Bundesbeamte, welche es den Zoll- und Steuerämtern und den Directivbehörden der einzelnen Staaten, nach Vernehmung des Ausschusses des Bundesrathes für Zoll- und Steuerwesen, beiordnet. Art. 37. Der Bundesrath beschließt: a) über die dem Reichstage vorzulegenden oder von demselben angenommenen, unter die Bestimmungen des Art. 35 fallenden gesetzlichen Anordnungen, einschließlich der Handels- und Schifffahrtsverträge; b) über die zur Ausführung der gemeinschaftlichen Gesetzgebung dienenden Verwaltungsvorschriften und Einrichtungen; c) über Mängel, welche bei der Ausführung der gemeinschaftlichen Gesetzgebung hervortreten; d) über die von seiner Rechnungsbehörde ihm vorgelegte schließliche Feststellung der in die Bundeskasse fließenden Abgaben. Jeder über die Gegenstände zu a) b) c) von einem Bundesstaate, oder über die Gegenstände zu c) von einem controlirenden Beamten bei dem Bundesrath gestellte Antrag unterliegt der gemeinschaftlichen Beschlußnahme. Im Falle der Meinungsverschiedenheit gibt die Stimme des Präsidiums bei den zu a) und b) bezeichneten alsdann den Ausschlag, wenn sie sich für Aufrechthaltung der bestehenden Vorschrift oder Einrichtung ausspricht, in allen übrigen Fällen entscheidet die Mehrheit der Stimmen nach dem in Art. 6 dieser Verfassung festgesetzten Stimmverhältniß. Art. 38. Der Ertrag der Zölle und der in Art. 35 bezeichneten Verbrauchsabgaben fließt in die Bundeskasse. Dieser Ertrag besteht aus den gesammten von den Zöllen und Verbrauchsabgaben aufgekommenen Einnahmen, nach Abzug 1) der auf Gesetzen oder allgemeinen Verwaltungsvorschriften beruhenden Steuervergütungen und Ermäßigungen; 2) der Erhebungs- und Verwaltungskosten, und zwar a) bei den Zöllen und der Steuer von inländischem Zucker, so weit diese Kosten nach den Verabredungen unter den Mitgliedern des deutschen Zoll- und Handelsvereins der Gemeinschaft aufgerechnet werden konnten; b) bei der Steuer vom inländischen Salz — so bald solche, so wie ein Zoll von ausländischem Salz unter Aufhebung des Salzmonopols, eingeführt sein wird — mit dem Betrage der auf Salzwerken erwachsenden Erhebungs-

und Aufsichtskosten; c) bei den übrigen Steuern mit fünfzehn Procent der Gesammteinnahme. Die außerhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenze liegenden Gebiete tragen zu den Bundesausgaben durch Zahlung eines Aversums bei. Art. 39. Die von den Erhebungsbehörden der Bundesstaaten nach Ablauf eines jeden Vierteljahres aufzustellenden Quartalextracte und die nach dem Jahres- und Bücherschlusse aufzustellenden Finalabschlüsse über die im Laufe des Vierteljahres, beziehungsweise während des Rechnungsjahres völlig gewordenen Einnahmen an Zöllen und Verbrauchsabgaben werden von den Directivbehörden der Bundesstaaten, nach vorangegangener Prüfung, in Hauptübersichten zusammengestellt und diese an den Ausschuß des Bundesrathes für das Rechnungswesen eingesandt. Der letztere stellt auf Grund dieser Uebersichten von drei zu drei Monaten den von der Kasse jedes Bundesstaats der Bundeskasse schuldigen Betrag vorläufig fest, und setzt von dieser Feststellung den Bundesrath und die Bundesstaaten in Kenntniß, legt auch alljährlich die schließliche Feststellung jener Beträge mit seinen Bemerkungen dem Bundesrathe zur Beschlußnahme vor. Art. 40. Die Bestimmungen in dem Zollvereinsvertrag vom 16. Mai 1865, in dem Vertrag über die gleiche Besteuerung inländer Erzeugnisse vom 28. Juni 1864, in dem Vertrag über den Verkehr mit Tabak und Wein von demselben Tage und im Art. 2 des Zoll- und Anschlußvertrags vom 11. Juli 1864, desgleichen in den Thüringenschen Vereinsverträgen bleiben zwischen den bei diesen Verträgen betheiligten Bundesstaaten in Kraft, so weit sie nicht durch die Vorschriften der gegenwärtigen Verfassung abgeändert sind und so lange sie nicht auf dem im Art. 37 vorgezeichneten Weg abgeändert werden. Mit diesen Beschränkungen finden die Bestimmungen des Zollvereinigungsvertrags vom 16. Mai 1865 auch auf diejenigen Bundesstaaten und Gebietstheile Anwendung, welche zur Zeit dem deutschen Zoll- und Handelsverein nicht angehören.

VII. Eisenbahnwesen. Art. 41. Eisenbahnen, welche im Interesse der Vertheidigung des Bundesgebiets oder im Interesse des gemeinsamen Verkehrs für nothwendig erachtet werden, können kraft eines Bundesgesetzes auch gegen den Widerspruch der Bundesglieder, deren Gebiet die Eisenbahnen durchschneiden, unbeschadet der Landeshoheitsrechte, für Rechnung des Bundes angelegt oder an Privatunternehmer zur Ausführung concessionirt und mit dem Expropriationsrecht ausgestattet werden. Jede bestehende Eisenbahnverwaltung ist verpflichtet, sich den Anschluß neu angelegter Eisenbahnen auf Kosten der letzteren gefallen zu lassen. Die gesetzlichen Bestimmungen, welche bestehenden Eisenbahnunternehmungen ein Widerspruchsrecht gegen die Anlegung von Parallel- oder Concurrenzbahnen einräumen, werden, unbeschadet bereits erworbener Rechte, für das ganze Bundesgebiet hiedurch aufgehoben. Ein solches Widerspruchsrecht kann auch in den künftig zu ertheilenden Concessionen nicht weiter verliehen werden. Art. 42. Die Bundesregierungen verpflichten sich, die im Bundesgebiet gelegenen Eisenbahnen im Interesse des allgemeinen Verkehrs wie ein einheitliches Netz verwalten und zu diesem Behuf auch die neuherzustellenden Bahnen nach einheitlichen Normen anlegen und ausführen zu lassen. Art. 43. Es sollen demgemäß in thunlichster Beschleunigung

Digitized by Google

übereinstimmende Betriebseinrichtungen getroffen, insbesondere gleiche Bahnpolizeireglements eingeführt werden. Der Bund hat dafür Sorge zu tragen, daß die Eisenbahnverwaltungen die Bahnen jederzeit in einem die nöthige Sicherheit gewährenden baulichen Zustand erhalten und dieselben mit Betriebsmaterial so ausrüsten, wie das Verkehrsbedürfniß es erheischt. Art. 44. Die Eisenbahnverwaltungen sind verpflichtet, die für den durchgehenden Verkehr und zur Herstellung in einander greifender Fahrpläne nöthigen Personenzüge mit entsprechender Fahrgeschwindigkeit, desgleichen die zur Bewältigung des Güterverkehrs nöthigen Güterzüge einzuführen, auch directe Expeditionen im Personen- und Güterverkehr unter Gestattung des Uebergangs der Transportmittel von einer Bahn auf die andere gegen die übliche Vergütung einzurichten. Art. 45. Dem Bunde steht die Controle über das Tarifwesen zu. Derselbe wird namentlich dahin wirken, 1) daß baldigst auf den Eisenbahnen im Gebiete des Bundes übereinstimmende Betriebsreglements eingeführt werden; 2) daß die möglichste Gleichmäßigkeit und Herabsetzung der Tarife erzielt, insbesondere daß bei größeren Entfernungen für den Transport von Kohlen, Coaks, Holz, Erzen, Steinen, Salz, Roheisen, Düngungsmitteln und ähnlichen Gegenständen ein dem Bedürfniß der Landwirthschaft und Industrie entsprechender ermäßigter Tarif und zwar zunächst thunlichst der Einpfennigtarif eingeführt werde. Art. 46. Bei eintretenden Nothständen, insbesondere bei ungewöhnlicher Theuerung der Lebensmittel, sind die Eisenbahnverwaltungen verpflichtet, für den Transport namentlich von Getreide, Mehl, Hülsenfrüchten und Kartoffeln zeitweise einen dem Bedürfniß entsprechenden, von dem Bundespräsidium auf Vorschlag des betreffenden Bundestagsausschusses festzustellenden niedrigen Specialtarif einzuführen, welcher jedoch nicht unter den niedrigsten auf der betreffenden Bahn für Rohprodukte geltenden Satz herabgehen darf. Art. 47. Den Anforderungen der Bundesbehörden in Betreff der Benützung der Eisenbahnen zum Zweck der Vertheidigung des Bundesgebietes haben sämmtliche Eisenbahnverwaltungen unweigerlich Folge zu leisten. Insbesondere ist das Militär und alles Kriegsmaterial zu gleichen ermäßigten Sätzen zu befördern.

VIII. Post- und Telegraphenwesen. Art. 48. Das Postwesen und das Telegraphenwesen werden für das gesammte Gebiet des norddeutschen Bundes als einheitliche Staatsverkehrsanstalten eingerichtet und verwaltet. Die in Art. 4 vorgesehene Gesetzgebung des Bundes in Post- und Telegraphenangelegenheiten erstreckt sich nicht auf diejenigen Gegenstände, deren Regelung, nach den gegenwärtig in der preußischen Post- und Telegraphenverwaltung maßgebenden Grundsätzen, der reglementarischen Festsetzung oder administrativen Anordnung überlassen ist. Art. 49. Die Einnahmen des Post- und Telegraphenwesens sind für den ganzen Bund gemeinschaftlich. Die Ausgaben werden aus den gemeinschaftlichen Einnahmen bestritten. Die Ueberschüsse fließen in die Bundeskasse. Art. 50. Dem Bundespräsidium gehört die obere Leitung der Post- und Telegraphenverwaltung an. Dasselbe hat die Pflicht und das Recht, dafür zu sorgen, daß Einheit in

Digitized by Google

der Organisation der Verwaltung und im Betriebe des Dienstes, so wie in der Qualifikation der Beamten hergestellt und erhalten wird. Das Präsidium hat für den Erlaß der reglementarischen Festsetzungen und allgemeinen administrativen Anordnungen, sowie für die ausschließliche Wahrnehmung der Beziehungen zu andern deutschen oder außerdeutschen Post- und Telegraphenverwaltungen Sorge zu tragen. Sämmtliche Beamte der Post- und Telegraphenverwaltung sind verpflichtet, den Anordnungen des Bundespräsidiums Folge zu leisten. Diese Verpflichtung ist in den Diensteid aufzunehmen. Die Anstellung der bei den Verwaltungsbehörden der Post und Telegraphie in den verschiedenen Bezirken erforderlichen oberen

von der Heydt.

Beamten (z. B. der Direktoren, Räthe, Oberinspektoren), ferner die Anstellung der zur Wahrnehmung des Aufsichtsdienstes in den einzelnen Bezirken als Organe der erwähnten Behörden fungirenden Post- und Telegraphenbeamten (z. B. Inspektoren, Controleure) geht für das ganze Gebiet des norddeutschen Bundes von dem Präsidium aus, welchem diese Beamten den Diensteid leisten. Den einzelnen Landesregierungen wird von den in Rede stehenden Ernennungen, soweit dieselben ihre Gebiete betreffen, behufs der landesherrlichen Bestätigung und Publikation rechtzeitig Mittheilung gemacht werden. Die andern bei den Verwaltungsbehörden der Post und Telegraphie erforderlichen Beamten, so wie alle für den lokalen und tech-

Digitized by Google

nischen Betrieb bestimmten, mithin bei den eigentlichen Betriebsstellen fungirenden Beamten werden von den betreffenden Landesregierungen angestellt. Wo eine selbstständige Landespost- und Telegraphenverwaltung nicht besteht, entscheiden die Bestimmungen der bestehenden Verträge. Art. 51. Zur Beseitigung der Zersplitterung des Post- und Telegraphenwesens in den Hansestädten wird die Verwaltung und der Betrieb der verschiedenen dort befindlichen staatlichen Post- und Telegraphenanstalten nach näherer Anordnung des Bundespräsidiums, welches den Senaten Gelegenheit zur Aeußerung ihrer hierauf bezüglichen Wünsche geben wird, vereinigt. Hinsichtlich der dort befindlichen deutschen Anstalten ist diese Vereinigung sofort einzuführen. Mit den außerdeutschen Regierungen, welche in den Hansestädten noch Postrechte besitzen oder ausüben, werden die zu dem vorstehenden Zweck nöthigen Vereinbarungen getroffen werden. Art. 52. Bei Ueberweisung des Ueberschusses der Postverwaltung für allgemeine Bundeszwecke soll in Betracht der bisherigen Verschiedenheit der von den Landespostverwaltungen der einzelnen Gebiete erzielten Reineinnahmen zum Zwecke einer entsprechenden Ausgleichung während der unten festgesetzten Uebergangszeit folgendes Verfahren beobachtet werden. Aus den Postüberschüssen, welche in den einzelnen Postbezirken während der fünf Jahre 1861/65 aufgekommen sind, wird ein durchschnittlicher Jahresüberschuß berechnet und der Antheil, welchen jedes einzelne Postgebiet an dem für das gesammte Gebiet des norddeutschen Bundes sich darnach herausstellenden Postüberschusse gehabt hat, nach Procenten festgestellt. Nach Maßgabe des auf diese Weise festgestellten Verhältnisses werden aus den im Bunde aufkommenden Postüberschüssen während der nächsten acht Jahre den einzelnen Staaten die sich für dieselben ergebenden Quoten auf ihre sonstigen Beiträge zu Bundeszwecken zu gut gerechnet. Nach Ablauf der acht Jahre hört jene Unterscheidung auf und fließen die Postüberschüsse in ungetheilter Aufrechnung nach dem im Art. 49 enthaltenen Grundsatz der Bundeskasse zu. Von der während der vorgedachten acht Jahre für die Hansestädte sich herausstellenden Quote des Postüberschusses wird alljährlich vorweg die Hälfte dem Bundespräsidium zur Verfügung gestellt, zu dem Zweck, daraus zunächst die Kosten für die Herstellung normaler Posteinrichtungen in den Hansestädten zu bestreiten.

IX. Marine und Schifffahrt. Art. 53. Die Bundeskriegsmarine ist eine einheitliche unter preußischem Oberbefehl. Die Organisation und Zusammensetzung derselben liegt Seiner Majestät dem König von Preußen ob, welcher die Officiere und Beamte der Marine ernennt und für welchen dieselben nebst den Mannschaften eidlich in Pflicht zu nehmen sind. Der Kielerhafen und der Jahdehafen sind Bundeskriegshäfen. Der zur Gründung und Erhaltung der Kriegsflotte und der damit zusammenhängenden Anstalten erforderliche Aufwand wird aus der Bundeskasse bestritten. Die gesammte seemännische Bevölkerung des Bundes, einschließlich des Maschinenpersonals und der Schiffshandwerker ist vom Dienst im Landheere befreit, dagegen zum Dienst in der Bundesmarine verpflichtet. Die Vertheilung des Ersatzbedarfs findet nach Maßgabe der vorhandenen seemännischen Bevölkerung statt und die hienach von jedem Staat gestellte Quote kommt auf die Gestellung zum Landheer

Digitized by Google

in Abrechnung. Art. 54. Die Kauffahrteischiffe aller Bundesstaaten bilden eine einheitliche Handelsmarine. Der Bund hat das Verfahren zur Ermittlung der Ladungsfähigkeit der Seeschiffe zu bestimmen, die Ausstellung der Meßbriefe sowie der Schiffscertificate zu regeln und die Bedingungen festzustellen, von welchen die Erlaubniß zur Führung eines Seeschiffes abhängig ist. In den Seehäfen und auf allen natürlichen und künstlichen Wasserstraßen der einzelnen Bundesstaaten werden die Kauffahrteischiffe sämmtlicher Bundesstaaten gleichmäßig zugelassen und behandelt. Die Abgaben, welche in den Seehäfen von den Seeschiffen oder deren Ladungen für die Benützung der Schifffahrtsanstalten erhoben werden, dürfen die zur Unterhaltung und gewöhnlichen Herstellung dieser Anstalten erforderlichen Kosten nicht übersteigen. Auf allen natürlichen Wasserstraßen dürfen Abgaben nur für die Benutzung besonderer Anstalten, die zur Erleichterung des Verkehrs bestimmt sind, erhoben werden. Diese Abgaben, so wie die Abgaben für die Befahrung solcher künstlicher Wasserstraßen, welche Staatseigenthum sind, dürfen die zur Unterhaltung und gewöhnlichen Herstellung der Anstalten und Anlagen erforderlichen Kosten nicht übersteigen. Auf die Flößerei finden diese Bestimmungen in so weit Anwendung, als dieselbe auf schiffbaren Wasserstraßen betrieben wird. Auf fremde Schiffe oder deren Ladungen andere oder höhere Abgaben zu legen, als von den Schiffen der Bundesstaaten oder deren Ladungen zu entrichten sind, steht keinem Einzelnstaate, sondern nur dem Bunde zu. Art. 55. Die Flagge der Kriegs- und Handelsmarine ist schwarz-weiß-roth.

X. Consulatwesen. Art. 56. Das gesammte norddeutsche Consulatwesen steht unter der Aufsicht des Bundespräsidiums, welches die Consuln, nach Vernehmung des Ausschusses des Bundesraths für Handel und Verkehr, anstellt. In dem Amtsbezirk der Bundesconsuln dürfen neue Landesconsulate nicht errichtet werden. Die Bundesconsuln üben für die in ihrem Bezirk nicht vertretenen Bundesstaaten die Funktionen eines Landesconsuls aus. Die sämmtlichen bestehenden Landesconsulate werden aufgehoben, so bald die Organisation der Bundesconsulate dergestalt vollendet ist, daß die Vertretung der Einzelinteressen aller Bundesstaaten als durch die Bundesconsulate gesichert von dem Bundesrathe anerkannt wird.

XI. Bundeskriegswesen. Art. 57. Jeder Norddeutsche ist wehrpflichtig und kann sich in Ausübung dieser Pflicht nicht vertreten lassen. Art. 58. Die Kosten und Lasten des gesammten Kriegswesens des Bundes sind von allen Bundesstaaten und ihren Angehörigen gleichmäßig zu tragen, so daß weder Bevorzugungen noch Prägravationen einzelner Staaten oder Klassen grundsätzlich zulässig sind. Wo die gleiche Vertheilung der Lasten sich in natura nicht herstellen läßt, ohne die öffentliche Wohlfahrt zu schädigen, ist die Ausgleichung nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit im Wege der Gesetzgebung herzustellen. Art. 59. Jeder wehrfähige Norddeutsche gehört sieben Jahre lang, in der Regel vom vollendeten 20. bis zum beginnenden 28. Lebensjahre dem stehenden Heere — und zwar die ersten drei Jahre bei den Fahnen, die letzten vier Jahre in der Reserve — und die folgenden fünf Lebensjahre der Landwehr an. In denjenigen Bundesstaaten, in denen bisher eine längere als 12jährige Gesammtdienstzeit gesetzlich war, findet die allmähliche Her-

Digitized by Google

abſetzung der Verpflichtung nur in dem Maße ſtatt, als dieß die Rückſicht auf die Kriegsbereitſchaft des Bundesheeres zuläßt. Art. 60. Die Friedenspräſenzſtärke des Bundesheeres wird bis zum 31. Dezember 1871 auf ein Procent der Bevölkerung von 1867 normirt und wird pro rata derſelben von den einzelnen Bundesſtaaten geſtellt. Für die ſpätere Zeit wird die Friedenspräſenzſtärke des Heeres im Wege der Bundesgeſetzgebung feſtgeſtellt. Art. 61. Nach Publikation dieſer Verfaſſung iſt in dem ganzen Bundesgebiete die geſammte preußiſche Militärgeſetzgebung ungeſäumt einzuführen, ſowohl die Geſetze ſelbſt als die zu ihrer Ausführung, Erläuterung und Ergänzung erlaſſenen Reglements, Inſtruktionen und Reſcripte, namentlich alſo das Militärſtrafgeſetzbuch vom 3. April 1845, die Verordnung über die Ehrengerichte vom 20. Juli 1843, die Beſtimmungen über Aushebung, Dienſtzeit, Servis- und Verpflegungsweſen, Einquartierung, Erſatz von Flurbeſchädigungen, Mobilmachung u. ſ. w. für Krieg und Frieden. Die Militärkirchenordnung iſt jedoch ausgeſchloſſen. Nach gleichmäßiger Durchführung der Bundeskriegsorganiſation wird das Bundespräſidium ein umfaſſendes Militärgeſetz dem Reichstage und dem Bundesrathe zur verfaſſungsmäßigen Beſchlußfaſſung vorlegen. Art. 62. Zur Beſtreitung des Aufwands für das geſammte Bundesheer und die zu demſelben gehörigen Einrichtungen ſind bis zum 31. Dezember 1871 dem Bundesfeldherrn jährlich ſo viel mal 225 Thaler, als die Kopfzahl der Friedensſtärke des Heeres nach Art. 56 beträgt, zur Verfügung zu ſtellen. Die Zahlung dieſer Beiträge beginnt mit dem erſten des Monates nach Publikation der Bundesverfaſſung. Nach dem 31. Dezember 1871 müſſen dieſe Beträge von den einzelnen Staaten des Bundes zur Bundeskaſſe fortgezahlt werden. Zur Berechnung derſelben wird die im Art. 60 interimiſtiſch feſtgeſtellte Friedenspräſenzſtärke ſo lange feſtgehalten, bis ſie durch ein Bundesgeſetz abgeändert iſt. Die Verausgabung dieſer Summe für das geſammte Bundesheer und deſſen Einrichtungen wird durch das Etatsgeſetz feſtgeſtellt. Bei der Feſtſtellung des Militärausgabeetats wird die auf Grundlage dieſer Verfaſſung geſetzlich feſtſtehende Organiſation des Bundesheeres zu Grunde gelegt. Art. 63. Die geſammte Landmacht des Bundes wird ein einheitliches Heer bilden, welches in Krieg und Frieden unter dem Befehl Seiner Majeſtät des Königs von Preußen als Bundesfeldherrn ſteht. Die Regimenter führen fortlaufende Nummern durch die ganze Bundesarmee. Für die Bekleidung ſind die Grundfarben und der Schnitt der königlich preußiſchen Armee maßgebend. Dem betreffenden Contingentsherrn bleibt es überlaſſen, die äußeren Abzeichen (Cocarden u. ſ. w.) zu beſtimmen. Der Bundesfeldherr hat die Pflicht und das Recht, dafür Sorge zu tragen, daß innerhalb des Bundesheeres alle Truppentheile vollzählig und kriegstüchtig vorhanden ſind, und daß Einheit in der Organiſation und Formation, in Bewaffnung und Commando, in der Ausbildung der Mannſchaften ſo wie in der Qualification der Offiziere hergeſtellt und erhalten wird. Zu dieſem Behufe iſt der Bundesfeldherr berechtigt, ſich jederzeit durch Inſpektionen von der Verfaſſung der einzelnen Contingente zu überzeugen

Digitized by Google

und die Abstellung der dabei vorgefundenen Mängel anzuordnen. Der Bundesfeldherr bestimmt den Präsenzstand, die Gliederung und Eintheilung der Contingente der Bundesarmee, so wie die Organisation der Landwehr, und hat das Recht innerhalb des Bundesgebiets die Garnisonen zu bestimmen, so wie die kriegsbereite Aufstellung eines jeden Theils der Bundesarmee anzuordnen. Behufs Erhaltung der unentbehrlichen Einheit in der Administration, Verpflegung, Bewaffnung und Ausrüstung aller Truppentheile des Bundesheeres sind die bezüglichen künftig ergehenden Anordnungen für die preußische Armee den Commandeuren der übrigen Bundes-

Waldeck.

contingente durch den in Art. 8 a) bezeichneten Ausschuß für das Landheer und die Festungen zur Nachachtung in geeigneter Weise mitzutheilen. Art. 64. Alle Bundestruppen sind verpflichtet, den Befehlen des Bundesfeldherrn unbedingt Folge zu leisten. Diese Verpflichtung ist in den Fahneneid aufzunehmen. Der Höchstcommandirende eines Contingents, so wie alle Offiziere, welche Truppen mehr als eines Contingents befehligen, und alle Festungscommandanten werden von dem Bundesfeldherrn ernannt. Die von demselben ernannten Offiziere leisten ihm den Fahneneid. Bei Generalen und solchen Offizieren, welche Generalstellungen innerhalb des

Digitized by Google

Bundescontingents versehen, ist die Ernennung von der jedesmaligen Zustimmung des Bundesfeldherrn abhängig zu machen. Der Bundesfeldherr ist berechtigt, behufs Versetzung mit oder ohne Beförderung, die Offiziere für die von ihm im Bundesdienste, sei es im preußischen Heere oder in andern Contingenten, zu besetzenden Stellen, aus den Offizieren aller Contingente des Bundesheeres zu wählen. Art. 65. Das Recht Festungen innerhalb des Bundesgebiets anzulegen, steht dem Bundesfeldherrn zu, welcher die Bewilligung der dazu erforderlichen Mittel, so weit das Ordinarium sie nicht gewährt, nach Abschnitt XII. beantragt. Art. 66. Wo nicht besondere Conventionen ein Anderes bestimmen, ernennen die Bundesfürsten (beziehentlich die Senate) die Offiziere ihrer Contingente, mit der Einschränkung des Art. 64. Sie sind die Chefs aller ihren Gebieten angehörenden Truppentheile und genießen die damit verbundenen Ehren. Sie haben namentlich das Recht der Inspicirung zu jeder Zeit und erhalten außer den regelmäßigen Rapporten und Meldungen über vorkommende Veränderungen, behufs der nöthigen landesherrlichen Publikation, rechtzeitige Mittheilung von den die betreffenden Truppentheile berührenden Avancements und Ernennungen. Auch steht ihnen das Recht zu, zu polizeilichen Zwecken nicht blos ihre eigenen Truppen zu verwenden, sondern auch alle andern Truppentheile der Bundesarmee, welche in ihren Ländergebieten dislocirt sind, zu requiriren. Art. 67. Ersparnisse an dem Militäretat fallen unter keinen Umständen einer einzelnen Regierung, sondern jederzeit der Bundeskasse zu. Art. 68. Der Bundesfeldherr kann, wenn die öffentliche Sicherheit in dem Bundesgebiet bedroht ist, einen jeden Theil desselben in Kriegszustand erklären. Bis zum Erlaß eines die Voraussetzungen, die Form der Verkündigung und die Wirkungen einer solchen Erklärung regelnden Bundesgesetzes gelten dafür die Vorschriften des preußischen Gesetzes vom 4. Juni 1851.

XII. Bundesfinanzen. Art. 69. Alle Einnahmen und Ausgaben des Bundes müssen für jedes Jahr veranschlagt und auf den Bundeshaushaltsetat gebracht werden. Letzterer wird vor Beginn des Etatsjahrs nach folgenden Grundsätzen durch ein Gesetz festgestellt. Art. 70. Zur Bestreitung aller gemeinschaftlichen Ausgaben dienen zunächst die etwaigen Ueberschüsse der Vorjahre, so wie die aus den Zöllen, aus den gemeinschaftlichen Verbrauchssteuern und aus dem Post- und Telegraphenwesen fließenden gemeinschaftlichen Einnahmen. In so weit dieselben aus diesen Einnahmen nicht gedeckt werden, sind sie, so lange Bundessteuern nicht eingeführt sind, durch Beiträge der einzelnen Bundesstaaten nach Maßgabe ihrer Bevölkerung aufzubringen, welche bis zur Höhe des budgetmäßigen Betrages durch das Präsidium ausgeschrieben werden. Art. 71. Die gemeinschaftlichen Ausgaben werden in der Regel für ein Jahr bewilligt, können jedoch in besondern Fällen auch für eine längere Dauer bewilligt werden. Während der im Art. 60 normirten Uebergangszeit ist der nach Titeln geordnete Etat über die Ausgaben für das Bundesheer dem Bundesrathe und dem Reichstage nur zur Kenntnißnahme und zur Erinnerung vorzulegen. Art. 72. Ueber die Verwen-

Digitized by Google

dung aller Einnahmen des Bundes ist vom Präsidium dem Bundesrathe und dem Reichstage zur Entlastung jährlich Rechnung abzulegen. Art. 73. In Fällen eines außerordentlichen Bedürfnisses können im Wege der Bundesgesetzgebung die Aufnahme einer Anleihe sowie die Uebernahme einer Garantie zu Lasten des Bundes erfolgen.

XIII. Schlichtung von Streitigkeiten und Strafbestimmungen. Art. 74. Jedes Unternehmen gegen die Existenz, die Integrität, die Sicherheit oder die Verfassung des Norddeutschen Bundes, endlich die Beleidigung des Bundesraths, des Reichstags, eines Mitglieds des Bundesraths oder des Reichstags, einer Behörde oder eines öffentlichen Beamten des Bundes, während dieselben in der Ausübung ihres Berufs begriffen sind, oder in Beziehung auf ihren Beruf, durch Wort, Schrift, Druck, Zeichen, bildliche oder andere Darstellung, werden in den einzelnen Bundesstaaten beurtheilt und bestraft, nach Maßgabe der in den letztern bestehenden oder künftig in Wirksamkeit tretenden Gesetze, nach welchen eine gleiche gegen den einzelnen Bundesstaat, seine Verfassung, seine Kammern oder Stände, seine Kammer- oder Ständemitglieder, seine Behörden und Beamten begangene Handlung zu richten wäre. Art. 75. Für diejenigen in Art. 68 bezeichneten Unternehmungen gegen den Norddeutschen Bund, welche, wenn gegen einen der einzelnen Bundesstaaten gerichtet, als Hoch- oder Landesverrath zu qualificiren wären, ist das gemeinschaftliche Oberappellationsgericht der drei Freien- und Hansestädte in Lübeck die zuständige Spruchbehörde in erster und letzter Instanz. Die näheren Bestimmungen über die Zuständigkeit und das Verfahren des Oberappellationsgerichts erfolgen im Wege der Bundesgesetzgebung. Bis zum Erlasse eines Bundesgesetzes bewendet es sich bei der seitherigen Zuständigkeit der Gerichte in den einzelnen Bundesstaaten und den auf das Verfahren dieser Gerichte bestehenden Bestimmungen. Art. 76. Streitigkeiten zwischen verschiedenen Bundesstaaten, sofern dieselben nicht privatrechtlicher Natur und daher von den competenten Gerichtsbehörden zu entscheiden sind, werden auf Anrufen des einen Theils von dem Bundesrathe erledigt. Verfassungsstreitigkeiten in solchen Bundesstaaten, in deren Verfassung nicht eine Behörde zur Entscheidung solcher Streitigkeiten bestimmt ist, hat auf Anrufen eines Theils der Bundesrath gütlich auszugleichen oder, wenn das nicht gelingt, im Wege der Bundesgesetzgebung zur Entscheidung zu bringen. Art. 77. Wenn in einem Bundesstaate der Fall einer Justizverweigerung eintritt und auf gesetzlichen Wegen ausreichende Hülfe nicht erlangt werden kann, so liegt dem Bundesrathe ob, erwiesene, nach der Verfassung und den bestehenden Gesetzen des betreffenden Bundesstaats zu beurtheilende Beschwerden über verweigerte oder gehemmte Rechtspflege anzunehmen und darauf die gerichtliche Hülfe bei der Bundesregierung, die zu der Beschwerde Anlaß gegeben hat, zu bewirken.

XIV. Allgemeine Bestimmung. Art. 78. Veränderungen der Verfassung erfolgen im Wege der Gesetzgebung, jedoch ist zu demselben im Bundesrath eine Mehrheit von zwei Dritteln der vertretenen Stimmen erforderlich.

Digitized by Google

XV. Verhältniß zu den süddeutschen Staaten. Art. 79. Die Beziehungen des Bundes zu den süddeutschen Staaten werden sofort, nach Feststellung der Verfassung des Norddeutschen Bundes durch besondere dem Reichstage zur Genehmigung vorzulegende Verträge geregelt werden. Der Eintritt der süddeutschen Staaten oder eines derselben in den Bund erfolgt auf den Vorschlag des Bundespräsidiums im Wege der Bundesgesetzgebung.

So lautet die Reichsverfassung, wie sie aus den Händen des ersten constituirenden Reichstags des Norddeutschen Bundes hervorging, und der Leser, der sie mit prüfendem Auge betrachtet, mag sich nun sein Urtheil über sie selbst bilden. Möglich, daß er Manches, besonders die Grundrechte der deutschen Nation, welche seiner Zeit das Frankfurter Parlament decretirt hatte, darin schmerzlich vermißt und daß ihm selbst die vom Reichstage durchgesetzten Verbesserungen — der Reichstag schuf die Verantwortlichkeit des Bundeskanzlers, er wahrte sich das Budgetrecht und erweiterte den Kreis der gemeinsamen Gesetzgebung um ein Beträchtliches — noch viel zu zahm sind. Aber eben so sicher wird er zugeben müssen, daß „gegen früher“ unendlich viel gewonnen wurde. Dreißig Millionen Deutsche, welche von der Weichsel bis zum Rhein, von der Nord- und Ostsee bis zum Main wohnen, besitzen fortan dieselbe Heimath, das gleiche Bürgerrecht, die gleiche Erwerbs- und Anstellungsfähigkeit, den gleichen Rechtsschutz im Inland wie im Ausland. Die Bundesgesetzgebung verfügt über alle Verkehrs- und Zollverhältnisse, über das Geld- und Bankwesen, über die Eisenbahnen und Wasserstraßen, über die Posten und die Telegraphen, und letztere, wie auch das Zollwesen, werden einheitlich von Bundeswegen verwaltet. Der Norddeutsche Bund besitzt eine gemeinsame Bundeskasse, in welche der Ertrag der Zölle und der gemeinsamen Verbrauchssteuern, die Ueberschüsse der Post- und Telegraphenverwaltung fließen; er besitzt ein gemeinsames Heer und eine gemeinsame Kriegsflotte. Organisation, Bewaffnung, Reglements, Militärgesetzgebung sind im ganzen Norden dieselben. Das Kriegsheer ist Einem Commando unterstellt und hat nur Einen Kriegsherrn. Das Bundespräsidium führt die Aufsicht und übt die Executivgewalt in dem ganzen Bereich der Bundesgesetzgebung; es ernennt die Bundesbeamten und verkündet die Bundesgesetze. Zwei- und zwanzig deutsche Regierungen haben auf ihre internationale Selbstständigkeit verzichtet und der Krone Preußen steht das Recht zu, dieselben völkerrechtlich zu vertreten. Die Krone Preußen allein im ganzen Norden Deutschlands hat das Recht, Bündnisse und Verträge mit den fremden Mächten abzuschließen und Krieg und Frieden zu erklären. Dem Bundesrath der Regierungen steht die Vertretung des deutschen Volks gegenüber mit dem Rechte nicht blos der Legislation (Berathung und Verbesserung, Annahme oder Verwerfung der eingebrachten Gesetzesentwürfe), sondern auch des Gesetzesvorschlags im gesammten Bereich der Bundesgesetzgebung, zugleich mit dem Rechte, die gemeinschaftlichen Ausgaben für je drei Jahre festzustellen, vorübergehende Ausgaben besonders zu bewilligen oder nicht zu bewilligen, die Verwaltung der Bundesverwaltung zu controlliren und die Rechnungslegung zu prüfen.

Solches Alles sichert die Verfassung des Norddeutschen Bundes jenen

Digitized by Google

dreißig Millionen zu, von denen ich oben gesprochen, und nun frage ich: ist das nicht eine Errungenschaft, wie sie Deutschland, so lange es existirt, noch nie besessen? Der Norddeutsche Bund ist durch jene Verfassung eine europäische Macht geworden und das Herz jedes einzelnen Norddeutschen füllt sich mit Stolz bei dem Gedanken, daß er nunmehr das Glied eines großen einheitlichen Ganzen geworden ist. Ueberdem trägt die genannte Verfassung nicht das Zeichen der constitutionellen Einrichtungen an sich und wenn sie diese Einrichtungen noch nicht im vollsten Maße, noch nicht in ihrer ganzen Consequenz besitzt, ist dem Reichstag nicht das Recht gegeben,

Fürst Hohenlohe.

an ihrem Ausbau weiter zu arbeiten? Ein Reichstag, der nur aus Einer Kammer besteht und zwar aus einer Kammer, welche unmittelbar aus dem Volke gewählt wird; ein Reichstag, welcher das Recht hat, selbst Gesetze einzubringen — wahrhaftig, ein solcher Reichstag kann nicht stille stehen, sondern muß dem Volke erringen, was demselben von Rechten bis jetzt noch abgeht!

Und er hat es bewiesen, der Reichstag, daß dieß seine Aufgabe ist — er hat es bewiesen schon gleich in seiner zweiten Session und weder der Bundesrath noch das Bundespräsidium haben ihm hierin ein Hinderniß

Digitized by Google

in den Weg gelegt. Im Gegentheil, diese Beiden kamen ihm auf's bereitwilligste entgegen und so konnte noch im Jahr 1867 ein bedeutender Schritt nach Vorwärts gemacht werden.

Am 10. September 1867 nehmlich wurde der zweite Reichstag des Norddeutschen Bundes — der erste legislatorische auf Grund der Bundesverfassung versammelte — vom König von Preußen, als dem Präsidenten des Bundes, eröffnet und es wird sich nun wohl der Mühe lohnen, zuerst einen Blick auf seine einzelnen Bestandtheile zu werfen. Er war ja, wie der erste, aus dem bei Vielen so sehr verpönten allgemeinen Stimmrecht hervorgegangen und es sprach sich demnach in den Erwählten die politische Gesinnung der Wähler selbst aus! Wen wählte aber das Volk? Nun neben 119 bürgerlichen Mitgliedern 7 Prinzen, Herzoge und Fürsten, 28 Grafen, 11 Freiherren und achtzig Herren von niederem Adel, doch immerhin noch Herren von Adel. Das bürgerliche Element war also nicht überwiegend und ebenso wenig das der sogenannten „Unabhängigen", so genannt, weil sie weder in Amt und Würde saßen, noch sich mit einem Gewerbe oder sonstigen Geschäft den Lebensunterhalt erwarben. Am stärksten vertreten waren die Königlichen Domänenpächter nebst den Hof-, Guts-, Rittergut- und Herrschaftsbesitzern, denn ihre Zahl belief sich auf nahezu 90. Dazu kamen dann 32 Verwaltungs- und 24 Justizbeamte nebst 14 Advocaten; weiter 15 Bürgermeister und Stadträthe, 22 Beamte außer Diensten und 7 ehemalige, so wie 4 active Minister; endlich 4 active Militärs (darunter die Generale v. Moltke, v. Steinmetz und Vogel von Falkenstein), 1 inactiver General, 11 Kaufleute und Bankiers, 10 Lehrer und Professoren, 8 Schriftsteller und Gelehrte, je 2 Aerzte und Geistliche und je 1 Handwerker, Buchhändler und Apotheker. Gewiß also ein Wahlergebniß von großer Bedeutung, denn wenn auch die Diätenlosigkeit der Abgeordneten viel dazu beitrug, daß man bei der Wahl vorzüglich auf wohlhabende Männer sehen mußte, so geht deßwegen doch aus jenen Wahlen die unläugbare Gewißheit hervor, daß in Deutschland die gebildeten Klassen das Vertrauen des Volkes in hohem Maße besitzen!

Trotzdem nun aber so viele Adelige und Beamte im neugewählten Parlamente saßen, so wehte doch ein ungemein freier und nationaler Geist in der Mehrzahl der Abgeordneten und sie bewiesen dieß gleich in den ersten Sitzungen durch ihre Adresse an den König. Eine solche war aus verschiedenen Gründen — die Thronrede des Königs hatte sich der Politik gänzlich enthalten — was man sagt inopportun oder wenigstens durchaus nicht geboten, allein sie wurde von der Mehrheit dennoch durchgesetzt und zwar einzig und allein um das Verhältniß des Norddeutschen Bundes dem Ausland gegenüber zu klären. Auch war die Sprache der Adresse eine ganz unzweideutige, so unzweideutig als das Wort des Grafen Bismarck: „Will die Nation die Einigung, so ist kein deutscher Staatsmann stark genug, es zu verhindern; es denkt aber auch keiner kleinlich genug, es verhindern zu wollen." Dieses Wort sprach der Bundeskanzler während der Adreßdebatte im Reichstag und ganz seinem Sinne gemäß fiel die Adresse aus. „Das öffentliche Leben Deutschlands," hieß es darin, „hat nach Jahrhunderten schwerer Prüfung endlich eine sichere Grundlage gewonnen. Diese Grundlage einer großen nationalen Zukunft zu befestigen und im

Digitized by Google

Sinne bürgerlicher Freiheit und volkswirthschaftlichen Wohlfahrt auszubeuten, wird fortan das Ziel aller Bestrebungen des Reichstags sein. Seit der staatlichen Einigung Norddeutschlands sind wir uns im erhöhten Maße der Pflicht bewußt, jedem Wunsch und Bedürfniß der süddeutschen Staaten nach Herbeiführung der den Süden und Norden umfassenden nationalen Verbindung entgegenzukommen. Wir unsererseits dürfen das große Werk erst dann für vollendet erachten, wenn der Eintritt der süddeutschen Staaten in den Bund auf Grund des Art. 79 der Verfassung des Norddeutschen Bundes erfolgt sein wird." Also ließ sich das norddeutsche Parlament in seiner Adresse vernehmen und nun frage ich, ob dieß möglich gewesen wäre, ohne daß die Mehrheit desselben durchaus nationale Gesinnungen hegte?

Und wie nationale, so auch liberale. Unter den vielen Gesetzen nehmlich, welche im Reichstag zur Berathung kamen — Bundeshaushaltsetat, Verpflichtung zum Kriegsdienste, Postwesen, Portotarif, Paßwesen (das neue Paßgesetz beseitigte mit einem Schlage die unseligen, kostspieligen und rein nutzlosen Plackereien und Quälereien des bisherigen deutschen Paßwesens, das sich namentlich in einigen Kleinstaaten zu wahrhaft seltsamen Caricaturen verkrüppelt hatte), Besteuerung des Salzes, Nationalität der Kauffahrteischiffe, Ausbildung der Kriegsmarine und Küstenvertheidigung, vertragsmäßige Zinsen und Bundesconsulate — berührte Eines, das Gesetz über die Freizügigkeit, vor Allem die Interessen des Volks, des niederen Volks meine ich, und gerade diesem Gesetz widmete der Reichsrath seine Hauptaufmerksamkeit. Es ist bekannt, daß auf dem ganzen Continente Europas keine Nation auch nur annähernd so viele Auswanderer nach Amerika stellt, als die deutsche und natürlich lag nun die Frage nahe: „worin hat dieß Auswanderungsfieber seinen Grund?" Eben so nahe lag aber auch die Antwort. „In Deutschland", mußte man sich sagen, „fällt es gar Vielen schwer, ihr tägliches Brod zu verdienen und noch größer ist die Anzahl derer, welche zwar so viel verdienen, um leben zu können, nicht aber so viel, um vorwärts zu kommen und ihrer Familie eine sichere Zukunft zu bereiten. Und warum? Weil man die Freiheit nicht hat, sich zu regen; weil man gehindert ist von Privilegien und Bannrechten, gehindert von Zunft- und anderem Zwange; weil man gebunden ist an sein Domicil, in dem man zur Welt gekommen und über das man nicht hinauskann, ohne vorher anderswo mit viel Mühe und Hinderniß ein Bürgerrecht erkauft zu haben. In Amerika dagegen ist Handel und Wandel, Gewerbe und Landwirthschaft völlig frei und es kann Jeder thun und lassen, was er will. Er kann wohnen, wo er will und sich ankaufen, wo er will; er kann fortziehen, wie er will und kann arbeiten, was er will. Kurzum, er hat vollkommene Freiheit in dem ganzen großen Ländercomplex der Vereinigten Staaten sich nach Belieben sein Domicil zu wählen, ohne irgend Jemanden um Erlaubniß zu fragen und da müßte es doch wunderbar zugehen, wenn sich nicht, sei's da oder dort, eine Gelegenheit, sich eine gute Existenz zu gründen, für ihn finden würde." Darin lag die natürliche Erklärung, warum bis jetzt jährlich so viele Tausende von Deutschen nach Amerika hinübersegelten und natürlich mußte nun allen denen, die es gut mit dem Volke meinten, unendlich viel daran gelegen sein, den großen Beschwerdepunkt, daß man sich in Deutschland nicht frei bewegen könne, zu entfernen.

Digitized by Google

„Aber," wird man einwerfen, „hiefür hat ja schon die norddeutsche Bundesverfassung gesorgt, denn der Artikel 3 sagt wörtlich: Für den ganzen Umfang des Bundesgebiets besteht ein gemeinsames Indigenat mit der Wirkung, daß der Angehörige eines jeden Bundesstaates in jedem andern Bundesstaat als Inländer zu behandeln und demgemäß zum festen Wohnsitz, zum Gewerbebetrieb, zu öffentlichen Aemtern, zur Erwerbung von Grundstücken, zur Erlangung des Staatsbürgerrechts und zum Genusse aller sonstigen bürgerlichen Rechte unter denselben Voraussetzungen, wie der Einheimische, zuzulassen, auch in Betreff der Rechtsverfolgung und des Rechtsschutzes demselben gleich zu behandeln ist." Ja so besagt der Artikel 3 und man sollte meinen, es sei darin jedem Angehörigen des Nordbunds die vollste Freiheit gegeben, sich nach Belieben da oder dort innerhalb des Bundesgebietes niederzulassen und da zu treiben, was ihm gefalle. Allein weit gefehlt, denn man vergesse dabei ja nicht die Worte: „unter denselben Voraussetzungen wie der Einheimische", wornach sich das Indigenat darauf beschränkt, den Bundesangehörigen in sämmtlichen Territorien in Betreff des Gewerbebetriebs, des Wohnsitzes und des Erwerbs von Grundstücken „die Rechte des Inländers" zu geben. Die Rechte des Inländers, welcher oft gar keine Rechte besaß! Man durfte sich ja nur nach Mecklenburg bemühen, um sich davon zu überzeugen, und was konnte es nun z. B. einen sächsischen Juden helfen, wenn er nach Strelitz übersiedelnd dieselben Rechte in Anspruch nahm, welche der mecklenburgische Jude hatte? Mein Gott, ein mecklenburgischer Jude durfte in Mecklenburg weder Grundeigenthum besitzen noch ein Gewerbe treiben und folglich mußte auch der eingewanderte sächsische Jude ein Paria bleiben.

Solches mußte anders werden, wenn nicht der hochwichtige Artikel 3 der Bundesverfassung ein rein illusorischer bleiben sollte, und somit ward nun vom Bundesrath ein eigenes Gesetz über die Freizügigkeit eingebracht, welches der Reichstag nach vielen vorgenommenen Verbesserungen zu Ende Oktober 1867 genehmigte. Auch ließ der Wortlaut dieses Gesetzes nichts zu wünschen übrig, indem schon der Artikel 1 dahin lautete: „Jeder Bundesangehörige hat das Recht, innerhalb des Bundesgebiets 1) an jedem Orte sich dauernd aufzuhalten oder niederzulassen, wo er eine eigene Wohnung oder ein Unterkommen sich zu verschaffen im Stande ist; 2) an jedem Orte sich Grundeigenthum aller Art zu erwerben; 3) Gewerbe aller Art zu betreiben, natürlich unter den für Einheimische geltenden gesetzlichen Bestimmungen (Abgaben u. s. w.) In der Ausübung dieser Befugnisse darf der Bundesangehörige, so weit nicht das gegenwärtige Gesetz Ausnahmen zuläßt, weder durch die Obrigkeit seiner Heimath, noch durch die Obrigkeit des Orts, in welchem er sich aufhalten oder niederlassen will, gehindert oder durch lästige Bedingungen beschränkt werden. Keinem Bundesangehörigen darf um des Glaubensbekenntnisses willen, oder wegen fehlender Landes- und Gemeindeangehörigkeit, der Aufenthalt, die Niederlassung, der Gewerbebetrieb oder der Erwerb von Grundeigenthum verweigert werden."

Also sprach sich das Freizügigkeitsgesetz aus, welches sofort im ganzen Norddeutschen Bunde eingeführt wurde; allein so viel auch damit errungen war, blieb nicht dennoch so Vieles noch zu wünschen übrig? Nummer 3

Digitized by Google

des Artikels 1 sagte allerdings, der Bundesangehörige dürfe wo er wolle Gewerbe aller Art treiben; doch mußte es nicht in einzelnen Staaten der Schwierigkeiten eine Menge geben, so lange nicht die Freiheit der Arbeit oder mit andern Worten die Gewerbefreiheit in jedem Gebiete des Bundesstaats gesetzlich eingeführt war? Gewiß, wenn das Freizügigkeitsgesetz in all' seinen Consequenzen zur vollen Geltung kommen sollte, mußte aus dem ganzen Norddeutschen Bunde der Zunftzwang durch ein Gesetz entfernt werden und darum erklärte schon unter dem 21. Oktober 1867 der Graf Bismarck im Reichstage, daß er als Bundeskanzler beim Bundespräsidium die Ermächtigung nachsuchen werde, „dem nächsten Reichstag eine auf volle Gewerbefreiheit begründete Gewerbeordnung vorlegen zu dürfen." Dieses Gewerbegesetz wurde auch richtig ausgearbeitet und überdem im Frühjahr 1868 im Bundesrath durchberathen; die Endbeschlußfassung darüber jedoch ist dem Reichstag von 1869 vorbehalten und einstweilen ein „Nothgewerbegesetz" vereinbart worden, welches der Hauptmisère vorläufig abhilft.

Freizügigkeit und Gewerbefreiheit sind also errungen worden und bilden einen Theil der Grundrechte der norddeutschen Nation. Allein weit wichtiger war noch das Gesetz über „Freiheit der Verehelichung", welches ebenfalls aus dem Freizügigkeitsrechte hervorging und vom dritten Reichstag im Frühjahr 1868 endgiltig verabschiedet wurde. Kaum nehmlich war das Zugfreiheitsgesetz im Bundesgebiet eingeführt, so gingen beim Bundeskanzleramte zahlreiche Beschwerden von Bundesangehörigen darüber ein, „daß, während man ihnen zwar glücklicherweise — Dank der Bundesgesetzgebung — nicht mehr das Recht bestreiten könne, sich an dem Orte ihrer Wahl niederzulassen, man ihnen nun aber nicht erlauben wolle, an diesem Orte zum Zwecke der Gründung eines selbstständigen eigenen Haushaltes zu heirathen, während doch ohne eigenen Haushalt und ohne Frau ihre wirthschaftliche Existenz an diesem Orte gefährdet oder gar unmöglich und daher das nackte Niederlassungsrecht in Folge dieses Zwangscölibats völlig werthlos sei und unbrauchbar erscheine." Der Bundeskanzler ließ die Beschwerden des Näheren untersuchen und fand sie vollkommen gegründet. In Folge dessen wurde auch sofort ein Gesetzesentwurf über „Aufhebung der polizeilichen Beschränkungen der Befugniß zur Eheschließung" ausgearbeitet und schon am 25. März 1868 dem Reichstage vorgelegt. Der Reichstag aber gab seine freudige Zustimmung und nunmehr ist im ganzen norddeutschen Bunde jene heillose Beschränkung der Ehe, welche die Mittellosen fast sämmtlich zum Cölibate zwang, mit allen ihren immoralischen Folgen — man lese nur die statistischen Notizen der letzten 10 Jahre über das Verhältniß der unehelichen zu den ehelichen Geburten in Baiern, Mecklenburg, Hannover, Nassau, Hohenzollern, Sachsen-Weimar u. s. w., so wird man sich diese Folgen selbst ausmalen können — verschwunden. Der Bund nehmlich „verbietet" fortan, daß das Recht der Verehelichung abhängig gemacht werde: 1) von der polizeilichen Erlaubniß einer Staats- oder Communalbehörde, eines Armenverbands oder der Gutsherrschaft; 2) von dem Nachweis eines die Ernährung der Familie sichernden Vermögens oder Erwerbszweiges; 3) von dem Besitze der Gemeindeangehörigkeit oder dem Erwerbe des activen Ortsbürgerrechts. Ferner sind durch das neue Gesetz alle Be-

Digitized by Google

schränkungen aufgehoben, welche früher für gewisse Berufsklassen wie z. B. Gesellen und Gehülfen, so wie für einzelne Confessionen, z. B. für die Juden bestanden. Endlich fallen weg die Stempeltaxen und Sporteln, welche man bisher da und dort für die Heirathserlaubniß zahlen mußte, und ebensowenig kann mehr von der zuziehenden Braut ein Einkaufsgeld erhoben werden. Mit einem Worte also: der Alp des Cölibats, der bisher auf dem Mittellosen lag und besonders den Arbeiterstand hart drückte, ist durch dieses Gesetz entfernt worden und wo bisher nur das gemeine Concubinat zu treffen war, da wird man in Bälde Hunderttausende von glücklichen Familien finden.

Ich habe weiter oben mich dahin ausgesprochen, daß der Norddeutsche Bund mit seinem freigewählten Parlamente von Anfang an das Zeug besaß, seine Verfassung freiheitlich auszubilden, und ich denke, der Leser wird nunmehr meiner Behauptung beipflichten, denn Alles, was in der kurzen Zeit von 1867—68 geschaffen wurde, legt ein eclatantes Zeugniß dafür ab. Und wie schnell arbeiteten nicht sowohl Bundesrath als Reichstag! Wie schnell und doch gründlich dabei, im vollkommensten Gegensatze gegen den alten Bundestag! In diesem stellten — um nur ein einziges Beispiel anzuführen — am 17. December 1859 die süddeutschen Regierungen (die „Würzburger" seligen Angedenkens) einen gemeinschaftlichen Antrag auf Ausbau der Bundesverfassung und Herbeiführung größerer Einheit Deutschlands, namentlich auf Feststellung gleichmäßiger Bestimmungen über Ansässigmachung, Verehlichung und Heimathrecht; sieben Jahre später, als der Bundestag ohne Sang und Klang eines erbärmlichen Todes verstarb, fand es sich, daß die mit der Begutachtung dieser Anträge betraute Commission noch nicht einmal Zeit gefunden hatte, einen Bericht darüber zu erstatten. So verfuhr der alte, erbärmliche, todtgeborene Bundestag!

Gleich großartig wie die Entwicklung nach Innen, war auch die Entwicklung des Norddeutschen Bundes nach Außen und es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich ihn als die erste militärische Großmacht Europas, selbst Frankreich nicht ausgenommen, bezeichne. Vor allem muß ich anführen, daß mit Ausnahme von etwa 12,000 Polen aus der Provinz Posen — sie haben sich aber im Feldzug von 1866 vortrefflich bewährt — und einigen wenigen dänisch gesinnten Nordschleswigern nur Nord-Deutsche im gesammten Norddeutschen Bundesheere dienen. Alle Waffengattungen desselben sind nach dem gleichen System organisirt, mit vollständig gleicher Bewaffnung und gleichem Dienst- und Exercierreglement, mit gleichen Chargenverhältnissen und gleicher Besoldung, ja sogar, bis auf einige Kleinigkeiten, mit gleicher Uniformirung. Sämmtliche Generalstabsofficiere machen das gleiche Examen und empfangen ihre höchste Ausbildung in dem großen Generalstab zu Berlin. Mit Ausnahme des 12. (Königlich sächsischen) Armeecorps, der Hessen-Darmstädtischen Division des 11. Armeecorps, der Braunschweigischen Brigade des 10. Armeecorps und der Mecklenburgischen Cavallerie- und Infanteriebrigade des 9. Armeecorps, welche zwar auch von preußischen (oder von Preußen ernannten) Oberofficieren befehligt werden, sonst jedoch ihre einheimischen Officiere behalten haben, ernennt der König von Preußen, als oberster Kriegsherr des gesammten Norddeutschen Bundesheeres, ganz selbstständig alle einzelnen Officiere desselben. Auch haben

Digitized by Google

alle diese Officiere ihre Ausbildung in den preußischen Militärbildungsanstalten erhalten und das vorgeschriebene ziemlich strenge preußische Officiersexamen bestanden. Kurz, die Organisation des ganzen Nordbundheeres ist eine durchweg einheitliche und gerade darin liegt die große Stärke dieses Heeres gegenüber der früheren deutschen Bundesarmee, bei deren 10 Armeecorps oft eine einzige Division dreierlei Truppentheile mit besonderen Reglements, Uniformen und Waffen in sich vereinigte.

Die Organisation des Norddeutschen Bundesheeres begann alsbald nach dem Prager Frieden, noch im Herbste 1866 und wurde im Zeitraum eines Jahres vollständig beendigt. Freilich nicht ohne Schwierigkeiten, aber der rastlose Eifer, den man in Berlin entwickelte, sowie die große Anzahl trefflich geschulter Officiere aller Grade und Waffengattungen, über welche der preußische Kriegsminister gebieten konnte, machten die Sache doch möglich. Natürlich übrigens legte man der neuen Organisation des Gesammtheeres die preußische Organisation, welche sich anno 1866 so sehr bewährt hatte, zu Grund und vor allem führte man allüberall die allgemeine Wehrpflicht ein, obwohl sie den früheren Hannoveranern, Hessen, Nassauern und Schleswig-Holsteinern, so wie auch den Sachsen und sonstigen Verbündeten nicht recht gefallen wollte. Auch an die strenge Disciplin konnten sich die neuen Contingente nicht in der ersten Minute gewöhnen, und noch weniger daran, daß sie nun — Officiere und Unterofficiere gerade so gut, wie die Soldaten — gewiß die doppelte Zeit des Tags Dienst thun mußten. Am allerunangenehmsten aber war des Gefühl, nunmehr nicht selten verschiedene Meilen von der Heimath entfernt in fremden Städten garnisoniren zu müssen und dadurch den bisherigen angenehmen Verhältnissen zeitweise entrückt zu werden. Doch ging Alles in bester Ordnung von Statten und jetzt bereits ist der soldatische Stolz erwacht, der Stolz, einem mächtigen hochgeachteten Großstaate anzugehören und das Kleinliche der bisherigen militärischen Verhältnisse hinter sich zu haben.

Doch sehen wir nun nach der effectiven Stärke des Norddeutschen Bundesheeres, so finden wir, daß dasselbe besteht 1. aus dem preußischen Gardecorps, 2. aus eilf Linienarmeecorps, 3. aus dem Königl. sächsischen zwölften Armeecorps. Die Garde besitzt an Infanterie 4 Garderegimenter, 4 Gardegrenadierregimenter und 1 Gardefüselierregiment, jedes Regiment zu 3 Bataillonen, à 1000 Mann. Ferner 1 Gardejäger- und 1 Gardeschützen-Bataillon, je à 1000 Mann, so daß also die Gesammtinfanterie der Garde 29,000 Mann stark ist. Endlich kommen noch hiezu für jedes Regiment beim Ausmarsch je 1 Depotbataillon, also zusammen fünf Depotbataillone, bestehend aus älteren Reservisten, um die neuausgehobenen Rekruten auszubilden. Die Cavallerie der Garde besteht aus 2 Garde-Kürassier-, 3 Garde-Uhlanen-, 2 Garde-Dragoner- und 1 Gardehusaren-, zusammen 8 Regimentern mit je 5 Schwadronen à 150 Pferde, von denen 1 zur Bildung des Depot, 4 aber zum Ausmarsch bestimmt sind. Die Gardecavallerie würde also mit 32 Schwadronen, zusammen 4800 Pferde stark, in's Feld rücken und 8 Depotschwadronen zurücklassen. Die Artillerie der Garde zählt 1 Gardefeldartillerieregiment mit 3 Fußabtheilungen und 1 reitenden Abtheilung, zusammen mit 96 bespannten Feldgeschützen für den Krieg, und 1 Gardefestungsartillerieregiment zu 8 Com-

Digitized by Google

pagnien, welches zur Besetzung der Festungen Spandau, Torgau, Wittenberg und Cüstrin bestimmt ist. Zuletzt kommt noch hinzu 1 Gardepionnierbataillon und endlich 1 Gardetrainbataillon, je 1000 Mann stark. So bildet die Garde, welche meistens in Berlin, Potsdam und Spandau garnisonirt, ein ebenso starkes als auserlesenes Corps, denn man nimmt nur die kräftigsten Bursche unter den Recruten zu Gardesoldaten, und die Officiere wie die Unterofficiere müssen sich ebenfalls durch besondere Tüchtigkeit auszeichnen, wenn sie in dieses Corps aufgenommen werden wollen.

Was nun die Linie der Norddeutschen Bundesarmee betrifft, so besteht das I. oder ostpreußische Armeecorps — so genannt, weil es nur aus ostpreußischen Regimentern gebildet ist und durchweg im Frieden in Ostpreußen garnisonirt — aus 8 Infanterieregimentern gleich 24 Feldbataillonen à 1000 Mann, und 1 Jägerbataillon ebenfalls à 1000 Mann; dann aus 1 Kürassier-, 2 Uhlanen-, 2 Dragoner- und 1 Husaren-, zusammen also 6 Cavallerieregimentern mit je 4 Schwadronen à 150 Pferde; weiter aus 1 Feldartillerieregiment mit 96 bespannten Geschützen und 1 Festungsartillerieregiment No. 1 zur Besetzung der Festungen Danzig, Pillau und Königsberg; endlich aus 1 Pionnier- und 1 Trainbataillon, wiederum jedes 1000 Mann stark. Ganz dieselbe Eintheilung und Stärke besitzen die weiteren Armeecorps, nehmlich: das II. oder pommersche, welches theils in Pommern und Westpreußen, theils in den Festungen Stettin, Colberg, Stralsund und Swinemünde garnisonirt; das III. oder Brandenburgische, das im Brandenburgischen — die Festungsartillerie durchweg in Mainz — liegt; das IV. oder sächsische, welches sich hauptsächlich aus der Provinz Sachsen und dem Herzogthum Anhalt recrutirt und die Festungen Magdeburg und Erfurt inne hat; das V. oder posensche, mit Recruten aus Posen, Westpreußen und Westphalen (Festungen: Posen, Graudenz, Thorn und Glogau); das VI. oder schlesische, in Schlesien garnisonirend, sowie in den Festungen Neisse, Glatz und Kosel; das VII. oder westphälische, mit Recruten aus Westphalen und Hannover und auch da garnisonirend, so wie in den Festungen Köln, Wesel und Minden: das VIII. oder rheinische, das am mittleren Rhein (Artillerie in Coblenz und Saarlouis) liegt und in welches auch die Hohenzollern'schen Recruten eingetheilt werden; das IX. oder schleswig-holsteinische, in welches außer den Schleswig-Holsteinern auch die Hanseaten und Mecklenburger eingetheilt sind, und das in Hamburg, Bremen, Lübeck, Rendsburg und Schleswig (die Festungsartillerie auf der Insel Alsen) garnisonirt; das X. oder hannöversche, zugleich mit westphälischen, oldenburgischen und braunschweigischen Bestandtheilen; das XI. oder hessische, das sich aus Hessen, Nassau, Thüringen u. s. w. recrutirt, und meist in Frankfurt, Nassau, Cassel u. s. w. liegt; endlich das XII. oder Königl. sächsische, das 9 Infanterieregimenter, 2 Jägerbataillone, 4 Dragoner- und 2 Uhlanen-Regimenter, 1 Artillerieregiment mit 96 Geschützen, 1 Pionnierbataillon und 1 Trainbataillon besitzt. In Allem und Allem zählt, um recht genau zu sein, die Feldarmee des Norddeutschen Bundes 354 Infanteriebataillone nebst 18 Jägerbataillonen; sodann 76 Cavallerieregimenter mit 304 Schwadronen; weiter 13 Artillerieregimenter mit 1248 Feldgeschützen; endlich 13 Pionnier- und 13 Trainbataillone, eine Masse von zusammen nicht weniger als 450,000 Mann, welche alle vor-

Digitized by Google

züglich ausgerüstet sind. Was aber die Hauptsache, die Centralleitung liegt unbedingt in Einer Hand, in der des Königs von Preußen, und es haben die einzelnen Bundesfürsten nicht mehr die Gewalt, renitent oder auch nur saumselig aufzutreten. Gehören doch die Ausgaben für die Armee und ihre Bestandtheile sowohl im Frieden als im Kriege keineswegs zu den Etats der einzelnen Staaten, sondern werden aus der gemeinsamen Bundeskriegskasse bestritten, zu welcher im Frieden jeder Staat für jeden zu stellenden Soldaten pro Kopf einen Beitrag von 225 Thalern zu leisten hat! Durch diese Bestimmung wird jede Verschiedenheit in der Organisation,

v. Varnbüler.

jede kleinliche Rechthaberei oder Eifersüchtelei der Kleinstaaten, jede geringere Anschaffung von Material für die Mobilmachung sowie endlich jede Zögerung beim Ausmarsch der Truppen ein für allemal vermieden, und man darf in Wahrheit behaupten, daß die gesammte Norddeutsche Feldarmee wie aus Einem Guße hervorgegangen dasteht.

Dasselbe gilt auch vom zweiten Haupttheil des Norddeutschen Heeres, der Landwehr, welche so organisirt ist, daß im Augenblick der Mobilmachung des Feldheeres 208 Infanterie-Bataillone mit der entsprechenden Cavallerie und Artillerie unter die Waffen gerufen werden können. Ihre

Digitized by Google

Bestimmung ist, theils die Festungsbesatzungen zu ersetzen, theils der Feldarmee als Reserve zu dienen; natürlich aber gilt bei diesem Theil des Heeres der Grundsatz, die Leute, weil zum großen Theil dem verheiratheten Stande angehörig, möglichst zu schonen, damit nicht der Wohlstand ganzer Familien, wenn ihre Häupter und Ernährer im Kriege fallen, möglicherweise zerrüttet werde.

Der Soldat des Norddeutschen Bundes hat im Ganzen 12 Jahre zu dienen, 7 in der Linie und 5 in der Landwehr. Nach diesen 12 Jahren ist er zu keinem weiteren Dienst mehr verpflichtet, es müßte denn wegen eminenter Gefahr der Landsturm, welcher alle waffenfähige Mannschaft bis zum 40. Jahre umfaßt, aufgeboten werden. Die Bewaffnung der Infanterie besteht, wie bekannt, aus dem Zündnadelgewehre, bei der Artillerie aus gezogenen Gußstahlgeschützen, bei der Cavallerie aus einem Hinterladungscarabiner, Säbel und Revolver. Die Bekleidung ist durchaus uniform; nur unterscheiden sich die Königl. sächsischen, die mecklenburgischen, braunschweigischen u. s. w. Contingente dadurch, daß sie an den Kolarden und Schildern der Pickelhauben ihre Landesfarben und Wappen tragen. Mit einem Worte also, die Armee des Norddeutschen Bundes könnte nicht einheitlicher sein, als sie ist, und an Garde, Linie, Depots und Landwehr ersten Aufgebots zählt sie nicht weniger als 670,000 Mann, welche in dem Zeitraum von 14 Tagen mit Leichtigkeit mobil gemacht werden können. Wenn dem aber so ist, hat der Bund, haben die einzelnen Bundesmitglieder nicht Ursache, stolz hierauf zu sein? Ja und zwar recht stolz, denn liegt nicht darin eine Sicherheit gegen Außen, wie sie ein Deutscher nie zuvor fühlen konnte?

Der Leser kennt nun die Entwickelung des Norddeutschen Bundes; er hat gesehen, wie derselbe sich ein großes Heer und besonders wie er sich eine Verfassung schuf, welche jedem Angehörigen seines weiten Gebietes die freieste Existenz verschafft. Aber dennoch wird vielfach behauptet, es gebe unter den Mitgliedern des Bundes sehr viele Unzufriedene und besonders sollen sich die Annectirten, die Nassauer, die Hessen und die Schleswig-Holsteiner, vor allem aber die Hannoveraner mit aller Macht nach ihren früheren Zuständen zurücksehnen. So sagt man, doch was ist wahr an der Sache? Allerdings, „Georg Rex, der große Welfenkönig bis an's Ende aller Dinge", hat selbst jetzt noch seine Anhänger, denn er fährt fort, wie er früher in Hannover gethan, die Zudringlichkeit selbstsüchtiger Schmeichler von Hietzing, seiner jetzigen Residenz, aus, mit fürstlicher Freigebigkeit zu belohnen, und ebenso hat er auch einige Zeitungen in Pflicht und Sold genommen. Allein was haben „solche" Anhänger zu bedeuten? Unzufrieden sind ferner alle diejenigen, welche unter dem Welfenregiment zu Amt und Würden so zu sagen geboren wurden, ich meine jene viele Herren von Adel, welche mit ihren Tausenden von Vettern und Halbvettern in Hannover so zu sagen ein Reich im Reiche bildeten und, weil sie fast alle viel zu arm waren, um vom Ertrag ihres Grundbesitzes auch nur nothdürftig zu leben, alle besseren und einträglicheren Staatsstellen mit Beschlag belegt hatten. Unzufrieden sind endlich die Herren Hofouvriers, ich meine jene „besseren Bürger", wie sie sich selbst nannten, vom Hofapotheker bis zum Hofzuckerbäcker hinab, welche theils ihres Vortheils wegen, damit sie die

Digitized by Google

Hof- und Adelskundschaft erhielten, theils um sich eine Verdienstmedaille oder den Commerzienrathstitel oder gar den Guelphenorden zu erobern, in unterthänigen Bücklingen vor dem Götzen des Welfenthums schweifwedelten. Das sind die Unzufriedenen in Hannover und dazu kommt dann noch die allerdings nicht geringe Anzahl von Steifbettlern, welche nach Hietzing wallfahrten, theils um unter Thränen der Theilnahme directe Almosen zu heischen, theils um von dort allerlei Tractätlein und Proclamationen zu holen, welche sie natürlich gegen entsprechende Belohnung im früheren Welfenreich zu colportiren sich verbindlich machen. Welche Bedeutung ist nun aber derlei Unzufriedenen beizumessen? Gehört denn zu ihnen der weit verbreitete Stand der Mittellosen und Arbeiter? Nein, denn durch die neuen Gesetze über Gewerbe-, Zug- und Verehelichungsfreiheit wurden sie sämmtlich für den Nordbund gewonnen. Oder gehört zu ihnen der höchst achtbare Stand der Bauern? Freilich, dem Bauer machte man weiß, daß er fortan zehnmal so viel zu zahlen habe, als bisher, und noch überdem all' seine Söhne dem König von Preußen zum Todtschießenlassen übergeben müsse. Die Agenten des Georg Rex machten ihm dieß weiß und er glaubte es auch im Anfang; so wie er aber — nach kurzem schon — merkte, daß solche Reden entweder der Wahrheit ganz entbehrten oder doch wenigstens höchst übertrieben seien, und so wie er dann weiter merkte, daß es fortan mit den Privilegien der privilegirten Klassen, besonders des Adels, ein Ende habe, wurde er ganz anderer Gesinnung und jetzt schon steht es fest, daß er bei einem etwaigen Kriege eben so treu zum Nordbund hielte, als irgend ein altpreußischer Unterthan. Vollends aber das eigentliche Bürgerthum und alle diejenigen, welche man gewöhnlich mit dem Namen der gebildeteren Stände zu bezeichnen gewohnt ist, also die Kaufleute, die bürgerlichen Beamten, die Aerzte, die Advocaten, die Lehrer und Gelehrten, wie gering ist bei ihnen allen die Sympathie für das geschwundene Welfenthum! Wie glücklich fühlen sie sich zum bei weitem größten Theil darüber, daß sie endlich die schmähliche Welfenregierung hinter sich haben! Sie denken daran, daß Hannover bisher durch lange Jahre hindurch nichts war, als ein Maierhof der Welfen, zum Theil von England ausgebeutet, zum noch größeren Theil vom Landadel für seine Interessen verwerthet, doch sonst von seinen Königlichen Besitzern in jeder Weise vernachlässigt und hintangesetzt. Sie denken an des verstorbenen Königs Ernst August absolutistisches Regiment und an seinen schnöden Verfassungsbruch. Sie denken an das Jahr 1855, wo der jetzige Georg Rex den Verfassungsbruch erneuerte. Sie denken an den Hochmuth dieses Rex und an seine fast orientalischen Anschauungen von der Bedeutung der Königswürde, wodurch er den Spott der ganzen civilisirten Welt herausforderte. Sie denken endlich daran, wie oft und wie schwer durch den Egoismus des Welfenthums und des mit ihm verbündeten Adels das Land geschädigt wurde, und wie oft und wie sehnsüchtig sie damals beteten: „Herr, erlöse vom Uebel."

Ja daran denken sie in Hannover und überlassen es den Weibern nebst den abgesetzten Hofschranzen, um den armen exilirten blinden Georg Rex Thränen des Mitleids zu vergießen. Wie aber sie denken, so auch die Nassauer und Hessen, denn auch sie hatten Regenten, deren Regiment

Digitized by Google

den Unterthanen nothwendig jeden Morgen und jeden Abend die siebente Bitte des Vaterunsers in's Gedächtniß rief. Richtig allerdings ist, daß es Vielen schwer fällt, sich aus dem gewohnten Bisherigen in das ungewohnte Neue hineinzuleben. Es geht ihnen wie denen, welche, nachdem sie lange Jahre hindurch ein kleines Haus bewohnt, wo Jeder den Andern kannte, nun auf einmal in ein großes Palais übersiedeln müssen, in dem sich natürlich ganz fremde Gesichter vorfinden. Richtig ist auch, daß der Mensch in seiner angeborenen Gutmüthigkeit beim Verluste eines bisher ihm Angehörigen schnell das Schlimme vergißt, das ihm dieser angethan, und nur noch an das Gute denkt, das er von ihm genossen. Aber bald kommt die kühlere Ueberlegung und nun denkt man nicht mehr blos an die Nachtheile des „Jetzt", sondern auch an seine Vortheile. Eben so denkt man auch nicht mehr blos an die Vortheile des „Sonst", sondern auch an seine Nachtheile, und dann, wenn man so zu denken angefangen hat, sinkt die Wagschale regelmäßig zu Gunsten des „Jetzt" nieder. Solchen Wandelungsprozeß hatten auch die Hessen und Nassauer durchzumachen, und indem sie sich vergegenwärtigten, wie ein Hassenpflug, ein Prinz von Wittgenstein und Andere unter der Aegide ihrer Landesherrn mit ihnen umzugehen sich erlaubt hatten, reifte die Gewißheit in ihnen, daß es ein großer, unermeßlicher Gewinn für sie sei, nunmehr einem Reiche anzugehören, in welchem der Reichstag so viel gelte als der Bundesrath, in welchem es also unmöglich sei, daß die Stimme des Volks auch fernerhin ungehört verhalle.

Noch viel schneller kam diese Ueberzeugung zum Durchbruch in Thüringen, in Schleswig-Holstein und Mecklenburg. Es gibt kein Land im früheren deutschen Reiche, das so sehr in einzelne kleine Herzog- und Fürstenthümer zersplittert wurde, als Thüringen, denn so klein auch der Landstrich ist, der sich zwischen der Werra, der Saale, dem Harz und dem Thüringerwalde ausdehnt, so zählt man doch dorten ein gutes Dutzend unabhängiger Regenten, deren Namen ich alle weiter oben in dem Allianzvertrag zwischen dem König von Preußen und seinen Verbündeten genannt habe. Hier trat also die Kleinstaaterei in all' ihren Consequenzen zu Tag und jedes Jahr, jeder Monat, fast jede Stunde lieferte den Beleg für eine neue Plage, eine neue Misere. Der Staat Schwarzburg-Sondershausen z. B. was war er? Ein Complex von einigen Städtchen und Dörfern, und ebenso auch der Staat Schwarzburg-Rudolstadt oder die Staaten Reuß jüngerer und älterer Linie, oder die Staaten Sachsen-Altenburg, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Coburg-Gotha und wie sie alle heißen. Trotzdem aber in jedem dieser Staaten eine eigene Verwaltung, eine eigene Gesetzgebung, ein eigenes Militärwesen, kurzum eine eigene Ordnung der Dinge! Welch' böse Existenz hatten da die Unterthanen! Gerade als wären sie Leibeigene, die nicht über ihre Scholle hinaus dürfen! Das alles ist nun durch die Gewerbe-, Zug- und Verehelichungsfreiheit, welche der Norddeutsche Bund gab, mit einem einzigen Schlage anders geworden, und überdem fügten sich jetzt endlich die verschiedenen Regierungen darein, für ihre Staaten ein gemeinschaftliches Obergericht, das Appellationsgericht in Eisenach, einzusetzen. In die ärmliche Kleinstaaterei des Reuß-Schleiz-Greizenthums ist also eine tüchtige Bresche geschossen worden und die Einheit des Norddeutschen Militärwesens, das sich natürlich auch über die

Digitized by Google

Thüringenschen Fürstenthümer erstreckt, dürfte bald noch mehr dazu beitragen, die Schlagbäume zu entfernen, welche bis ehegestern fast jedes Dorf von dem andern trennten.

Zum mindesten eben so schnell, wenn nicht viel schneller als in Thüringen, machte sich die Freude an der neuen Ordnung der Dinge in Schleswig-Holstein geltend. Jahrhunderte hindurch war dieses Doppelherzogthum an das Königreich Dänemark gefesselt, wie ich dieß dem Leser schon früher ausführlicher geschildert habe; die Dänen machten aber aus dieser Fessel keine Rosenkette, sondern eine schmiedeiserne, so recht in's tiefste

Matthy.

Fleisch einschneidende, wenigstens in der letzten Zeit, indem sie auf nichts Geringeres ausgingen, als das deutsche Element in den Herzogthümern vollständig auszumerzen und die Schleswig-Holsteiner in Sprache, Gesetz und Sitte zu reinen Dänen zu machen. Die Folge solcher Tyrannei war, einmal, daß in den Herzen der Schleswig-Holsteiner ein unvertilglicher Haß gegen ihre Unterdrücker entbrannte, zum andern, daß das Gefühl der Sehnsucht, sich von Dänemark unabhängig zu machen, mit jedem Tage höher anschwoll. Wer sollte sie aber regieren, wenn sie das Joch des Dänenkönigs abgeschüttelt hatten? Nun natürlich, dachten sie, ein deutscher

Digitized by Google

Fürst und so warfen denn Viele, sogar sehr Viele ihr Auge auf den Prinzen Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, welcher nach ihrem Ermessen seiner Geburt nach den meisten Anspruch auf den Schleswig-Holstein'schen Herzogshut zu haben schien. Demzufolge zog unwillkürlich die Liebe zu diesem Prinzen in ihr Herz ein und setzte sich darinnen so fest, daß nicht Wenige tief grollten, als in Folge des Kriegs gegen Dänemark und später gegen Oesterreich der König von Preußen anno 1866 die beiden Herzogthümer in bleibenden Besitz nahm. Es schien ihnen, als ob der besagte König ein Unrecht begehe, dem Prinzen Friedrich seinen Herzogshut vorzuenthalten, und zäh, wie sie sind, fingen sie an, das Preußenthum zu hassen. Doch bald kam die reifere Ueberlegung. „Wer hat uns," fragten sie sich „vom Dänischen Joch befreit?" Die Antwort war: Die Deutschen Großmächte. „Wer allein," fragten sie sich weiter, „ist im Stande, uns auch für die Zukunft vor Dänemark zu schützen?" Nur Preußen kann es, mußten sie sich antworten, nachdem Oesterreich aus Deutschland ausgeschieden ist. Diese letztere Antwort war durchschlagend und nun schmolz das Häuflein der Anhänger des Prinzen von Augustenburg fast überraschend schnell zusammen. Man sah ein, daß es besser sei, das Glied eines großen Ganzen zu bilden und dabei in Sicherheit zu leben, als den Namen eines selbstständigen Staates zu führen und dabei ohnmächtig zu sein gegen Außen und Innen. Ueberdem erlangte man nicht durch Preußen das, was man längst so sehnsüchtig herbeigesehnt hatte, die Zusammengehörigkeit der beiden Herzogthümer durch die Errichtung Einer Regierung in der Stadt Schleswig? Und wenn man vollends einen Blick warf auf die beiden Städte Kiel und Eckernförde, welche auf der ganzen langen Strecke vom Belt bis nach Reval hinauf die einzigen guten Seehäfen besitzen — was wäre aus diesen Häfen geworden unter einem Kleinstaatregimente und was hat Preußen aus ihnen gemacht? Genug also, die Augustenburgerei verlor ihren Boden schon nach der kurzen Zeit von zwei Jahren und ehe man 1870 schreibt, wird sie vollends verschwunden sein.

Am allerdurchschlagendsten übrigens wirkte die neue Ordnung der Dinge auf die beiden Adelsparadiese Mecklenburg-Strelitz und Mecklenburg-Schwerin. Herr Gott im Himmel, welches Glück war dort dem Bauer auf dem Lande beschieden, oder vielmehr dem Knechte oder Taglöhner, denn eigentliche Bauern, das ist Besitzer von Haus und Hof, gibt es dort keine, da der Adel längst alles Land an sich gerissen hat! Bis zum Jahre 1820 bestand in Mecklenburg die Leibeigenschaft. Am 18. Januar jenes Jahres wurde sie aufgehoben, aber die Patrimonialgewalt des Gutsherrn ließ man bestehen, und so ist derselbe bis auf den heutigen Tag mit patriarchalischer Gewalt oder vielmehr mit der Gewalt eines Alleinherrn über alle seine Hintersassen ausgerüstet. In ihm, dem Baron oder Grafen, concentrirt sich alle obrigkeitliche Macht; er ist zu gleicher Zeit Gerichtsherr, Polizeiherr, Kirchen- und Schulpatron und Landstand; ihm muß der Knecht und Taglöhner arbeiten, wenn er nicht Hungers sterben oder auswandern will; von ihm hängt es ab — oder hing es wenigstens bisher ab, ob sein Arbeiter einen eigenen Hausstand bilden durfte, denn er mußte die Heirathsbewilligung geben. Kurz also, die Leibeigenschaft war aufgehoben, aber factisch bestand sie bis zum Jahre 1867 in all' ihrer schänd-

Digitized by Google

lichen Consequenz fort, mit der einzigen Ausnahme, daß der Gutsherr seine Leute nicht mehr wie früher am Auswandern hindern konnte. Die Folge war, daß die Auswanderung von Jahr zu Jahr zunahm und zwar so sehr — von 1840 bis 1864 suchten über 120,000 Köpfe (bei einer Bevölkerung von kaum 600,000 Seelen) eine neue Heimath in Nordamerika —, daß schon im Jahre 1864 ein Mangel an Arbeitskraft eintrat. Ja wohl, die Mecklenburgischen Herrn Barone und Grafen machten auf einmal die bittere Wahrnehmung, daß sie über nicht mehr so viele Hände gebieten konnten, als sie zur Bebauung ihrer Felder nöthig hatten, und nun geriethen sie in einen schrecklichen Zorn. Freilich einzelnen Wenigen von ihnen gingen die Augen auf und es ward daher in der Generalversammlung des patriotischen Vereins zu Wismar (Juni 1865) vom Gutsbesitzer von Bock auf Großweltien folgender Antrag gestellt: „Unter den mehrfachen Ursachen, welche die Auswanderung in Mecklenburg hervorrufen, sind die bedeutendsten 1) die vielen Hindernisse, welche der Verheirathung und Niederlassung entgegentreten; 2) die Gebundenheit, namentlich des ländlichen Arbeiters, welche ihm nicht gestattet, den Ort und die Art seiner Arbeit frei zu wählen; 3) die Beschränkung des Gewerbes, besonders auf dem Lande; 4) die Schwierigkeit, freien kleinen Grundbesitz zu erwerben. Deßhalb erklärt die Hauptversammlung des patriotischen Vereins als Mittel zur Abstellung der Auswanderung 1) für den unverheiratheten Mecklenburger die möglichste Erleichterung zur Eingehung der Ehe und Gewährung der Niederlassung; 2) für den einsässigen Mecklenburger die thatsächliche Freiheit, die Heimath dort zu nehmen, wo er Wohnung finden kann; 3) die freie Gestattung des Gewerbes; 4) eine leichtere Erwerbung von freiem, kleinem, selbstständigem Grundbesitz. Nur wenn diese vier Erfordernisse schnellstens gewährt werden, können die großen Gefahren entfernt werden, welchen Mecklenburg bei der zunehmenden Auswanderung entgegen geht." Solchen Antrag stellte der Gutsbesitzer v. Bock im patriotischen Verein zu Wismar und man sieht hieraus, daß er die Gebrechen seines engeren Vaterlandes recht gut erkannt hatte. Nur vergaß er einige derselben, wie z. B. die Erbärmlichkeit des Unterrichts, die Prügelstrafe und die unehelichen Kinder. Die unehelichen Kinder — und doch kam auf drei eheliche Geburten in den letzten Jahren immer eine uneheliche! Die Prügelstrafe — und doch ist dem Gutsherrn, dem es schon früher zustand, seine Arbeiter mit dem Stocke zur Arbeit zu zwingen, jetzt durch das neue Gesetz vom 2. April 1864 auch noch das Recht verliehen worden, in eigener Person gegen alle seine Arbeiter wegen Dienstvergehen (Vorwurf der Faulheit u. s. w.) Prügelstrafe bis zu 25 Stockhieben zu verhängen! Die Erbärmlichkeit des Unterrichts — und doch ist es Thatsache, daß die edle Mecklenburgische Ritterschaft, welcher es obliegt, für gute Schulen auf ihren Gütern zu sorgen, sich dieser ihrer Pflicht damit entledigt, daß sie verkommene Tischler-, Schneider- und Webergesellen, manchmal auch alte, dienstunfähig gewordene Bediente zu Schulmeistern bestellt! Und doch ist es Thatsache, daß anno 1864 von 2091 mecklenburgischen Rekruten nur 268 lesen, 173 schreiben und 285 etwas rechnen konnten! Aber freilich, um zur Arbeit fähig zu sein, bedarf man des Lesens und Schreibens nicht und überdem sind Taglöhner, wenn sie etwas gelernt

Digitized by Google

haben, oft und viel nicht mehr mit ihrem Zustande zufrieden! Doch kommen wir wieder auf den Antrag des Gutsbesitzers von Bock zurück, was war sein Schicksal? Nun der patriotische Verein adoptirte ihn, aber die Ritterschaft wollte nichts davon wissen und meinte, das Beste wäre, wenn man das Auswandern geradezu verböte. So blieb Alles beim Alten bis zum Jahre 1867, und auch da wäre nichts geändert worden, wenn nicht plötzlich über Regierung und Ritterschaft eine höhere Gewalt gekommen sein würde. Diese höhere Gewalt aber nannte sich das Gesetz über Gewerbe-, Zug- und Verehelichungsfreiheit, denn diesem Gesetze, als einem Bundesgesetze, mußte unbedingt Folge geleistet werden, ohne Rücksicht darauf, ob die Herren Barone und Grafen vor Wuth außer sich kamen oder nicht. So ist nun auch in den Sklavenstaat Mecklenburg eine Bresche geschossen und viele Tausende von Knechten und Taglöhnern, die dort leben, segnen dafür den Norddeutschen Reichstag, der ihnen diese Wohlthat gebracht!

Nach all' dem bisher Auseinandergesetzten wird wohl kein Unpartheiischer mehr anstehen, den Norddeutschen Bund eine großartige Schöpfung zu nennen, allein trotz ihrer Großartigkeit ist diese Schöpfung doch nur eine unfertige, so lange sie einen Haupttheil Deutschlands, ganz Süddeutschland nämlich, von sich ausschließt. Nicht „Norddeutscher Bund" ist der rechte Name des neuen Bundes, sondern „Deutscher Bund" muß er heißen und der Bodensee erst, nicht der Main, darf seine Gränze bilden! So denken die „Deutschgesinnten" im Norden wie im Süden unseres großen Vaterlandes, allein welchen Erfolg haben sie bis jetzt mit solchem Gedanken gehabt?

Man muß unterscheiden zwischen dem süddeutschen Volk und den süddeutschen Regierungen, und somit fragen wir zuerst: „wie stellen sich die süddeutschen Regierungen zu dem Verlangen nach der deutschen Einigung in einem großen deutschen Bunde mit der Verfassung des Norddeutschen Bundes?" Die erste Antwort auf diese Frage gaben die süddeutschen Herrscher durch den Abschluß von geheimen Schutz- und Trutz-Bündniß-Verträgen mit Preußen zu Ende des August 1866. Damals machten, wie der Leser aus dem früheren weiß, Oesterreich, Bayern, Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt, jedes für sich, seinen Frieden mit Preußen und in dem Friedensvertrag mit Oesterreich ward stipulirt, daß der österreichische Kaiser damit einverstanden sei, wenn die südlich vom Main gelegenen deutschen Staaten in einen Verein zusammen treten, dessen nationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen beiden vorbehalten bleibe. In den Friedensverträgen mit Bayern, Württemberg, Baden und Hessen dagegen wurde diese Stipulation kaum oberflächlich berührt, indem man das Hauptgewicht auf die Geldentschädigungen legte. Somit glaubte nun alle Welt, die vier genannten Südstaaten werden sich sofort beeilen, einen Südbund zu schaffen und dann, wenn dieser geschaffen sei, eine nationale Verbindung mit dem Norddeutschen Bund anstreben, allein — eigenthümlich, der Südbund wollte nicht in Fluß kommen und nicht einmal ernsthafte Verhandlungen wurden wegen eines solchen eröffnet. Worin hatte nun dieß seinen Grund? Einfach darin, daß Jeder der vier Südstaaten an demselben Tag, an welchem er den offenen Friedensvertrag mit Preußen abschloß, sich auch noch zu einem

Digitized by Google

geheimen Zuſatzvertrag verpflichtete, dahin gehend: 1) Zwiſchen Seiner Majeſtät dem Könige von Bayern (im zweiten Vertrag hieß es Württemberg, im dritten Baden u. ſ. w.) und Sr. Majeſtät dem König von Preußen wird hiemit ein Schutz- und Trutzbündniß abgeſchloſſen. Es garantiren ſich die hohen Contrahenten gegenſeitig die Integrität des Gebiets ihrer bezüglichen Länder und verpflichten ſich im Fall eines Krieges ihre volle Kriegsmacht zu dieſem Zwecke einander zur Verfügung zu ſtellen. 2) Seine Majeſtät der König von Bayern (Württemberg, Baden ꝛc.) überträgt für dieſen Fall den Oberbefehl über ſeine Truppen Sr. Majeſtät dem Könige

Jolly.

von Preußen. 3) Die hohen Contrahenten verpflichten ſich, dieſen Vertrag vorerſt geheim zu halten." Solches geheime Bündniß ſchloß jeder der genannten vier Südſtaaten für ſich allein mit Preußen ab und darin ſchon lag das unumwundene Geſtändniß, daß keiner von ihnen — Heſſen-Darmſtadt übrigens, welches zu einem Drittheil in den Norddeutſchen Bund gehörte und für ſeine anderen zwei Drittheile deßhalb in Bälde eine Militärconvention mit Preußen abſchloß, kam gar nicht in Betracht — auch nicht Bayern, das ſtolze Bewußtſein in ſich trage, die materiellen und geiſtigen Kräfte zu beſitzen, welche nöthig wären, um die Suprematie und Ober-

Digitized by Google

selbherrschaft über Süddeutschland zu führen. Die Südstaaten, dieß bedeuteten die vier Separatbündnisse, fühlten sich als Kleinstaaten, welche des Schutzes bedürften. Auch sahen sie ein, daß sie sich diesen Schutz gegenseitig nicht gewähren könnten, und deßwegen wandten sie sich an das starke Preußen. Ja noch mehr, obgleich die Worte des geheimen Vertrags so lauteten, als ob derselbe ein „internationaler" wäre, das heißt, als ob ihn zwei gleichberechtigte Mächte abgeschlossen hätten, so lag in ihm doch schon der Anfang einer „nationalen" Verbindung und zwar einfach deßwegen, weil die süddeutschen Regenten im Kriegsfalle auf einen Theil ihrer Souverainetät, auf den Oberbefehl über ihre Truppen verzichteten!

In den geheimen Schutz- und Trutzbündnissen also, welche Ende August 1866 zwischen Preußen und den süddeutschen Staaten abgeschlossen und im März 1867 publicirt wurden, lag schon der Gedanke der Zusammengehörigkeit, und dieser Gedanke erhielt sofort seinen practischen Werth dadurch, daß die sämmtlichen süddeutschen Staaten sich schnellstens unter der Oberleitung preußischer Officiere an die Reorganisation ihres Militärs machten. Dasselbe Wehrsystem wurde eingeführt; also dieselbe Wehrpflicht, dasselbe Exercitium und dieselbe Bewaffnung, so daß also nunmehr wenigstens das Heer in Deutschland ein einheitliches geworden ist. Doch dieß war nur der erste Schritt, und der zweite, zu dem sich die süddeutschen Fürsten durch die Macht der Verhältnisse gezwungen sahen, die Erneuerung und Umgestaltung des Zollvereins, ging schon viel weiter.

Der Zollverein hatte sich längst als eine unendliche Wohlthat für das deutsche Volk erwiesen und deßwegen wurde er auch sogleich nach geschlossenem Frieden erneuert. Nicht jedoch definitiv, sondern auf halbjährige Kündigung, denn die Organisation des Vereins litt an verschiedenen Mängeln, welche die preußische Regierung durchaus entfernt haben wollte. Bisher nehmlich war es nothwendig, daß wenn die Zollconferenzen, zu welchen alle im Zollverein befindlichen Regierungen ihre Bevollmächtigte sandten, etwas beschließen wollten, zur Gültigkeit des Beschlusses Einstimmigkeit vorhanden sein mußte, und dieses Erforderniß der „Einstimmigkeit" bildete natürlich einen ewigen Hemmschuh, gerade wie vordem in dem einst so mächtigen Polenreiche. Nicht genug aber hieran, sondern wenn man sich in der Zollconferenz glücklich geeinigt hatte, so mußte die neue beschlossene Maßregel den Landtagen der verschiedenen Zollvereinsländer zur Genehmigung vorgelegt werden, und erst wenn diese etliche und zwanzig Landtage sämmtlich Ja gesagt hatten, erst dann durfte die Maßregel ausgeführt werden. Das ging denn doch über alle Begriffe und somit erklärte die preußische Regierung für sich und für den Norddeutschen Bund, daß sie in eine definitive Erneuerung des Zollvereins nur willige, wenn derselbe von solchen Abnormitäten befreit werde. So kam es zur Um- und Neubildung des Zollvereins und schon am 8. Juli 1867 ward der neue Vertrag von allen Seiten ratificirt. Doch soll ich nun denselben dem Leser in allen seinen Spezialitäten mittheilen? Ich glaube, es wird genügen, wenn ich ihm sage, daß seit dem 8. Juli der Zollverein gerade auf dieselbe Weise regiert wird, wie der norddeutsche Bund. Wie nämlich dieser einen Bundesrath hat und ein Parlament, so hat jetzt auch der Zollverein

Digitized by Google

seinen Zollbundesrath und sein Zollparlament und die ganze Gesetzgebung in Zollsachen wird von ihnen ausgeübt. Auch unterscheidet sich der Bundesrath des Zollvereins von dem norddeutschen Bundesrath nur dadurch, daß nicht blos Norddeutschland, sondern auch die vier süddeutschen Regierungen in ihm durch Bevollmächtigte vertreten sind, und zwar Baiern mit 6, Württemberg mit 4, Baden mit 3 und Hessen-Darmstadt mit 2 Stimmen (gerade wie Preußen mit 17, Sachsen mit 4, Mecklenburg-Schwerin mit 2, Braunschweig mit 2 und die übrigen Theile des norddeutschen Bundes je mit 1), und somit ist er eigentlich nichts anderes, als ein durch süddeutsche Bevollmächtigte erweiterter Nordbundesrath. Mit den früheren Zollkonferenzen aber, deren Stelle er vertritt, tritt er in so fern in einen Gegensatz, als in ihm, dem Zollbundesrath, zur Gültigkeit eines Beschlusses nicht Einstimmigkeit, sondern nur Stimmenmehrheit erforderlich ist. Ganz ähnlich, wie der Zollbundesrath, wird auch das Zollparlament gebildet, nämlich dadurch, daß zu den Mitgliedern des norddeutschen Reichstags eine der Seelenzahl der vier Südstaaten entsprechende Anzahl von südstaatlichen Abgeordneten hinzutritt, welche natürlich nach demselben Wahlgesetz, wie das im Nordbund geltende, gewählt werden müssen, und demgemäß könnte man dasselbe füglich einen durch süddeutsche Abgeordnete erweiterten norddeutschen Reichstag nennen. Nur bewegt sich die Competenz des Zollparlaments in weit engeren Schranken, als die Competenz des norddeutschen Reichstags, denn im neuen Zollvereinsvertrag wurde ausdrücklich festgesetzt, daß selbige Competenz sich nur auf Zoll- und Handelssachen erstrecken solle. Ja wohl, nur allein auf Zoll- und Handelssachen, allein damit war doch wenigstens für die Freiheit des inneren Verkehrs in ganz Deutschland sowie für das Einhalten einer gesunden Handelspolitik gesorgt.

In zweierlei Beziehungen erkannten also die süddeutschen Regierungen die Zusammengehörigkeit ihrer Staaten mit dem Nordbunde an, in der einheitlichen Organisation der deutschen Kriegsmacht, so wie in der einheitlichen Zoll- und Handelsgesetzgebung; in allem Uebrigen dagegen hielten sie ungemein zäh an ihrer Unabhängigkeit fest und namentlich war die Sorge für die Bewahrung auch des geringsten ihrer Souveränetätsrechte stets auf der umsichtigsten Wacht. Darum glaube ich auch nicht zu viel zu sagen, wenn ich rund heraus erkläre, es war ihnen bei dem Abschluß der Schutz- und Trutzbündnisse nicht sowohl um den „Trutz" zu thun, als vielmehr um den „Schutz", weil sie wohl einsehen mußten, daß sie für sich selbst zu schwach seien, sich gegen Außen zu erhalten und was dann den Zollvereinsvertrag betrifft, so wäre er sicherlich ebenfalls nicht abgeschlossen worden, wenn der eigene Vortheil, ja die Naturnothwendigkeit — der Austritt aus dem Zollverein hätte ihre Länder geradezu ruinirt — ihn nicht geboten hätte. — Doch nun kommen wir zur zweiten Frage: „Wie stellten sich die süddeutschen Völker zu dem Verlangen nach der deutschen Einigung im großen deutschen Bunde?"

Es ist eine Thatsache, daß es in Süddeutschland eine große Parthei gibt, welche diese Einigung mit aller Macht, die ihr zu Gebot steht, anstrebt, allein eben so wenig läßt sich in Abrede ziehen, daß Diejenigen, welche jene Einigung nicht wollen, bis jetzt in der Mehrzahl sind, und den

Digitized by Google

besten Beweis hiefür gaben die Wahlen der Abgeordneten in das erste Zollvereinsparlament, welche im Frühjahr 1868 vorgenommen wurden. Selbstverständlich nehmlich wollte die „deutsche Parthei“ solche Männer ins Zollparlament gewählt haben, bei welchen die Vereinigung Süddeutschlands mit Norddeutschland die Parole war und die daher auch schon in der ersten Sitzung des Parlaments die Wege zu dieser Vereinigung ebnen sollten; ihre Gegner aber, also Diejenigen, welche das Fortbestehen der süddeutschen Staaten in ihrer souverainen Unabhängigkeit verlangten, schrieben den „Nichteintritt Süddeutschlands in den Nordbund“ auf ihr Panier und stellten natürlich lauter erklärte „Preußenhasser“ als Candidaten auf. Nun kam der Wahlkampf und was für ein Kampf war es! Der Leser wird sich seiner und seiner Extravaganzen noch wohl erinnern und so begnüge ich mich, das Resultat zu nennen. Die sämmtlichen süddeutschen Staaten hatten 85 (auf 100,000 Einwohner Einen) Abgeordnete zu stellen und wie nun die Wahlen vorüber waren, ergab es sich, daß nicht weniger als 61 Antinationale den Sieg errungen hatten. National gewählt war worden im Frankenland, in der Pfalz, in Südhessen, in Mainz, in Baden (wenigstens zum großen Theil), aber in ganz Württemberg, so wie in Altbayern gelang es der deutschen Parthei nicht, auch nur einen einzigen Candidaten durchzusetzen. Das war eine schlimme Niederlage für die Nationalgesinnten und Viele meinten deßhalb, man müsse daran verzweifeln, daß die Einigung Deutschlands je zu Stande gebracht werden könne. Allein wenn man dann umgekehrt näher überlegte, wie und durch wen jenes Resultat erzielt wurde und wenn man noch weiter in Betracht zog, daß die nationale Parthei trotz alledem 24 Wahlen durchsetzte und selbst in Württemberg, wo sie gar keinen Wahlsieg errang, 45,000 Stimmen (29 Procent sämmtlicher Wähler) auf ihre Candidaten vereinigte — wenn man daran dachte, so mußte man sich sagen, daß die Niederlage denn doch nicht so sehr viel zu besagen habe.

Wer waren nehmlich die Gegner der nationalen Parthei? Die vereinigten Ultramontanen und Demokraten, wozu noch in Württemberg die Regierung selbst kam. Die vereinigten Ultramontanen und Demokraten! Wäre das wirklich möglich? Konnten denn Schwarze und Rothe, die Männer des äußersten Fortschritts und die Todfeinde alles Lichts — konnten denn diese wirklich Hand in Hand gehen? Nun sicherlich, es war ein sehr unnatürliches Bündniß, ein Bündniß, das den Demokraten am allerwenigsten zur Ehre gereichte, allein es wurde doch abgeschlossen, weil jede der beiden Partheien sich für sich allein zu schwach fühlte, um zum Siege zu gelangen. Es wurde abgeschlossen, trotzdem sie sich gegenseitig, ihrer sonstigen Tendenzen und Grundsätze wegen, hassen mußten, und um die Unnatürlichkeit eines solchen Bündnisses noch zu vermehren, stellte sich auch die württembergische Regierungsparthei auf ihre Seite. Man denke: die Regierungsparthei in Compagnie mit den Demokraten, welche die Republik anstreben! In Compagnie mit den Ultramontanen, welche Rom über alle Regierungen setzen! Aber alleins, sie haßten alle drei den norddeutschen Bund aus vollstem Herzensgrund, die Ultramontanen, weil das protestantische Preußen an seiner Spitze steht, die Demokraten, weil die Verfassung des Nordbunds einen starken Wall bildet gegen alle republikanischen Gelüste,

Digitized by Google

die Regierungsmänner, weil bei einer Einigung mit Deutschland Württemberg zu Gunsten Preußens etwas von seiner Souveränetät opfern müßte, und dieser Haß bildete den Kitt, der sie fest zusammenschmiedete. Wie hätte nun aber bei so vereinigten Kräften die antinationale Sache nicht reüssiren sollen? Man konnte nichts Anderes erwarten; aber dennoch, wer kann sagen, wie das Resultat schließlich ausgefallen sein würde, wenn die drei antinationalen Partheien nicht zu Hülfsmitteln gegriffen hätten, welche vor dem Richterstuhle der Wahrheit und Ehrlichkeit die Probe nicht wohl aushalten konnten. „Wollt ihr preußisch werden?" riefen sie den Wählern unisono entgegen, und schon dieses Wort wirkte schreckenerregend, denn die bayrischen und württembergischen Bauern und Bürger wollten natürlich Württemberger und Bayern bleiben. Allein wo fiel es denn je den Nationalen ein, die übrigen Deutschen zu Preußen zu machen? Gingen sie nicht vielmehr von Anfang an darauf aus, das specifische Preußenthum zu „entpreußen", das ist deutsch zu machen, und haben sie dieses ihr Ziel nicht auf dem norddeutschen Reichstage in vielen Dingen (man lese nur die Reichsverfassung und die nachher erlassenen Gesetze mit Genauigkeit durch) bereits erreicht? All dieß wußten die Antinationalen — wenigstens die Gebildeteren unter ihnen — recht gut, allein dennoch schrieen sie sich heißer mit der Frage: „Wollt ihr preußisch werden?" Noch weiter vom Standpunkt der Wahrheit und Ehrlichkeit entfernten sie sich mit ihrem zweiten Agitationsmittel, mit ihrer Behauptung nehmlich, „daß die Süddeutschen, wenn sie in den Nordbund einträten, alle ihre bisherigen Freiheiten aufgeben müßten, weil in Norddeutschland nur der absolute Willen des Königs von Preußen herrsche." Mein Gott, wie die süddeutschen Demokraten, die bisher in ihren Organen kein gutes Haar an ihren Regierungen gelassen hatten, auf einmal überquollen von Liebe zu diesen Regierungen! Wie einstimmig sie auf einmal versicherten, daß nur aus den Ministerien von München, Stuttgart und Darmstadt alles Heil kommen könne, während in Berlin der Drache von Zwinguri hause! Aber fehlt denn wirklich in Norddeutschland die politische und noch mehr die sociale Freiheit? Wir Süddeutschen müssen beschämt die Augen niederschlagen, wenn wir an die norddeutsche Zug- und Verehelichungsfreiheit denken, denn zu diesen großen Errungenschaften sind wir noch lange nicht gekommen und können wir auch nicht kommen, wenn wir uns nicht dem Nordbund näher anschließen. Ueberdem darf man in Norddeutschland nicht Alles reden, nicht Alles in der Presse sagen, was man nur irgend will, vorausgesetzt natürlich, daß es mit Anstand geschieht? Ist dort überhaupt die individuelle Bewegung irgendwie gehemmt? Worin besteht also der große Ueberschuß an Freiheit, den man von Seiten Süddeutschlands aufgeben müßte, wenn man dem Nordbund beiträte? Angenommen aber, es sei so, wie es nicht ist; angenommen, Bayern, Württemberg und die übrigen süddeutschen Kleinstaaten gewährten ihren Angehörigen Alles, was constitutionelle Regierungen nur überhaupt bieten können, muß man da nicht fragen, ob sie auch im Stande sind, das Gebotene unter allen Umständen aufrecht zu erhalten? Man denke nur an die früheren Jahre zurück, wo die Regierungen von Württemberg und Baden ihren Völkern die Preßfreiheit nebst noch verschiedenen andern Freiheiten verwilligten, sich aber

Digitized by Google

bald gezwungen sahen, davon wieder abzustehen, weil die Großmächte Rußland, Oesterreich u. s. w. einen Anstoß daran nahmen. Würde das jetzt anders sein? Nicht um ein Jota, denn ein Kleinstaat hat keine Macht. Freilich, zum Beweis des Gegentheils führt man Belgien an; aber wie widersinnig ist es nicht, solches zu thun, da Belgien als ein Staat, dessen Neutralität von allen Großmächten garantirt wurde, sich in einer ganz andern Lage befindet, als Württemberg oder Bayern oder Baden. Kurz, die aufgestellte Behauptung, die süddeutschen Staaten müßten ihre Freiheiten opfern, wenn sie dem Nordbund beitreten wollten, war eine durchaus unwahre, aber sie wurde deßwegen doch aufgestellt und trug ihre Früchte. Das dritte Agitationsmittel war das Wort „Bettelpreußen", und dieses Wort, obwohl ein etwas pöbelhaftes Schimpfwort und zudem auf eine wissentliche Unwahrheit gegründet, zog noch am meisten. „In Preußen", declamirten die Antinationalen, „müssen alle junge Bursche Soldat sein und sich für den König von Preußen todtschießen lassen. Das ist aber noch nicht einmal das Aergste, sondern das Aergste ist das, daß das Militär dort so unendlich viel kostet, daß die Bauern und Bürger sämmtlich verarmen, daß die Arbeiter brodlos und Industrie, Handel und Gewerbe vernichtet werden. Und nun," schrie man zum Schluß den Bauern zu, „wollt ihr auch werden wie die Bettelpreußen?" Es war gewiß eine eben so grobe als lächerliche Unwahrheit zu behaupten, daß der Militarismus das Preußenland zu einem Bettlerstaat herabdrücke — das Preußenland, dessen Industrie, Handel, Ackerbau und Gewerbswesen auf einer ganz andern Culturstufe steht, als z. B. in Bayern und verschiedenen Gegenden des übrigen Süddeutschlands — allein die guten Bauern und auch noch ganz andere Leute trauten den perfiden Worten, weil sie mit wahrheitsgetreuen Mienen vorgetragen wurden, und selbst jetzt noch glauben Tausende an das ihnen aufgebundene Lügenwort: „Bettelpreußenthum."

Durch solche und andere — z. B. den wohlfeilen Gemeinplatz, daß Süddeutschland so lange nicht mit Norddeutschland gehen könne, so lange die deutsch-österreichischen Brüder von dem Bunde ausgeschlossen seien — Agitationsmittel wußten sich die Antinationalen bei der ersten Wahl der Abgeordneten in's Zollparlament die ziemlich starke Mehrheit zu verschaffen, deren sie sich rühmen dürfen, aber ich frage nun noch einmal: „hat die Niederlage bei jenen Wahlen so gar viel zu bedeuten, wenn man weiß, auf welche Weise der Sieg zu Stande kam?" Nein, gewiß nicht, ist die Antwort der Nationalliberalen, und die Einigung Deutschlands wird deßwegen doch zu Stande gebracht werden. Auch ich bin hiermit einverstanden, allein von großer Wichtigkeit war jener Sieg doch schon insofern, weil durch ihn die ersehnte Einigung noch um eine gute Strecke weiter hinausgeschoben wurde, als die Nationalgesinnten gehofft hatten.

Am 27. April 1868 wurde das Zollparlament eröffnet, und, wie ich eben sagte, starke Hoffnungen knüpften sich an dasselbe. Auf die kriegerische Epoche des Jahres 1866, träumten Viele, werde nun die parlamentarische Epoche kommen, und woran das Schwert erlahmt war, an dem staatlichen Zusammenschweißen des Südens mit dem Norden Deutschlands, das werde sich durch die Macht der Rede erzwingen lassen. Allerdings mußte auf diese etwas übertrieben hoch hinaufgeschraubten Träume der Ausfall der

Digitized by Google

süddeutschen Wahlen sehr ernüchternd einwirken; allein die „ganze“ Hoffnung gab man deßwegen doch nicht auf, sondern man meinte nur: wenn auch das Zollparlament sich nicht sofort zum „Deutschen Parlament“ proclamiren werde, so könne es doch wenigstens nicht umhin, „seine Competenz zu erweitern.“ Seine Competenz! Diese beschränkte sich laut dem Vertrag vom 8. Juli 1867 auf die Zoll- und Handelsgesetzgebung; allein es gibt ja der Gegenstände so viele, welche mit dem Zoll- und Handelswesen in der engsten Verbindung stehen, wie z. B. (man vergleiche den Artikel 4 der Norddeutschen Reichsverfassung) die „Freizügigkeit“, die „Heimath- und Niederlassungsverhältnisse“, das „Staatsbürgerrecht“, das „Paßwesen und die Fremdenpolizei“, der „Gewerbebetrieb“, die „Colonisation und Auswanderung“, die „Ordnung des Maß-, Münz- und Gewichtssystems“, das „Bankwesen“, die „Erfindungspatente“, das „Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesen“ u. s. w. u. s. w., und von diesen Gegenständen, hoffte man, werde das Zollparlament, wenn auch nicht auf einmal, so doch nach und nach die hauptsächlichsten vor sein Forum ziehen. Wenn es aber dieß that, nun dann war schon ein bedeutender Schritt weiter zur Einigung Deutschlands geschehen, denn das Zollparlament fing dann an, sich in ein Vollparlament umzuwandeln. So hofften die Sanguinischeren unter den Nationalgesinnten, jedoch ihre Hoffnung erwies sich nach kurzem schon als eine verfehlte. Und warum? Einmal, weil eine solche Competenzerweiterung nicht möglich war durch den bloßen Spruch des Zollparlaments, also ohne die Einwilligung der Regierungen und Kammern, welche den Vertrag vom 8. Juli 1867 ratificirt hatten, und zum andern, weil das Zollparlament selbst in seiner Mehrheit die besagte Erweiterung von sich wies. Das letztere kam vielen unerwartet, aber es kam auf ganz natürlichem Wege. Sogleich nach Eröffnung der Session thaten sich die süddeutschen Antinationalen unter dem Vorsitz des ultramontanen Freiherrn von Thüngen in eine eigene Parthei, genannt „süddeutsche Fraction“, zusammen und in dieser saßen in brüderlicher Einigkeit Democraten und Aristocraten, Klerikale und Bureaukraten, also Gegensätze, wie man sie sich schroffer nicht denken kann. Allein nicht genug hieran, sie, die süddeutsche Fraction, welche an sich schon ein volles Siebentel des Zollparlaments ausmachte, verbündete sich sofort mit der reinpreußischen conservativen, besser gesagt mit der „feudalen Fraktion“, welche fast lauter „Junker“ vom reinsten Wasser zu Mitgliedern zählte, und in welcher der Graf von Stolberg und der Freiherr von Denzin den Vorsitz, die Herren von Blankenburg und von Wagener aber das erste Wort führten. Diese Fraction, „das Lager der Kreuzzeitung“, wie sie bezeichnend genug genannt wurde, gebot über mehr als 70 Stimmen und somit konnten die vereinigten Feudalen und Süddeutschen schon jetzt fast des Sieges gewiß sein. Um solchen Preis hielten es die exaltirtesten süddeutschen Demokraten nicht für unehrenhaft, mit ihren früheren Todfeinden, den Kreuzzeitungsmännern, Hand in Hand zu gehen und diese selbst, schnell entschlossen, reichten sofort den bis jetzt so schwer gehaßten norddeutschen Socialdemokraten, einem Bebel, Schraps, Schweitzer und Andern ebenfalls die biedere Rechte. Doch wozu soll ich jene Vorgänge, deren sich der Leser ohne Zweifel noch erinnern wird, des Weiteren ausspinnen? Genug also, sieben- und vierzig

Digitized by Google

von den Süddeutschen drohten in der bekannten Adreßdebatte am 7. Mai 1868 sofort den Sitzungssaal zu verlassen, wenn das Zollparlament beschließe, seine Competenz zu überschreiten, und das Resultat war, daß die Nationalliberalen eine vollständige Niederlage erlitten. Freilich wurde diese Niederlage in der denkwürdigen Sitzung vom 18. Mai — der Bambergersche Antrag über die hessische Weinbesteuerung führte unerwartet zu einer großartigen politischen Demonstration, bei welcher der bayerische Abgeordnete Völk durch seine improvisirte Rede die Palme des Siegs errang — „moralisch". wieder ausgeglichen, aber der Beschluß: „das Zollparlament dürfe seine Competenz nicht überschreiten" blieb deßwegen doch fest stehen und über Nichts ward Beschluß gefaßt, was nicht rein in's Bereich der Zoll- und Handelsgesetzgebung gehörte.

Man handelte also ab: 1) eine Novelle zur Zollordnung und Zollstrafgesetzgebung, welche dem Kaufmannsstande eine längst ersehnte Erleichterung brachte. Man genehmigte: 2) den neuen Handelsvertrag mit Oesterreich, gegen welchen, wegen seiner auf der Hand liegenden wohlthätigen Wirkungen, nur einige wenige Schutzzöllner aus der Mitte der süddeutschen Fraction — die süddeutsche Brüderschaft war in diesem Augenblick von ihnen vergessen — opponirten. Man genehmigte: 3) den Handelsvertrag mit dem Kirchenstaate, so wie den mit Spanien und da der materielle Inhalt dieser Verträge erfreulicher Natur war, so ging man sogar über Competenzbedenken mit großer Behutsamkeit weg. Scharf dagegen debattirte man 4) über die vom Zollbundesrath vorgeschlagene Tabaksteuer und setzte die geforderten Steuersätze auf die Hälfte herab. Endlich 5) verwarf man noch die angesonnene Petroleumssteuer, von dem Satze ausgehend, daß man damit nur ein den kleineren Leuten (den Nicht-Reichen) bereits nothwendig gewordenes Lebensbedürfniß vertheure, was volkswirthschaftlich nicht zu rechtfertigen sei.

Seine „wirthschaftliche" Mission vernachlässigte also das Zollparlament nicht und nur von einer „politischen" wollte es nichts wissen. Aber wird' dieß in die Länge so bleiben können? Oder liegt nicht darin schon auch seine „politische" Mission, daß es für jetzt die einzige Form ist, in welcher der Norden und Süden Deutschlands sich zur öffentlichen Berathung gemeinsamer Angelegenheiten zusammenfindet? Freilich, den Kreis dieser Angelegenheiten hat die Majorität der letzten Zollparlamentssitzung sehr eng gezogen, aber denken wir uns das Parlament selbst weg, würde da nicht plötzlich der einzige Organismus fehlen, durch welchen die Zusammengehörigkeit aller deutschen Staaten dem Ausland wie uns selbst in lebendiger, sich stets erneuernder Anschauung dargestellt wird? Noch mehr, gilt das Parlament nicht in den Augen aller Politiker für ein festeres Band des Zusammenhalts, als die geschlossenen Allianzverträge so wie überhaupt alle Abmachungen, bei denen blos die Regenten mit ihren Cabinetten betheiligt sind? Hiemit ist aber auch die politische Mission des Zollparlaments anerkannt und dieselbe erfüllt vorderhand wenigstens den Zweck, daß sie den Süddeutschen zur Vorbereitungsschule für den Eintritt in den norddeutschen Bund dient.

Der Leser kennt nun die verschiedenen Entwicklungsstadien Deutschlands und des norddeutschen Bundes seit dem großen Kriege von 1866

Digitized by Google

und es bleibt uns nunmehr nur noch die Pflicht, auch die Lage zu bezeichnen, in welche sich das Ausland zu dem neuen Deutschland gesetzt hat. Wenige Worte übrigens werden genügen. Mit England nehmlich steht Preußen — ich sage Preußen, weil es den norddeutschen Bund nach Außen vertritt — auf einem äußerst freundlichen Fuße und ebenso mit Italien und Rußland. Die Beziehungen zu letzterem Reiche können sogar intim genannt werden, indem bei beiden Staaten die Interessen in einander, nicht gegen einander laufen, und wenn daher in den nächsten Jahren der europäische Weltfrieden gestört werden sollte, so würden ganz gewiß Rußland und Preußen als innige Verbündete auf einer und derselben

Dr. Völk.

Seite stehen. Dieß wurde auch erst vor kurzem bei dem Begegniß des Königs von Preußen mit dem Fürsten Gortschakow in Baden-Baden aller Welt klar, denn der König behandelte den russischen Premier und Reichskanzler nicht blos überhaupt auf eine wahrhaft schmeichelhafte Weise, sondern wie der Fürst Baden-Baden verließ, um nach Petersburg zurückzureisen, duldete er nicht, daß derselbe anders reise, als in seinem eigenen Königlichen Eisenbahnzuge und überdem — was bis jetzt noch nie dagewesen war — mußte der Fürst sein, des Königs, Gast sein von Baden-Baden bis an den Niemen, d. i. bis an die russische Grenze. Etwas

Digitized by Google

anderer Natur sind die Beziehungen Preußens zu Oesterreich und Frankreich, sowie zu dem kleinen Königreiche Dänemark. Letzteres hat laut dem Prager Friedensprotokolle Ansprüche auf einen kleineren in seiner Mehrzahl von Dänen bewohnten Theil Nordschleswigs, falls sich dieser in freier Volksabstimmung für den Anschluß an Dänemark aussprechen sollte, und Preußen ist auch gewillt, diesen Theil abzutreten, aber nur unter zwei Bedingungen. Einmal unter der, daß Dänemark dann alle seine „weitergehenden" Ansprüche sofort aufgibt, und sodann unter der zweiten, daß Garantie dafür geleistet werde, daß die Deutschen, welche in dem abgetretenen Theile wohnen, in keinerlei Weise durch Sprachzwang und sonstige Danisirungsgewaltsmaßregeln drangsalirt werden. Auf diese beiden Bedingungen, so billig sie auch sind, ist Dänemark in seiner altgewohnten Anmaßung bis jetzt nicht eingegangen und somit schweben sie trotz aller Verhandlungen immer noch. Crustere Verwicklungen können jedoch daraus nicht hervorgehen, so lange Dänemark nicht in seiner Arroganz von einer auswärtigen Großmacht unterstützt wird, und dazu hat sich, bis jetzt wenigstens, noch keine herbeizulassen gewagt. Was Oesterreich anbelangt, so hat sich seine jetzige Regierung, mit dem Reichskanzler von Beust an der Spitze, schon mehrmals mit Ostentation dahin ausgesprochen: „es erblickte das Heil seiner Gegenwart wie seiner Zukunft in dem festen Entschlusse, im Innern sowohl als nach Außen eine Politik des Friedens und aufrichtigen Versöhnung zu verfolgen;" allein unwillkührlich drängt sich Jedem, der die Geschichte des Hauses Habsburg etwas näher kennt, die Frage auf, ob es wirklich die österreichische Regierung bei diesem Ausspruch vollkommen ernst und ehrlich meint? Es drängt sich die Frage auf, ob jene Regierung nicht früher oder später, das heißt, so bald sich eine günstige Gelegenheit zeigt, den Versuch machen wird, Rache an Preußen zu nehmen und seine verlorene Position in Deutschland wieder zu gewinnen? Auffallend ist jedenfalls zweierlei; zum ersten, daß bis jetzt jede intimere Annäherung an Preußen sorgfältig vermieden wurde, und zum andern, daß eine Liebäugelei mit Frankreich so wie nicht minder mit den süddeutschen Klein-Staaten bei jedem selbst geringern Anlaß unverkennbar zu Tage tritt. Freilich die Zweitheilung Oesterreichs in Cis- und Transleithanien und die Gewißheit, daß Transleithanien von einem Kriege, der zum Zweck hätte, Oesterreich wieder in seine alten Verhältnisse zu Deutschland einzusetzen, sicherlich nichts würde wissen wollen — diese Gewißheit zusammen mit der Unmöglichkeit Geld zu einem Kriege auftreiben zu können, dürfte die österreichischen Staatsmänner noch lange zwingen, inactiv zu bleiben und somit wird auch jenes Wort Beust's: „er verfolge eine Politik des Friedens und der aufrichtigen Versöhnung" für die nächsten Jahre wenigstens eine Wahrheit bleiben.

Nun sollte ich noch von dem Verhältnisse Preußens zu Frankreich reden; allein in dieser Beziehung verweise ich den Leser auf das nächste Kapitel und schließe dieses hier mit ein paar Worten aus der Thronrede des Königs von Preußen, als er Anfangs November 1868 den preußischen Landtag eröffnete. „Die Ereignisse" — so lauten jene Worte — „die Ereignisse auf der westlichen Halbinsel Europas (die Verjagung der Königin Isabella aus Spanien, von welcher im fünften Kapitel des Näheren die Rede sein wird) können Uns zu keinen andern Gefühlen veranlassen, als

Digitized by Google

zu dem Wunsche und dem Vertrauen, daß es der spanischen Nation gelingen werde, in der unabhängigen Gestaltung ihrer Verhältnisse die Bürgschaft ihres Gedeihens und ihrer Macht zu finden." Wie ganz anders lautet diese Sprache, als früher, wo Preußen sich noch der Politik Oesterreichs fügte! Damals ging der preußischen Regierung, ganz nach den Anschauungen Metternichs, die dynastische Solidarität über Alles und jetzt reicht sie einer Nation, welche soeben die Bande einer legitimen Knechtschaft abgeschüttelt, frei und offen die Hand! Sie hat also den alten beschränkten Legitimitätsstandpunkt verlassen und erkennt nun das Recht der Nationen an, sich selbst ihre Regierung zu geben. Und ein Land, dessen Regierung solchen Grundsätzen huldigt, dieses Land sollte dem Cäsarismus verfallen sein?

Drittes Kapitel.

Napoleon III. und sein sinkender Stern.

Auf der höchsten Stufe seiner Macht stand Napoleon, als er nach beendigtem italienischen Kriege im Frühjahr 1860 den Besitz von Savoyen und Nizza antrat, denn nun nachdem Oesterreich, wie vordem Rußland, gedemüthigt, dünkte er sich als den Schiedsrichter der Welt. Allein es war ein Dünkel und dieser Dünkel sollte bald hart gestraft werden. Seit jenem Jahr 1860 nämlich endigte fast jede seiner Unternehmungen mit einer Niederlage und die beiden schlimmsten waren die von Mexico und Luxemburg.

Das früher von Spanien regierte Mexico, ein Territorium fast viermal so groß als Frankreich, hatte sich im Oktober 1824, nachdem es das spanische Joch abgeschüttelt, als Republik constituirt, allein vor den ewigen Bürgerkriegen konnte es nie zur Ruhe kommen. Die das Land beherrschende Klasse nämlich, das ist die im Lande geborenen Weißen, Creolen genannt, ihrer etwa 1,200,000 an der Zahl (ihnen gehörten an die höhern Geistlichen, die größern Grundbesitzer, die Bergwerksinhaber, die Kaufleute, die Fabrikanten, die Beamten, die Aerzte, die Advokaten und die Künstler), theilte sich in zwei große Parthieen, in die Clerikalen und die Liberalen, und bald war die Eine bald die Andere oben auf, je nachdem das Glück sie begünstigte, oder vielmehr je nachdem es ihr gelang, von den übrigen Einwohnern, den Indianern (etwa 4 Millionen) und Mestizen (diese, etwa 3½ Millionen, sind aus indianischem und weißem Blut gemischt und beschäftigen sich meist mit Ackerbau und Viehzucht, wie auch die Indianer, oder treiben sie irgend ein Handwerk) eine größere Anzahl mit Säbel und Flinte versehen auf ihre Seite zu bringen. Im Jahr 1856, nach dem Sturze Santa-Annas, war wieder einmal die liberale Parthei an's Ruder gekommen und nun wurde, um all' dem Wirrwarr endlich ein Ende zu machen, eine constituirende Versammlung einberufen, damit sie eine endgültige Magna Charta für Mexico entwerfe. Am 5. Februar 1857 kam diese Versammlung mit der neuen Verfassung — einer in der That sehr

Digitized by Google

liberalen, durch welche religiöse Duldung, Freiheit des Unterrichts, Preßfreiheit und Aufhebung der besondern Gerichtsbarkeit für den Clerus eingeführt wurde, zugleich mit dem Verbot für den letzteren, liegende Güter zu besitzen — zu Stande und unmittelbar darauf ward der freisinnige Commonfort zum Präsidenten der Republik erwählt. Natürlich aber erwachte hierüber ein grimmiger Zorn in den Clerikalen und von der hohen Geistlichkeit mit Geld unterstützt erklärte sich schon im Dezember 1857 der General Zuluaga gegen die Constitution, jagte sofort den Congreß auseinander und zwang den Präsidenten Commonfort nach den Vereinigten Staaten zu flüchten, indem er sich selbst zum Dictator aufwarf. Jetzt florirten wieder die Clerikalen und die hohe Geistlichkeit erhielt sofort alle ihre Rechte und Güter zurück. Allein keineswegs in ganz Mexico, denn der Süden und Norden blieb der Constitution treu und erwählte sich den Vorsitzenden des obersten Gerichtshofs Benito Juarez, einen Vollblutindianer, aber von vollkommen europäischer Bildung, zum Präsidenten. Augenblicklich kam's jetzt zum Kriege, welchen Zuluaga von der Stadt Mexico, Juarez aber von Veracruz aus führte, und die natürliche Folge hievon war, daß sich Zuluaga — sein Gegner Juarez hatte es besser, denn er gebot über die Zollerträge in den Hafenstädten — genöthigt sah, Zwangsanlehen auszuschreiben. Wer aber wurde von solchen Anlehen am meisten betroffen? Nun selbstverständlich die Großhändler in den Hauptstädten, besonders in der Stadt Mexico, weil diese fast allein über Baargeld gebieten konnten und diese Großhändler waren, was ich den Leser wohl zu merken bitte, meist Ausländer: Nordamerikaner, Spanier, Engländer und Franzosen, welche sich da als Importeure seit Jahren schon niedergelassen hatten.

Der beste General Zuluagas war Miguel Miramon, ein junger Mann von noch nicht 30 Jahren, dessen Großeltern aus Frankreich stammten und sich von da über Spanien nach Mexico gewandt hatten. Weil er sich aber nicht blos durch seine großen militärischen Fähigkeiten, sondern auch durch seine strenge Kirchlichkeit auszeichnete, so glaubte die hohe Geistlichkeit in ihm ein noch gefügigeres Werkzeug für ihre Zwecke zu finden und munterte ihn daher auf, den Zuluaga zu stürzen, um selbst die Dictatur zu ergreifen. Es geschah im Spätherbst 1858 und nun hoffte die reactionär-clerikale Parthei, daß es mit der Gegenpräsidentschaft des Juarez bald ein Ende nehmen werde. Allein die Hoffnung erfüllte sich nicht. Zwar allerdings erwies sich Miramon sehr energisch, indem er mit seinen Untergeneralen den Truppen des Juarez in den Jahren 1859 und 1860 nicht weniger als 71 theils kleinere, theils größere Gefechte lieferte, worunter sogar 8 sogenannte Schlachten; diese Gefechte und Schlachten aber, in denen sich meist nur sehr geringe Streitkräfte gegenüber standen, hatten sammt und sonders kein größeres Resultat und war man an einem Orte geschlagen, so sammelte man sich wieder an einem andern, um das Spiel von Neuem zu beginnen. So dauerte der Bürgerkrieg nach wie vor fort und sein Gefolge bestand aus Noth und Elend, aus Raub und Mord und Plünderung. Natürlich, denn es entstanden nach und nach unzählige Banden, deren Chefs unter dem Banner sei's dieser, sei's jener Parthei das Geschäft auf eigene Hand trieben und besonders die reicheren Fremden

Digitized by Google

mit Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten aller Art heimſuchten. Endlich jedoch im November 1860, gelang es dem Ignacio Zaragoza, dem Obergeneral des Juarez, den General Caſtillo von der Gegenpartei bei Quadalaxare bis zur Vernichtung zu ſchlagen, und nun neigte ſich die Sache Miramons ihrem Ende zu. Es gelang ihm nehmlich nicht, das total zerſprengte Heer wieder zu ſammeln, und eben ſo wenig vermochte er größere Geldſummen aufzutreiben, um neue Truppen anzuwerben, trotzdem er überall — auch aus dem engliſchen Geſandtſchaftshotel — wegnahm, was vorhanden war. Seinen Muth übrigens verlor er auch jetzt nicht und

König Johann von Sachſen (2. Kapitel).

wie nun Zaragoza gegen die Stadt Mexico heranrückte, zog er ihm mit ſeinen wenigen Streitkräften kühnlich entgegen. Er wurde aber ebenfalls total geſchlagen und floh ſofort, was er konnte, dem Meere zu, um mit einer halben Million ſchwerer Thaler, die er eben noch Zeit gehabt hatte, einigen engliſchen Kaufleuten zu rauben, eine Zuflucht in Europa zu ſuchen.

Die liberale Parthei hatte alſo jetzt einen vollſtändigen Sieg errungen und ſchon im Jannar 1861 verlegte Juarez ſeinen Regierungsſitz von Veracruz nach Mexico, anerkannt als Präſident der Republik von allen Provinzen des Reichs, ſo wie auch von den Geſandten der fremden Mächte.

Digitized by Google

Es ließ sich somit hoffen, daß nun endlich die Republik zur Ruhe gelangen werde und es wäre dieß auch sicherlich geschehen, wenn nur der siegreiche Juarez sich so weit hätte aufraffen können, den Besiegten großmüthig zu verzeihen. Aber er war ein Vollblutindianer und Sache der indianischen Rasse ist es nicht, die Rache unbefriedigt zu lassen. So wurden denn alle Bischöfe, welche sich nicht augenblicklich fügten, ohne weiteres verbannt und alles liegende Eigenthum der Kirche confiscirt. Ueberdem hob man die meisten Klöster auf und nahm den Geistlichen durch Einführung der Civilehe ihre Hauptmacht. Nicht minder wies Juarez den spanischen Gesandten Pacheco aus dem Lande, weil er sich der clerikalen Parthei während des letzten Kriegs angenommen hatte, und dasselbe Schicksal traf auch den päbstlichen Nuntius, so wie die Geschäftsträger von Ecuador und Guatemala. Ferner mußte der Erzbischof von Mexico nebst Vieren seiner Suffraganbischöfe in die Verbannung ziehen, weil sie ein Circular gegen die Giltigkeit der Civilehe erlassen hatten, und willkührliche Verhaftungen Fremder, wenn sie im Verdacht standen, die Clerikalen unterstützt zu haben, ja selbst Ermordungen von Europäern gehörten durchaus nicht zu den Seltenheiten. Endlich erließ der Präsident am 17. Juli 1861 gar noch ein Decret, durch welches alle Verbindlichkeiten gegen das Ausland auf zwei Jahre für aufgehoben erklärt wurden und setzte damit allen seinen Rechtsverletzungen die Krone auf.

Man kann sich denken, daß ein solch rachsüchtiges Verfahren nicht ohne Folgen bleiben konnte. Einmal nehmlich flüchteten sich jetzt die meisten vornehmen Creolen, welche der reactionär-clerikalen Parthei angehört hatten, schnellstens nach Europa, um sich von dem Gefängniß zu erretten, und selbstverständlich blieben sie da nicht stillliegen, sondern thaten was sie konnten, um Hilfe gegen die liberale Partei Mexicos aufzutreiben. Zum andern erhoben die geschädigten Ausländer, besonders die Franzosen, Spanier und Engländer, welche von dem Dekret vom 17. Juli 1861 äußerst hart betroffen wurden, ihre Stimmen und verlaugten von ihren Regierungen, daß sie ihnen den nöthigen Beistand zum Eintreiben ihrer Schuldforderungen leisten sollten. Und recht colossial waren diese Forderungen, zusammen in runder Summe nicht weniger als 116 Millionen schwerer Thaler! Darunter allerdings ein regelrechtes Anlehen von 60 Millionen, das übrige aber alles — wie wenigstens angegeben wurde — erpreßt durch Zwangsanlehen, oder auch durch gemeinen Raub, gemeine Plünderung zusammengestohlen. Ueberdem über wie viel sonstige Gewaltthaten hatten sich nicht die in Mexico ansäßigen Ausländer zu beklagen! So waren nach der Behauptung brittischer Kaufleute vom September 1860 bis September 1861 nicht weniger als 23 Engländer in Mexico ermordet worden und die brittischen Kaufleute hatten sich daher schon zu Ende 1861 an den Grafen Russel gewandt, um die englische Regierung zur Intervention in Mexico zu veranlassen. So hatte man am 11. August 1861 auf den französischen Gesandten in Mexico geschossen, während er im Corridor seines Hauses auf- und abging, und fast zu gleicher Zeit erlitt der französische Viceconsul in Tepic solche Mißhandlungen, daß er einige Zeit darauf in Folge derselben starb. So klagten verschiedene Spanier, die sich in Veracruz und andern Seestädten niedergelassen hatten, daß man ihnen ihre Häuser und

Etablissements niedergebrannt habe, weil man ihnen Schuld gab, mit den Clerikalen unter einer Decke zu spielen, und wieder Andere erhielten schwere körperliche Schädigungen. Ohnehin aber war es nicht eine grobe Beleidigung der spanischen Regierung, daß Juarez ihren Gesandten mit Schimpf und Spott aus dem Lande jagte, wie bereits weiter oben von mir erzählt worden ist?

Der Beschwerden — der ächten und wahren zum Theil, zum Theil aber auch, wie wir gleich nachher sehen werden, der übertriebenen und erdichteten — über welche sich besonders die in Mexico ansäßigen Spanier, Franzosen und Engländer (die Nordamerikaner hatte man mehr geschont) zu beklagen hatten, waren es also nicht wenige und die betreffenden Regierungen konnten nun natürlich nicht umhin, sich ihrer anzunehmen. Aber sollte man, wie die Beschwerdeführenden verlangten, mit bewaffneter Macht interveniren? Am meisten Bedenken trug England. „Selbst", sagte Graf Russel in seiner Antwort vom 3. October 1861; „selbst eine große Streitmacht sei unzureichend, um die öffentliche Ruhe in Mexico herzustellen; vielmehr müßten diese Aufgabe die Mexicaner selbst lösen. Es gebe überhaupt nur sehr wenige Fälle, in welchen ausländische Einmischung wohlthätig sein könne und in diesen wenigen Fällen müsse eine große und zahlreiche Parthei im Lande vorhanden sein, welche die ausländische Hilfe willkommen heiße. Allein für die Existenz einer solchen Parthei in Mexico fehle es an Beweisen. Demgemäß müsse sich die brittische Regierung darauf beschränken, von der mexicanischen Regierung Achtung für die Personen und das Eigenthum brittischer Unterthanen, so wie Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen zu fordern." Von solchen Grundsätzen ging die englische Regierung aus und wenn sie sich einige Wochen später doch noch entschloß, bei der Intervention mitzuwirken, so that sie es nur, weil sie eine Abneigung dagegen hatte, Spanien und Frankreich allein interveniren zu lassen.

Weit mehr Energie zeigte die spanische Regierung und schon im September 1861 zeigte der damalige spanische Premierminister Marschall O'Donnel den Regierungen von England und Frankreich an, daß Spanien sich gezwungen sehe, zum Schutz seiner Unterthanen in Mexico entschiedene Maßregeln zu ergreifen. Freilich setzte er zugleich hinzu, daß von einer „dauernden" Einmischung keine Rede sein könne und eben so wenig von der Absicht, Gebietstheile in Mexico sich zu erwerben. Allein wenn man bedachte, wie die Spanier in Mexico die ganze Zeit des letzten Bürgerkriegs hindurch mit den dortigen Clerikalen intriguirt hatten und wenn man dann noch weiter sich daran erinnerte, daß von der spanischen Regierung der Schmerz, ihre Colonien in Amerika verloren zu haben, eigentlich noch gar nicht verwunden war; — wenn man hieran dachte, so mußten gerechte Zweifel entstehen, ob Spanien in der That mit seiner Intervention gar keine eigennützigen Absichten verbinde, oder ob nicht vielleicht der Gedanke im Hintergrund laure, es könnte doch möglich sein, wenn auch nicht Mexico zurückzuerobern, so doch wenigstens einem spanischen Prinzen zur Regierung jenes Staates zu verhelfen.

Am allerweitesten ging der Kaiser Napoleon III. und er war sich auch gleich von Anfang an seines Zieles wohl bewußt. Des Zieles nehmlich,

Digitized by Google

gegenüber der thatkräftigen englisch-germanischen Welt in Nordamerika ein romanisches Süd- und Mittel-Amerika zu begründen, dessen Protector Frankreich sein sollte. Schon längst konnte man sehen, daß sein Bestreben eifrigst darauf gerichtet sei, der französischen Colonialmacht in allen Welttheilen neue Stützpunkte, neue Stationen und neue Gebiete zu gewinnen, um wo möglich mit der Zeit mit den Engländern zu concurriren. Daher die großartige Umgestaltung des ganzen bisherigen Seekriegswesens und die furchtbare Vermehrung der französischen Kriegsflotte. Daher seine Expeditionen nach Japan, China und Annam, von denen der Leser ohne Zweifel gelesen haben wird. Nun aber kam die Gelegenheit, auch in Amerika einzugreifen; die Gelegenheit seiner Macht dort einen festen Boden zu gewinnen und diese sollte er sich entgehen lassen, besonders da die Aussichten auf Erfolg so sicher zu sein schienen? Oder wie, kam nicht im Sommer 1861 der General Almonte, eines der Häupter der reactionär-clerikalen Parthei in Mexico, mit andern gleichgesinnten Emigranten nach Paris, um den Kaiser zu versichern, daß es in seinem Vaterlande eine starke Partei gebe, welche sich nach nichts mehr sehne, als nach einer europäischen Intervention, so wie nach der Aufrichtung eines mexicanischen Thrones unter dem starken Schutze Frankreichs, und sprachen sich nicht die Berichte des französischen Gesandten in Mexico, des Barons Dubois de Saligny (eines Freundes von Almonte) ganz gleichlautend aus? Ueberdem wüthete nicht gerade jetzt eben der nordamerikanische Bürgerkrieg, so daß dieses Nordamerika sich unmöglich in der Lage befand, seinen Unternehmungen irgendwie hindernd in den Weg zu treten? Gewiß jetzt oder nie war der Moment da, das zu vollbringen, was außerdem die Vereinigten Staaten um jeden Preis verhindert haben würden. Jetzt war der Moment da, in Mexico an der Stelle der nun fast fünfzigjährigen Anarchie eine feste rechtliche Ordnung zu gründen und so das Fundament der Napoleonischen Dynastie durch eine für die Civilisation Südamerika's so wie für den Ruhm Frankreichs gleich bedeutende Großthat noch mehr als bisher zu befestigen. So dachte Napoleon und daß er von Anfang an so dachte, das hat sich nachher aus den diplomatischen und parlamentarischen Verhandlungen klar genug herausgestellt. „Wir haben," heißt es z. B. in seiner Instruction an seinen Admiral Jurien de la Gravière, „ein Interesse daran, daß die Vereinigten Staaten mächtig und blühend sind, aber sie dürfen nicht den Golf von Mexico ganz in Besitz nehmen, von da die Antillen und Südamerika beherrschen und die alleinigen Vertheiler der Produkte der Neuen Welt sein. Wenn Mexico seine Unabhängigkeit und die Integrität seines Territoriums behauptet, wenn sich dort eine feste Regierung constituirt, so ist durch uns der lateinischen Rasse jenseits des Oceans alle ihre Stärke und ihr Ansehen wieder gegeben; überdem werden wir unsere westindischen Colonien sicher gestellt haben und einen wohlthätigen Einfluß in Central-Amerika auszuüben im Stande sein, welcher uns dadurch, daß wir unermeßliche Märkte für unsern Handel gewinnen, die Rohstoffe verschaffen wird, die für unsere Manufacturen unentbehrlich sind." So schrieb Napoleon III. schon am Schlusse des Jahres 1861, und wer könnte also noch daran zweifeln, daß er von Anfang an darauf ausging, in Mexico ein lateinisches Kaiserthum zu errichten, um damit den angelsächsischen Einfluß Nordamerikas zu paralysiren?

Digitized by Google

Doch genug, am 31. October 1861 entschlossen sich die drei Mächte, welche so dringend angegangen worden waren, zu Gunsten ihrer geschädigten Unterthanen in Mexico einzuschreiten, die Intervention gemeinsam vorzunehmen, und unterschrieben deßhalb an jenem Tage zu London einen dahin gehenden Vertrag. Auch hatte weder Spanien noch Frankreich etwas dagegen einzuwenden, als England darauf drang, in den Vertrag die Erklärung aufzunehmen: „daß die contrahirenden Mächte für sich in keiner Weise einen Gebietserwerb oder irgend einen besondern Vortheil suchen und auf die innern Angelegenheiten Mexicos keinen solchen Einfluß aus-

Benito Juarez.

üben wollten, der das Recht der mexicanischen Nation beeinträchtigte, die Form ihrer Regierung frei zu wählen und zu constituiren," denn wäre es nicht recht thöricht gewesen, seine geheimen Absichten gleich beim Beginn der Action an die große Glocke zu hängen?

Spanien wurde unter den drei verbündeten Staaten zuerst mit seinen Kriegsrüstungen fertig nnd sandte bereits zu Ende des November 1861 eine starke Kriegsflotte mit 6000 Mann Landungstruppen — als Chef dieser Expedition fungirte der General Don Juan Prim, Conde de Reus — von der Havannah nach Mexico ab. Am 2. Dezember 1861 ging

das Geschwader bei Cap Anton Lizardo vor Anker; am 11. Dezember ward der Gouverneur von Veracruz und die Festung San-Juan de Ulloa aufgefordert, sich zu übergeben; am 15. Dezember gehorchte General Uraga dieser Aufforderung und am 17. Dezember wehte bereits die spanische Flagge von dem Fort San-Juan de Ulloa herab. Drei Wochen später, am 7. Januar 1862, traf auch die französische Flotte unter dem Commando des Contreadmirals Jurien de la Gravière in Veracruz ein, und die 7000 Mann Truppen, welche die Flotte brachte, wurden sofort — ihr Chef war General Lorencez — ausgeschifft. Zuletzt, am 8. Januar, stellten sich die Engländer ein, allein ihre ganze Armada bestand nur aus 2 Linienschiffen und 4 Fregatten und Landungstruppen führten sie außer 700 Seesoldaten, gar keine mit sich. Sie hatten es also, so viel war klar, nur auf eine Demonstration, nicht aber auf eine Occupation abgesehen und hieraus schon ließ sich der Schluß ziehen, daß die drei Verbündeten keineswegs dazu angethan seien, längere Zeit mit einander zu harmoniren.

Die Disharmonie trat übrigens noch weit bälder ein, als man befürchtet hatte, denn als nun die drei Expeditionsbefehlshaber darüber beriethen, welche Reclamationen sie an den Präsidenten Juarez stellen wollten, trat der französische Bevollmächtigte mit solch' exorbitanten Forderungen auf, daß der spanische und englische sich ihm nicht anschließen konnte. Endlich einigte man sich aber doch über eine gemeinsame Note an den Präsidenten, welche in sehr allgemeinen und gemäßigten Ausdrücken abgefaßt den 14. Januar nach der Hauptstadt Mexico abgesandt wurde. Die Antwort des mexicanischen Ministers des Auswärtigen, des Generals Doblado, ließ nicht lange auf sich warten, und bestand in dem Vorschlag, sich gegenseitig in einer persönlichen Zusammenkunft zu verständigen. Hiegegen konnte man vernünftiger Weise nichts einwenden und so ernannten denn die Alliirten den General Prim zu ihrem Bevollmächtigten. Daraufhin einigte man sich noch weiter dahin, daß die Zusammenkunft im Dorfe La Soledad zwischen Veracruz und Orizaba, wo der mexicanische Oberanführer, der General Lopez de Uraga, sein Hauptquartier hatte, stattfinden solle, und dorthin ging sofort am 18. Februar General Prim ab. Am 19. Februar traf auch General Doblado daselbst ein und merkwürdig, schon nach wenigen Stunden hatten sich die beiden Unterhändler darüber verständigt — man nannte diese Verständigung die Convention von La Soledad —, daß der Streit zwischen Mexico und den europäischen Mächten auf friedlichem Wege, durch Verhandlungen, die sofort nach erfolgter officieller Ratification von Seiten der drei alliirten Regierungen am 15. April 1862 in Orizaba zu eröffnen seien, geschlichtet werden solle. Während den Verhandlungen hatten die alliirten Truppen Cordova, Orizaba und Tehuacan zu besetzen; für den unvermutheten Fall aber, daß die Unterhandlungen nicht zum Ziele führten, müßten die Alliirten die genannten Städte verlassen und sich bis zu der Entfernung eines Tagemarsches von den befestigten Pässen Chiquihuite und Cerro-Gordo zurückziehen.

Also statt des Kriegs, stand der Frieden zu erwarten, wenn nehmlich die Beherrscher von Frankreich, England und Spanien die Convention von La Soledad guthießen, und so gingen denn eilends Dampfschiffe nach Europa ab, um die „Gutheißungen" einzuholen. Von England traf die

Digitized by Google

Antwort schon am 1. April ein und sie lautete durchaus zustimmend. Auch die spanische Regierung genehmigte die Convention, obwohl offenbar mit schwerem Herzen, da sie so große Hoffnungen auf die Expedition gesetzt hatte; allein Prim war an Ort und Stelle davon überzeugt worden, daß diesen Hoffnungen alle berechtigte Grundlage fehlte, weil der Haß der Mexicaner gegen die Spanier ein wirklich unüberwindlicher genannt werden mußte, und diese Ueberzeugung hatte er auch seiner Regierung beigebracht.

Nun fehlte nur noch die Ratification der Convention von Seiten Frankreichs; doch — durfte man auf diese hoffen? Die spanischen und englischen Bevollmächtigten zweifelten stark daran und sie hatten auch alle Ursache dazu, denn in der Zwischenzeit waren sonderbare Dinge zu Tage getreten. Unter den Forderungen nehmlich, welche Frankreich von Mexico eintreiben zu müssen erklärte, war auch eine des Bankier Jecker, eines geborenen Schweizers, aber naturalisirten Franzosen, im Betrag von nicht weniger als 15 Millionen schwerer Thaler. Es existirten Schuldscheine dafür, regelrecht ausgestellt von dem früheren reactionär-clerikalen Präsidenten Miramon; allein wie nun diese Schuldscheine der Regierung des jetzigen Präsidenten Juarez vorgelegt wurden, erklärte diese, daß hier ein Betrug obwalte, denn Jecker habe in Wahrheit der Miramon'schen Regierung nicht mehr vorgeschossen als 750,000 Thaler. Trotzdem hielt Frankreich die ganze Forderung von 15 Millionen aufrecht und — warum? Nun, Jecker hatte die Schuldscheine in der Zwischenzeit „um ein Billiges" an einige vornehme Franzosen abgetreten und unter diesen befand sich auch der Herzog v. Morny, bekanntlich der sehr nahe Verwandte des Kaisers Napoleon.

Schon dieß mußte bei den Bevollmächtigten Spaniens und Englands gerechtes Bedenken erregen; noch mehr ein anderer Umstand. Es kam nemlich jetzt plötzlich die Nachricht von Europa herüber, daß der Kaiser der Franzosen die ganze Expedition von Anfang an zu keinem andern Zwecke übernommen habe, als um aus Mexico eine von Frankreich abhängige romanische Monarchie zu machen, und zu dieser Nachricht fügte sich gleich darauf die weitere, daß sogar das Oberhaupt dieser Monarchie, also der künftige Kaiser von Mexico in der Person des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich bereits gefunden sei. Ja noch mehr, im März 1862 langte gänzlich unerwartet General Almonte mit anderen mexicanischen Emigranten aus Europa in Veracruz an und brachte eine Art von Beglaubigungsschreiben vom Kaiser Napoleon mit, aus welchem deutlich genug hervorging, daß er, Almonte, zu nichts Anderem ausersehen sei, als dem Erzherzog Max die Wege zum Thron zu bereiten. Das war denn doch zu bunt! Im Vertrag vom 31. October hatte Napoleon feierlich versprochen, „auf die inneren Angelegenheiten Mexicos keinen solchen Einfluß ausüben zu wollen, daß dadurch das Recht der mexicanischen Nation, die Form ihrer Regierung frei zu constituiren, irgendwie beeinträchtigt werden könnte," und nun stellte es sich heraus, daß er schon damals, als er diesen Vertrag abschloß, das Kaiserthum Mexico in seinem Kopfe fix und fertig hatte! Sie, die Spanier und Engländer, waren also geradezu von ihm genarrt, nur dazu von ihm benützt worden, um für ihn die Kastanien aus dem Feuer zu holen, und das sollten sie sich von ihm gefallen lassen?

Digitized by Google

So kam's denn in Orizaba, wo, wie wir wissen, am 15. April die Friedensconferenzen eröffnet werden sollten, schon am 9. April zu einer sehr stürmischen Vorconferenz, in welcher die englischen und spanischen Bevollmächtigten dem französischen — dem Baron Dubois de Saligny — rundweg erklärten, daß sie, falls der Londoner Vertrag vom 31. October nicht stricte eingehalten und der General Almonte mit den andern clericalen Emigranten nicht sofort entfernt würde, alsobald von der Expedition zurückzutreten und mit ihren Truppen nach Europa heimzukehren fest entschlossen seien. Allein wenn sie offen waren, so war es nun auch der französische Gesandte, denn er rückte sofort frischweg mit der Nachricht heraus, daß sein Kaiser die Convention von La Soledad nicht anerkenne, sondern daß derselbe vielmehr Befehl ertheilt habe, sich in gar keine Unterhandlungen mit dem Präsidenten Juarez einzulassen und mit der Armee direct nach der Hauptstadt Mexico zu marschiren. Mit anderen Worten Napoleon hatte befohlen, den Juarez als Präsidenten abzusetzen und in der Hauptstadt eine andere Ordnung der Dinge zu dictiren.

Unter solchen Umständen blieb nun natürlich dem englischen wie dem spanischen Bevollmächtigten nichts anders übrig, als ihre Drohung wahr zu machen und sofort mit ihren Truppen den Boden Mexico's zu verlassen. Dieß geschah auch schnellstens und schon am 2. Mai segelten die beiden Flotten der Heimath zu. Sie segelten nach Hause, ohne das Geringste ausgerichtet zu haben, und Viele tadelten sie deßhalb hart. Allein wie bald verwandelte sich dieser Tadel nicht in das höchste Lob, als man erfuhr, wie es den Franzosen erging! Jetzt, im April 1862, konnten die Spanier und Engländer noch von der Expedition zurücktreten, ohne allzugroße Opfer an Geld und Menschen (einige hundert Mann waren aber doch in Veracruz dem Fieber erlegen) gebracht zu haben; wenn sie aber die Expedition bis zu Ende mitgemacht hätten, wie viele Tausende von Soldaten und wie viele Millionen von Thalern würden nicht darauf gegangen sein?

Die Franzosen blieben also allein in Mexico zurück und nach dem Befehl Napoleons sollte sofort der Krieg gegen die Republik begonnen werden. Er befahl es so, weil er sich's einmal in den Kopf gesetzt hatte, zu seinem unsterblichen Ruhm einen lateinischen Kaiserthron zu errichten! Er befahl es so, trotzdem er jetzt von allen Seiten gewarnt wurde! So schrieb ihm General Prim: „Die höheren Stände und die großen conservativen Interessen, auf die Sie sich in Mexico stützen wollen, üben dort keinen Einfluß mehr auf die Massen aus. Vierzig Jahre republikanischer Herrschaft, die trotz der Anarchie und des daraus hervorgegangenen Unheils zurückgelegt sind, haben auf diesem Boden ausschließlich democratisch-republicanische Gewohnheiten bis in die Sprache hinein festwurzeln lassen, und die Mexicaner werden deßhalb nie einen König oder Kaiser annehmen, den Frankreich ihnen aufzuzwingen sucht." So schrieb der englische Admiral Dunlop: „Ich fühle mich zu der Annahme berechtigt, daß von allen Partheien in Mexico die clericale allein der Monarchie hold ist, und zwar lediglich deßhalb, weil diese ihr als einziges Mittel erscheint, wieder Einfluß im Lande zu gewinnen. Die clericale Parthei umfaßt nun allerdings Alles, was im Lande bigott und fanatisch ist, aber sie stemmt sich

Digitized by Google

gegen den Geist der Zeit und ist daher bei der Mehrheit des mexicanischen Volkes verhaßt, da dieses sich einer freisinnigen Politik zuwendet." So schrieb endlich ein Dritter, Fernando Garrido, ein feiner Kenner der Verhältnisse, am Schluß des Jahres 1862 folgendes: „Dieser Krieg wird dem Kaiser Napoleon dasselbe Unheil über den Hals bringen, welches sein Oheim im spanischen Kriege fand; denn der mexicanische Krieg hat ganz die Eigenheiten des Krieges in der iberschen Halbinsel, aber alle in viel schlimmerem Grade. Zuerst ist die Ungerechtigkeit die nehmliche und gar kein ausreichender Grund zum Kriege vorhanden. Weit ärger aber ist die Ungesundheit des Climas und das ärgste ist die große Entfernung von Frankreich, so wie die gewaltige Ausdehnung des Landes und der Mangel an Transport- und Lebensmitteln. Dabei ist der Abscheu und die Feindseligkeit der Bevölkerung gegen die Franzosen ganz allgemein, gerade wie früher in Spanien, und hiezu muß man noch die Nähe der Vereinigten Staaten rechnen, die trotz ihrer bürgerlichen Zwistigkeiten niemals dulden werden, daß sich ein französischer Einfluß in Mexico festsetze, wenn es auch möglich wäre, daß er Fuß faßte. Dieses Alles zusammen bildet eine Masse von Schwierigkeiten, die fast unübersteiglich ist und wogegen der Muth der französischen Soldaten nichts ausrichten kann, denn dieser Krieg ist nicht mit einer Schlacht, und wäre sie auch noch so blutig, zu beendigen. Man wird genöthigt sein, entweder ohne Ruhm und ohne Sieg abzuziehen, oder man wird sich in diesem entfernten Lande in einem endlosen Kriege hinschleppen müssen, der Frankreichs Armeen und Schätze verschlingt." Solches Alles ward dem Kaiser Napoleon prophezeit; aber er hatte einmal seinen Kopf darauf gesetzt, aus Mexico einen romanischen Kaiserstaat zu machen und so mußte der Feldzug eröffnet werden.

Doch soll ich nun dem Leser den ganzen Verlauf der Campagne erzählen? Das würde mich viel zu weit führen und hätte auch für meinen Zweck keinen Sinn. Mein Zweck ist ja von dem „sinkenden Stern" Napoleons zu berichten, und somit wird es, nachdem ich gezeigt, wie und warum die Franzosen in Mexico einrückten, genügen, nachzuweisen, wie und warum dieselben wieder aus Mexico herausmußten. Der Krieg selbst ist Nebensache und kann also mit wenigen Federstrichen abgethan werden.

Von Veracruz nach der Stadt Mexico sind es 42 deutsche Meilen, und man sollte also meinen, die Franzosen, als die tapfersten Soldaten der Welt, werden nach einem Marsch von 8 bis 10 Tagen siegreich in der genannten Hauptstadt eingerückt sein, besonders da Almonte, Miramon und die andern mexikanischen Emigranten täglich versicherten, der usurpatorische Präsident Juarez sei ohne Anhänger, ohne Geld und ohne Truppen. Allein weder das Eine noch das Andere bewahrheitete sich und so mußte General Lorencez vor allem daran denken, aus Frankreich Verstärkungen herbeizuziehen, weil er sonst, trotz der außerordentlichen Ueberlegenheit seiner Leute in der Kriegskunst, Gefahr lief, mit seiner kleinen Truppe von 6 bis 7000 Mann von den Mexikanern erdrückt zu werden. Mußte er sich ja doch nach der Schlappe, die er vor Puebla erhielt, Monate lang in Orizaba förmlich verbarrikadiren und hatte die furchtbarsten Schwierigkeiten zu überwinden, um seine paar tausend Mann vor dem Hungertode zu schützen! Seine Berichte übrigens klärten den

Digitized by Google

Kaiser Napoleon über Manches auf, über was er vorher gänzlich getäuscht worden war. Einmal über die Behauptung, daß die reactionär-clericalen Almonte, Miramon und Genossen eine bedeutende Parthei in Mexico hinter sich hätten, welche sich sogleich an die Franzosen anschließen würde, denn Alles in Allem bestand der mexicanische Zuzug in Jahresfrist noch nicht einmal aus 2000 Mann. Zum andern darüber, daß der Präsident Juarez, weil von Jedermann gehaßt, alsbald nach dem Landen der Franzosen in feiger Flucht seinem Vaterlande den Rücken bieten werde, denn es zeigte sich gerade umgekehrt, daß die überwiegend größte Masse der Bevölkerung zu ihm hielt und daß er selbst mit einer Zähigkeit, Kühnheit und Energie, welche wirklich Bewunderung verdiente, den Widerstand gegen die Franzosen organisirte. Endlich darüber, daß man in dem von der Natur so reich ausgestatteten Mexico Alles in Hülle und Fülle finden werde, was eine Armee zu ihrem Unterhalt so wie überhaupt zu ihrem Dasein nöthig habe, denn selbst die Lebensmittel mußte man zum größten Theil aus Texas beziehen und der Transport derselben konnte, weil Straßen und Brücken fast ganz fehlten, nur durch Maulthiere bewerkstelligt werden, welche nicht anders als über Newyork — natürlich um horrendes Geld — zu beziehen waren.

Nach und nach sandte jetzt der Kaiser Napoleon über 40,000 Mann, fast lauter erprobte Krieger von der algierischen Schule, nach Mexico, und zum Obergeneral derselben ernannte er den tapferen Forey, der auch schon gegen die Russen und die Oesterreicher gefochten hatte. Unter ihm sollten die Generale Bazaine und Lorencez jeder eine Division Infanterie, der General de Mirandol aber die Cavallerie commandiren, und jedem dieser Offiziere stellte er einen Marschallsstab in Aussicht, wenn sie bald die gänzliche Unterwerfung Mexicos melden könnten.

Am 25. September 1862 landete General Forey in Veracruz und nun erließ er sogleich eine Proclamation, worin er erklärte, daß er nicht gekommen sei, gegen das mexicanische Volk Krieg zu führen, sondern vielmehr um es in Stand zu setzen, sich selbst eine Regierung zu geben. Er glaubte damit sich eine Parthei unter den Mexikanern zu bilden, und noch größern Erfolg hoffte er davon, daß er nun auf den Befehl Napoleons alle Verbindung mit den Reactionär-Clericalen wenigstens zum Schein abbrach, um sich mit den Liberalen verständigen zu können. Allein es blieb Alles vergeblich, denn die Mexicaner haßten einmal die Franzosen als fremde Eindringlinge, und dieser Haß, statt sich zu verringern, steigerte sich mit der Zeit immer noch mehr. Ueberall also, wohin die Franzosen drangen, fanden sie nur verlassene Städte und Dörfer; nirgends etwas zu trinken oder zu essen, wohl aber allüberall lauernde Todfeinde im Hinterhalt. Wie Viele da ihr Leben lassen mußten, entweder getroffen von einer Kugel oder erwürgt von dem furchtbaren Lasso!

Einen fast eben so geringen Erfolg hatten die Kriegsoperationen, denn der Schwierigkeiten beim Vorrücken waren so viele, daß General Forey erst im Frühjahr 1863 mit seinem Hauptcorps vor Puebla anlangte — vor demselben Puebla, wo die Franzosen das Jahr zuvor eine böse Schlappe erlitten hatten. Um so mehr gebot die Ehre, es zu erobern, und ohnehin mußte man es haben, weil es den Weg nach Mexico ver-

Digitized by Google

sperrte. Am 18. März begann also die Belagerung, und da die Franzosen 20,000 Mann stark waren und von einer trefflichen Artillerie unterstützt wurden, so hätte man meinen sollen, daß die so oft und viel als kriegsuntüchtig und feig verschrieenen Mexicaner gar bald würden Fersengeld geben. Allein von Haus zu Haus, von Straße zu Straße, von Kloster zu Kloster mußten sich die Franzosen ihre Position erkämpfen und so bewies der mexicanische General Ortega, der Vertheidiger der Stadt, daß er ein keineswegs unebenbürtiger Gegner sei. Endlich übrigens, aber erst am 18. Mai, sah sich Ortega genöthigt, die Stadt zu übergeben, aber er that es erst, nachdem er die Waffen zerstört, die Kanonen vernagelt und die Pulvermagazine in die Luft gesprengt hatte.

Puebla war der Schlüssel zu der Hauptstadt Mexico und schon am 10. Juni 1863 hielt General Forey daselbst seinen feierlichen Einzug. Allein was hatte er viel damit gewonnen? Er besaß jetzt allerdings die größte Stadt Mexicos, so wie den ganzen Landstrich von Veracruz bis dahin; der Präsident Juarez dagegen war mit seinen Ministern, mit den Congreßmitgliedern, mit den sämmtlichen Beamten nach San-Luis de Potosi übergesiedelt und regierte nun von dieser seiner neuen Hauptstadt aus die ihm treu gebliebenen Provinzen, zum mindesten vier Fünftheile der Republik. Auch begann er sogleich mit der Zusammenziehung eines neuen Heeres und daß er überhaupt ungebeugt dastand, das bewies er durch eine Proclamation, die er um jene Zeit an die Mexicaner erließ. „Concentrirt," hieß es darin; „concentrirt auf einen einzigen Punkt wird der Feind nichts ausrichten können; wenn er aber seine Streitkräfte zersplittert, wird er überall schwach sein. Er wird sich genöthigt sehen, anzuerkennen, daß die Republik nicht blos aus den Städten Mexico und Puebla besteht, daß vielmehr das Bewußtsein des Rechts und der Stärke, die Liebe zur Unabhängigkeit und demokratischen Verfassung, der edle Stolz, der noch durch die Invasion der Feinde gehoben ist, Gefühle sind, welche das mexicanische Volk gemeinsam hegt."

Die Franzosen freilich, den Kaiser Napoleon an der Spitze, faßten die Sache ganz anders auf, denn sie vermeinten mit der Hauptstadt das Land selbst zu besitzen, oder sie stellten sich wenigstens so, als ob sie diese Meinung hätten. Deßwegen verlieh sofort Napoleon dem siegreichen Forey den durch den Tod des alten Castellane erledigten Marschallsstab und ernannte für ihn, der jetzt nach Frankreich zurückkehrte, den General Bazaine zum Oberbefehlshaber in Mexico, indem er ihn zugleich mit dem Großkreuz der Ehrenlegion schmückte. Deßwegen ward auch eine silberne Mexicomedaille geprägt, welche jeder Tapfere der Mexicoarmee erhielt. Deßwegen rief man ferner eine eigene officielle Zeitung ins Leben, den Moniteur Franco-Mexicain, der in spanischer und französischer Sprache zugleich gedruckt wurde. Deßwegen endlich berief der französische Bevollmächtigte eine sogenannte Junta superior, bestehend aus 35 Notabeln (fast lauter Clericale oder doch Conservative aus den früheren ersten Adelsfamilien) und diese Notabeln wählten aus ihrer Mitte eine provisorische Regierung, bestehend aus dem General Almonte, dem General Salos und dem Erzbischof von Mexico, Labastida.

Das war übrigens nur der Anfang, denn auf die provisorische mußte

Digitized by Google

doch natürlich eine definitive Regierung folgen, und sofort ward auch dieses Spektakelstück in Scene gesetzt. Man wußte schon längst, daß Kaiser Napoleon Mexico in eine Monarchie verwandelt haben wollte und daß er zum Beherrscher dieser Monarchie den Erzherzog Maximilian von Oesterreich ausersehen habe. Er bedurfte zu dieser Stelle eines Sprößlings aus einem alten und ruhmreichen Hause, gegen welches die Mexicaner nicht zum voraus eingenommen waren; eines Prinzen mit vorzüglichen persönlichen Eigenschaften und doch zugleich von gut katholischer Religion; mit einem Wort eines Prinzen, wie Erzherzog Maximilian einer war, und deßhalb hatte er schon anno 1861 sich mit ihm hierüber ins Vernehmen gesetzt. Nun sollte es aber den Anschein gewinnen, als ob nicht er, der Kaiser Napoleon, den Erzherzog zum Regenten von Mexico mache, und deßwegen mußte sich die obgenannte Junta superior noch weitere 215 Mitglieder (sie nahm sie natürlich auch wieder aus der conservativ-clericalen Parthei) zugesellen, um als eine Art von constituirender Versammlung (sie war die Satyre auf eine solche) zuerst über die Regierungsform abzustimmen. Dieß geschah am 10. Juli 1863 und 203 Stimmen erklärten sich für die Monarchie mit dem Titel eines Kaiserthums. Darauf kam die Abstimmung über den Throncandidaten und wiederum fielen 203 Stimmen auf den Erzherzog Maximilian. Dann wurde noch beschlossen: „Wenn der Candidat sich weigern sollte, die ihm zugedachte Ehre anzunehmen, so wolle man den Kaiser Napoleon bitten, einen andern Candidaten für die kaiserliche Würde vorzuschlagen," und schließlich wählte man eine Deputation von 9 Notabeln, um dem Erzherzog Maximilian seine Wahl zu notificiren.

Maximilian nahm bekanntlich die Wahl an, nachdem unter der Oberleitung der französischen Bajonnette in den Städten und Dörfern, über welche die Franzosen herrschten, noch vorher eine Volksabstimmung nach französischem Muster vorgenommen worden war, und landete mit seiner hohen Gemahlin, einer belgischen Königstochter, am 28. Mai 1864 in Veracruz. Der junge edle Fürst, jetzt Kaiser von Mexico geheißen, war voll froher Hoffnungen, denn man hatte es verstanden, ihn über die wahren Zustände seines neuen Kaiserreichs vollkommen zu täuschen. „Die Rebellen," hatte man ihn versichert, „seien nach allen Richtungen geflohen und das mexicanische Volk erwarte ihn mit größter Sehnsucht, um von nun an unter seinem segensreichen Scepter in Frieden und Wohlstand zu leben." In Wahrheit jedoch befand sich noch der ganze Norden Mexicos in den Händen des republikanischen Präsidenten Juarez und den ganzen Westen beherrschten die von ihm ernannten Statthalter. Auch am stillen Ocean geboten die Franzosen nur über die Hafenplätze Acapulco und San-Blas, so wie am Golf von Mexico über Veracruz, Tuspan und Tampico, während die übrigen Häfen, wie Matamoras, Tabasco, Minatillan, Guaymas u. s. w. den Republikanern angehörten. Ja selbst in den wenigen innern Provinzen, welche das neue Kaiserreich formell anerkannten, herrschte nur da Sicherheit, wo französische Besatzungen lagen, das ganze übrige Land aber war von republikanischen Guerilla's durchschwärmt, welche von Oajaca und Guerrero aus sogar bis in die Staaten La-Puebla und Mexico vordrangen. Also höchstens der dritte Theil von Mexico war vom Republikanismus

Digitized by Google

abgefallen; allein dennoch hatte man den jungen Fürsten versichert: „die Rebellen, das ist die Republikaner, seien nach allen Richtungen geflohen!"

Ich schweige nun über die verschiedenen Te-Deums und andere Prunkstücke (Illuminationen, Triumphbögen, Indianeraufzüge u. s. w.), welche man auf der Reise des Kaisers nach Mexico und in dieser Stadt selbst in Scene setzte, um über den Regierungsantritt Maximilians einen Sonnen-Nimbus zu verbreiten. Ich schweige auch über die verschiedenen Ordensverleihungen, sowie über die sonstigen Gnadenbezeugungen, welche Maximilian sofort vornahm und selbst die übrigen ersten Regierungshandlungen

Kaiser Maximilian.

(Minister- und Gesandtenernennungen u. s. w. u. s. w.) glaube ich nicht näher berühren zu müssen. Das aber darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen, daß Maximilian am 10. August 1864 eine große Rundreise durch seine Staaten antrat, welche (weil er mehrmals fieberkrank wurde) fast volle drei Monate andauerte, denn durch diese Reise wurden ihm zum ersten Mal die Augen geöffnet und er sah nun deutlich genug, daß die Rebellen keineswegs nach allen Richtungen geflohen seien, sondern daß sie vielmehr noch gut zwei Drittel von Mexico inne hatten und ohne ein großes ausländisches Heer unmöglich bezwungen werden könnten. Noch mehr, er

Digitized by Google

überzeugte sich auch, daß selbst in den ihm unterworfenen Staaten keineswegs ein monarchischer Geist vorherrsche und daß also auch hier auswärtige Bajonnette nöthig seien, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Doch zum Glück hatte ihm Kaiser Napoleon, neben einer Fremdenlegion von 9000 Mann eine bleibende französische Armee von 25,000 Mann versprochen und überdem konnte er aus Oesterreich verschiedene Tausende ziehen. Natürlich Alles auf seine Rechnung und diese Rechnung dürfte, das konnte er sich denken, ziemlich bedeutend ausfallen. Allein mit der Zeit, wenn erst der Handel und Wandel in Mexico blühte, hoffte er dieses Geld wohl aufzutreiben und für den Anfang hatte er durch ein großes Anlehen von 400 Millionen Franken gesorgt, welches so eben in Paris unter der Aegide der französischen Regierung negoziirt worden war.

Ich übergehe nun den Zeitraum eines Jahres. Kaiser Maximilian hatte in demselben eine Menge von innern Reformen angestrebt und nicht minder eifrig war General Bazaine gewesen, den Präsidenten Juarez zu bekriegen. Auch kann nicht in Abrede gezogen werden, daß der General sehr viele Erfolge erzielte, weßwegen ihn auch der Kaiser Napoleon zum Marschall von Frankreich beförderte, und eben so richtig ist, daß die Reformen Maximilians wenigstens von einem sehr redlichen Willen Zeugniß gaben. Allein ein glückliches Jahr war dieses Jahr doch nicht für den jungen Kaiser, denn einmal thürmten sich ihm bei der Durchführung der Reformen die größten Schwierigkeiten entgegen, und zum andern stellte es sich nur allzu klar heraus, daß es noch einer sehr langen Zeit bedürfen werde, ehe die Republikaner als gänzlich besiegt angesehen werden könnten. Ueberdem, welche Masse von Widerwärtigkeiten bereitete ihm nicht die eigenthümliche Stellung, welche der Marschall Bazaine ihm gegenüber einnahm! Eine Stellung, gerade als ob er, der Kaiser, dem Marschall nichts zu befehlen hätte! Trotz allem dem aber wie gesegnet war nicht dieses Jahr gegen die bitterbösen Zeiten, die nun kommen sollten!

Wir wissen aus dem Vorhergegangenen, daß der Kaiser der Franzosen seine Hoffnung, die Ordnung der Dinge in Mexico nach seinem Plane umzukehren, hauptsächlich darauf gründete, es werde des in Nordamerika wüthenden Bürgerkriegs wegen den Vereinigten Staaten unmöglich sein, ihn irgendwie in seinem Beginnen zu stören, und diese Hoffnung trügte ihn auch eine geraume Zeit lang nicht. Zwar allerdings hatte der Washingtoner Congreß am 4. April 1864 den Beschluß gefaßt, daß jeder auf den Trümmern einer amerikanischen Republik entstehenden Monarchie die Anerkennung zu verweigern sei, allein mit diesem Wort-Protest gegen das neue Kaiserthum Mexico begnügte man sich, weil der Krieg im Innern alle materiellen Kräfte in Anspruch nahm. Mit dem Sommer 1865 wurde dieß anders. Lee's conföderirte Armee hatte capitulirt; Richmond war gefallen und Jefferson Davis gefangen. Hierdurch bekamen die Vereinigten Staaten freie Hand gegen Außen, und alsbald richtete nun die Washingtoner Regierung ihr Augenmerk auf Mexico. Auch konnte man bald sehen, von welchem Geiste jene Regierung beseelt sei, denn als damals der außerordentliche Gesandte Maximilians in Washington, General Almonte, in Gemeinschaft mit dem französischen Gesandten v. Montholon, sich auf alle mögliche Weise bemühte, bei Präsident Johnson die Aner-

Digitized by Google

kennung des neuen Kaiserreichs zu erlangen, wurde diesem Bestreben nicht nur nicht entsprochen, sondern Johnson ernannte vielmehr den General Logan zum Gesandten beim Präsidenten Juarez und ertheilte überdem dem amerikanischen Gesandten in Paris den Auftrag, beim Kaiser Napoleon darauf zu dringen, daß die französischen Expeditionstruppen so schnell als möglich aus Mexico zurückgezogen würden.

Das war schon eine ziemlich deutliche Sprache, aber noch deutlicher wurde der Präsident in seiner Botschaft vom 4. Dezember 1865 (bei Eröffnung des Congresses), obwohl er es auch hier noch vermieb, allzuscharf aufzutreten. „Die Vereinigten Staaten," hieß es in der Botschaft, „obwohl die republikanische Regierungsform als die beste ansehend, hätten sich bisher aller Propaganda für dieselbe in Europa enthalten, so viel Veranlassung dazu auch die häufigen Staatsumwälzungen geboten hätten. Es sei dieß unter der Voraussetzung geschehen, daß Europa seinerseits nicht auf amerikanischem Boden für die Monarchie Propaganda machen werde. Noch immer hielten die Vereinigten Staaten an dem Entschlusse fest, sich nicht in die dynastischen Verwicklungen Europas einzumischen. Aber wenn diesem Maßhalten der Republik mit Herausforderungen und mit Gefährdung der republikanischen Staatsform in Amerika geantwortet würde, so könnten die Vereinigten Staaten leicht in die Lage kommen, sich gegen Absichten zu schützen, welche ihrer Regierungsform feindselig seien." So sprach der Präsident in höchst feiner und diplomatischer Weise; im Congreß dagegen scheute man sich nicht, das Kind beim rechten Namen zu nennen und es ward sofort nachfolgende Resolution eingebracht: 1) Wir blicken auf die gegenwärtige Lage der Dinge in der Republik Mexico mit tiefer Theilnahme. 2) Der Versuch, eine der amerikanischen Republiken durch eine auswärtige Macht gewaltsam zu zerstören und auf ihren Trümmern eine nur durch europäische Bajonette aufrecht zu erhaltende Monarchie zu errichten, steht im Widerspruch mit der oft verkündeten Politik der Vereinigten Staaten, ist für unser Volk in hohem Grade beleidigend und enthält ein Attentat auf den Geist unserer Staatseinrichtungen. 3) Der Präsident wird ersucht, in dieser wichtigen Angelegenheit Schritte zu thun, um die anerkannte Politik zu vindiciren, um die Ehre und die Interessen derselben in Kraft zu setzen."

Nach solchen Vorgängen konnte sich der Kaiser Napoleon keine weiteren Illusionen mehr darüber machen, was man in Nordamerika von ihm verlange, die Räumung Mexicos nämlich, besonders auch da der nordamerikanische Gesandte in Paris, Bigelow, dem französischen Minister des Auswärtigen, Drouin de Lhuys, in derselben Sache Namens seiner Regierung immerwährend dringende Vorstellungen machte. Was sollte er nun thun? In Frankreich selbst war die Expedition nach Mexico schon oft und viel, besonders von den Oppositionsmitgliedern des gesetzgebenden Körpers, aufs heftigste angegriffen worden. Allein um solche Angriffe hatte er sich nie viel bekümmert und stets nur damit geantwortet, daß er die mexicanischen Verhältnisse im schönsten Lichte darstellen ließ. So hieß es z. B. in der Thronrede vom 15. Februar 1865: „In Mexico consolidirt sich der neue Thron, das Land beruhigt sich, seine unermeßlichen Hilfsquellen entwickeln sich — glückliche Wirkung der Tapferkeit unserer Sol-

Digitized by Google

daten, des geſunden Sinnes der mexicaniſchen Bevölkerung, der Intelligenz und der Energie des Souverains.“ Damit mußte ſich der geſetzgebende Körper und die franzöſiſche Nation zufrieden geben, aber damit konnte die Regierung der Vereinigten Staaten nicht ebenfalls abgeſpeist werden, und darum noch einmal, was ſollte er thun? Er ſtand vor einem Dilemma. Wenn er dem Verlangen Johnſons entſprach und ſeine Truppen aus Mexico zurückzog, ſo war nicht nur Kaiſer Maximilian, den nur allein die franzöſiſchen Bajonette auf ſeinem Thron erhielten, ein verlorener Mann, ſondern es ging dann auch Mexico ſelbſt für die franzöſiſchen In-

Kaiſerin Eugenie.

tereſſen verloren und die ganze Unternehmung mit all' ihren vielen Opfern war eine vergebliche geweſen. Wenn er aber ſeine Truppen nicht zurückzog, ließ ſich dann nicht vorausſehen, daß die Vereinigten Staaten immer ſchwieriger werden würden und am Ende gar ein Krieg daraus entſtehen könnte? Es war alſo ein ſehr böſes Dilema, allein ein Entſchluß mußte gefaßt werden. Doch nein, er konnte ja lawiren, um wenigſtens Zeit zu gewinnen.

Und recht geſchickt lawirte er, denn er verſicherte nicht nur den Geſandten Bigelow, daß er nichts ſehnlicher wünſche, als ſeine Truppen aus

Digitized by Google

Mexico zurückzuziehen, ſondern er ließ daſſelbe auch durch ſeinen Geſandten, Marquis de Montholon, in Waſhington dem Staatsſecretär Seward verſichern. „Was wir dagegen," ſetzte er jedoch hinzu, „von der Vereinigten-Staatenregierung verlangen, iſt die Verſicherung, daß ſie nicht die Abſicht habe, die Befeſtigung der in Mexico gegründeten neuen Ordnung zu hindern, und die beſte Bürgſchaft hiefür wäre die Anerkennung des Kaiſers Maximilian durch die Union." Der Kaiſer Napoleon knüpfte alſo ſein Truppenzurückziehungsverſprechen an eine Bedingung, allein weder dieſe Bedingung, noch überhaupt die verſuchte Verſchleppung der Sache gefielen dem Waſhingtoner Cabinet, und Staatsſecretär Seward erwiederte daher

Prinz von Frankreich.

am 6. December 1865 dem Marquis de Montholon in ſehr kategoriſcher Weiſe, daß die vom Kaiſer angegebene Bedingung ganz unerfüllbar ſei. „Der Hauptgrund," ſchrieb er dann noch weiter, „der Unzufriedenheit, die in den Vereinigten Staaten wegen Mexico's herrſcht, iſt nicht, daß eine fremde Armee in Mexico ſteht; viel weniger entſpringt jene Unzufriedenheit aus dem Umſtand, daß die fremde Armee eine franzöſiſche iſt. Die wahre Urſache unſerer nationalen Unzufriedenheit liegt vielmehr darin, daß die jetzt in Mexico ſtehende franzöſiſche Armee eine vom mexicaniſchen Volk begründete republikaniſche Regierung, mit der die Vereinigten Staaten auf das innigſte ſympathiſiren, angreift, zu dem eingeſtandenen Zweck,

Digitized by Google

diese Regierungsform zu unterdrücken, und auf ihren Trümmern eine fremde Monarchie zu errichten, deren Dasein, so lange sie dauern würde, vom Volke der Vereinigten Staaten nicht anders denn als eine Benachtheiligung und Bedrohung seiner erkornen und ihm theuer gewordenen republikanischen Staatseinrichtungen angesehen werden könnte. Wir würden es für unrecht und unklug halten, wenn die Vereinigten Staaten den Versuch machen wollten, monarchische Regierungen in Europa mit Gewalt zu stürzen, um republikanische Institutionen an ihre Stelle zu setzen. Es scheint uns aber ebenso tadelnswerth, wenn europäische Staaten sich gewaltsam in Staaten auf dem amerikanischen Festland einmischen, um republikanische Institutionen umzustürzen und durch Monarchien oder Kaiserreiche zu ersetzen." Ganz dieselbe Note erhielt wenige Tage später, am 16. December, der amerikanische Gesandte Bigelow in Paris, um sie dem französischen Minister des Auswärtigen zu eröffnen; der Schluß jener Note aber lautete noch stärker und gipfelte sich in den zwei Sätzen: 1) Die Vereinigten Staaten haben den innigen Wunsch aufrichtige Beziehungen zu Frankreich zu pflegen. 2) Diese Politik jedoch würde in drohende Gefahr gerathen, wenn Frankreich es nicht mit seinen Interessen und seiner Ehre vereinbar finden könnte, abzustehen von der ferneren bewaffneten Intervention in Mexico."

Dieser Schluß ließ an Klarheit nichts zu wünschen übrig, denn er sprach es ganz unumwunden aus, daß zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten ein Conflict, zu deutsch ein Krieg, ausbrechen würde, falls Napoleon Mexico nicht räume. Nunmehr wußte aber auch Napoleon, daß er nachgeben müsse, weil er diesen Krieg unmöglich riskiren konnte. Oder wie? Gesetzt den Fall, er hätte ihn riskirt, so mußte er natürlich augenblicklich die größtmögliche Flotte ausrüsten, um auf derselben die größtmögliche Landungsarmee nach Mexico hinüberzusenden. Aber wie viel Zeit — von den exorbitanten Kosten ganz abzusehen — wäre nöthig gewesen, um eine solche Expedition zu bewerkstelligen? Der Leser erinnere sich an den Krimkrieg und wird sich dann die Antwort selbst geben können. Damals nehmlich sammelten sich im Hafen von Varna nicht weniger als 500 der größten Transportschiffe, escortirt von 33 Linienschiffen und ins Schlepptau genommen von 100 Dampffregatten, aber wie lange dauerte es, bis Frankreich, England und die Türkei zusammen diese furchtbare Flotte stellen konnten? Weiter dann, wie die Flotte endlich beisammen war, wie viel Truppen konnte sie nach der Krim hinüberführen? Alles in Allem 80,000 Mann nebst der nöthigen Artillerie und 10,000 Pferden! An Preß dachte Napoleon und zugleich daran, daß er für sich allein nicht so viel leisten könnte, als er damals Anno 1853 mit England und der Türkei verbunden zu leisten vermochte. Endlich dachte er noch daran, über welch' ungeheure Kräfte die Vereinigten Staaten zu gebieten hätten und um wie viel näher ihr Weg nach Mexico sei, als der seinige. Gewiß, lange bevor seine neue Armee Veracruz nur zu Gesicht bekam, standen 100,000 Mann nordamerikanischer Kerntruppen in Mexico und hatten das ganze Land rein gefegt. Seine frühere Expeditionsarmee, die eben jetzt in Mexico stand, war also nothwendig eine verlorene, ehe er mit der zweiten nur ankam, und die zweite — nun durfte er hoffen, daß es dieser, der furcht-

Digitized by Google

baren Uebermacht Nordamerika's gegenüber, besser ergehen würde? Nein, einen Krieg mit der Union konnte er nicht aushalten, ohne Frankreich geradezu zu ruiniren, und überdem wäre ein solcher Krieg auch schon deßwegen ein Wahnsinn gewesen, weil er dadurch den Fall Maximilians sowie den Zusammensturz des mexicanischen Kaiserreichs doch nicht verhindert hätte.

Es mußte für ihn, der sich so eben noch für den Ordner der Welt hielt, ein furchtbar demüthigendes Gefühl sein, den ganzen lockenden Traum von einem mexicanischen Kaiserreich, den Traum von einer Emporhebung der lateinischen Race über die germanische, mit einem Male aufgeben zu müssen. Ihn aufgeben zu müssen auf das Commando einer Republik hin, von der er beim Beginn seines Unternehmens mit Gewißheit geglaubt hatte, daß sie in Stücke gehen werde! Ihn aufgeben zu müssen auf Kosten der Ehrenhaftigkeit, denn unehrenhaft war es sicher, den Kaiser Maximilian, den er selbst unter falschen Vorspiegelungen nach Mexico hinübergelockt, ohne weiteres seinem Schicksale zu überlassen! Aber es mußte geschehen, wenn Napoleon Frankreich nicht in einen Krieg verwickeln wollte, aus dem es nicht anders, als schwer gedemüthigt, hervorgehen konnte, so gedemüthigt, daß sofort die Dynastie Bonaparte eine Unmöglichkeit war.

Der Entschluß des Kaisers Napoleon, Mexico zu räumen, stand also schon zu Ende des Dezember 1865 fest, nur suchte er, seines Rufes halber, den Schein anzunehmen, als ob er, was er thun mußte, freiwillig thue. Darum sprach er in der Thronrede vom 22. Januar 1866 folgende hochtrabende und rein auf die Täuschung der Welt berechnete Worte: „In Mexico befestigt sich die durch den Willen des Volkes gegründete Regierung; die Dissidenten haben, besiegt und zersprengt, keine Führer mehr. Die nationalen Truppen haben ihre Tapferkeit bewiesen und das Land hat Bürgschaften für die Ordnung und Sicherheit gefunden, welche seine Hilfsquellen entwickelt und seinen Handel mit Frankreich allein von 21 auf 77 Millionen gebracht haben. Wie ich voriges Jahr die Hoffnung ausdrückte, geht unsere Expedition ihrem Ende entgegen. Ich verständige mich mit dem Kaiser Maximilian, um den Zeitpunkt für die Abberufung unserer Truppen festzusetzen, damit deren Rückkehr ohne Gefährdung der französischen Interessen, zu deren Vertheidigung wir uns in dieses ferne Land begeben haben, vor sich gehe. Die durch das Verweilen unserer Armee auf mexicanischem Boden in den Vereinigten Staaten hervorgerufene Aufregung wird sich angesichts der Aufrichtigkeit unserer Erklärungen beschwichtigen, und das americanische Volk wird einsehen, daß unsere Expedition seinen Interessen nicht zuwiderlief." Mit diesen Worten leitete er den Rückzug ein und schon zwei Monate später, am 5. April 1866, stand wörtlich im Moniteur zu lesen: „Der Kaiser hat angeordnet, daß die französischen Truppen in drei Abtheilungen Mexico räumen sollen; die erste geht im November 1866, die zweite im März 1867 und die dritte im November desselben Jahres weg."

Damit gaben sich natürlich die Vereinigten Staaten für jetzt zufrieden; allein wenn Napoleon nun meinte, er könne die Sache einschlafen lassen, so täuschte er sich vollkommen. Kaum nehmlich erfuhr man in Washington, der Kaiser von Frankreich habe das Abzugsprogramm seiner Truppen

Digitized by Google

aus Mexico dahin geändert, daß er sie alle zumal, aber erst im Frühling 1867, zurückbeordern wolle, so ging alsbald eine neue Note Sewards nach Frankreich ab, welche wohl — wie der Moniteur selbst andeutete — das Stärkste an Ausdrücken enthielt, was man bisher in der diplomatischen Sprache gewohnt war. Nicht nur nehmlich drückte er darin „sein Erstaunen und Befremden" über die eigenmächtige Programmänderung aus und erklärte dieselbe als „durchaus unzulässig und anstößig", sondern er warf dem französischen Cabinet geradezu „Vertragsbruch" vor und verlangte kategorisch die Räumung Mexico's bis auf den 1. März 1867. Es war also ein Ultimatum, was die nordamerikanische Regierung stellte, und nun natürlich konnte Napoleon nicht mehr länger zögern. Demgemäß meldete der Moniteur schon am 5. Dezember 1866, daß der Befehl an die Kriegshäfen ergangen sei, um die Einschiffung des Expeditionscorps zu verwirklichen, und im Januar 1867 segelte die Transportflotte über den Ocean, um von den 40,000 das zurückzuholen, was die mexicanischen Guerrillas und das gelbe Fieber noch übrig gelassen hatte.

Der Abzug der Franzosen wurde in aller Ordnung bewerkstelligt und am 15. März war er ein vollendeter. Allein wie erging es nun dem Kaiser Maximilian? Schon als die Franzosen noch da waren, fiel es sehr schwer, die verschiedenen Provinzen, welche man mit Waffengewalt unterworfen hatte, in Ordnung zu erhalten, und von der Unterwerfung ganz Mexicos konnte ohnehin nur dann die Rede sein, wenn Frankreich eine weitere Expeditionsarmee von mindestens wieder 40,000 Mann schickte. Jetzt wo die Franzosen fort waren, was blieb ihm? Außer ein paar tausend Freiwilligen aus Oesterreich und Belgien die sogenannte einheimische Armee, gebildet aus geworbenen Mestizen und Indianern und im Ganzen nicht mehr zählend als einige 20,000 Mann. Das war Alles. Doch nein, es war nicht Alles, sondern ich muß noch hinzusetzen, daß diese Truppen stets, ihre Offiziere ebenfalls nicht ausgenommen, sich als höchst unzuverlässig erwiesen hatten. Mit diesen sich gegen die Republikaner zu halten, war eine reine Unmöglichkeit und Maximilian sah also schon lange vor dem Abzug der Franzosen ein, daß seine Sache eine verlorne sei, sobald diese Mexico verließen. Deßwegen sandte er schon im Juli 1865 seine Gemahlin, die Kaiserin Charlotte, eine ebenso energische als ehrgeizige Dame, nach Frankreich, um den Kaiser Napoleon zu bewegen, seine Truppen auch noch fernerhin in Mexico zu lassen. Am 8. August 1865 landete sie unerwartet in Saint-Nazaire und schon den Tag darauf befand sie sich in Paris. Allein sie mochte den Kaiser bestürmen, so lange sie wollte, er blieb unerbittlich, und ohne auch nur das Geringste erreicht zu haben, mußte sie Paris wieder verlassen. Diese tiefe Kränkung vermochte die stolze Enkelin Louis Philipps nicht zu ertragen, und nicht minder heftig stürmte der Gedanke auf sie ein, daß es nunmehr mit der Kaiserherrlichkeit ihres Gemahls aufs schnellste zu Ende gehen werde. So ward denn ihr Geist umnachtet und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Auf wessen Gewissen aber fällt die Schuld hievon? Die Geschichte wird einst sagen: sie war das Opfer der Napoleonischen Culturcomödie vom lateinischen Amerika.

Doch kehren wir zum Kaiser Maximilian zurück. Mit dem Abzug

Digitized by Google

der Franzosen trat die Frage an ihn heran, ob er nicht abdanken und ebenfalls Mexico verlassen solle. Nach längerem Ueberlegen jedoch beschloß er, damit man ihm nicht den Vorwurf der feigen Flucht mache, zu bleiben und darin bestärkten ihn auch die clericalen Herren seiner Umgebung, vor allem sein Beichtvater, der Pater Fischer, mit den Generalen Mejia, Miramon und Marquez. Er blieb also, aber zu seinem Unheil, denn mit Uebermacht drangen nun die Republikaner von allen Seiten vor und setzten sich, von der Bevölkerung mit Jubel empfangen, in den Besitz all' der Plätze, welche die Franzosen so eben verlassen hatten. Ja so schnell und so kräftig operirten die Generale des Präsidenten Juarez, daß schon zu Anfang des April 1867 das Kaiserreich Maximilians sich auf die drei Städte Mexico, Queretaro und Veracruz beschränkt sah. In Veracruz befehligte der General Zaboade, in Mexico der General Marquez, in Queretaro Maximilian selbst nebst den Generalen Mejia und Miramon; gegenseitige Hilfe aber konnten sie sich nicht leisten, weil jede dieser drei Städte von den Republikanern, Queretaro von dem General Escobedo an der Spitze von 25,000 Mann, belagert wurde.

Ich komme nun zum Schluß der Tragödie. „In der Nacht vom 15. Mai, in der man, als man erkannt hatte, daß der Platz nicht mehr haltbar sei, einen kräftigen Ausfall versuchen wollte, um die Linien der Dissidentenführer Corona und Escobedo zu durchbrechen, sei es, um nach der Hauptstadt Mexico oder an die Küste des Golfs zu gelangen, gab Oberst Miguel Lopez, welchem die Bewachung des befestigten, den Platz beherrschenden Klosters Santa-Cruz anvertraut war, gegen 3000 Unzen Goldes dem Feind in aller Stille Einlaß und bezeichnete selbst die Person des Kaisers, der im Schlafe überrascht und gefangen genommen wurde. Vergeblich suchte General Miramon Widerstand zu leisten; er fiel schwer verwundet nieder und die kaiserliche Armee mußte, unversehens von überlegenen Streitkräften umringt, die Waffen strecken." Also berichtete der französische Moniteur und er hätte noch hinzusetzen können, daß der Verräther Lopez ein Vertrauter Maximilians und zugleich Ritter der französischen Ehrenlegion war.

Außer dem Kaiser wurden in der Nacht vom 15. Mai 1867 noch vierzehn Generale, worunter die bekanntesten Miramon, Mejia, Miguel, Castillo und Herrera, zu Gefangenen gemacht, und sie alle zusammen, den Kaiser Maximilian an der Spitze, ließ der Präsident Juarez vor ein Kriegsgericht stellen. Den Vorsitz in diesem führte der General Escobedo und am 14. Juni verurtheilte es den Kaiser Maximilian nebst den beiden Generalen Miguel Miramon und Tomas Mejia zum Tode. Von allen Seiten, von den fremden Gesandten wie von dem Cabinete von Washington war schon vorher, ehe es zu diesem Spruche kam, der Präsident Juarez bestürmt worden, ein Begnadigungsurtheil auszusprechen. „Was würde," erwiederte Juarez dem nordamerikanischen Gesandten, „der Kaiser der Franzosen mit mir anfangen, wenn ich an der Spitze fremdländischer Truppen in sein Land eingefallen wäre und nach langem Kampf einer seiner Generale mich auf französischem Gebiet zum Gefangenen gemacht hätte? Glaubt Herr Seward, daß Marschall Bazaine oder Miramon, Marquez, oder irgend ein anderer Kaiserlicher General mein Leben geschont

Digitized by Google

haben würde, wenn ich ihnen in die Hände gefallen wäre?" Die Begnadigung wurde also abgeschlagen und Maximilian am 19. Juni 1867 Morgens um 7 Uhr mit den Generalen Mejia und Miramon erschossen. Daraufhin ergaben sich die Städte Mexico und Veracruz, und kein einziger Feind stand mehr im Lande.

So endete das vom Kaiser Napoleon in Scene gesetzte mexicanische Spektakelstück. Es endete mit einem Mord und wer war der Mörder? Die öffentliche Meinung bezeichnete nur Einen, den Kaiser Napoleon III. und tief und schwer lastet noch heute dieser schmachvolle Vorwurf auf dem Beherrscher der Franzosen. Ueberdem, wie viele Hunderte von Millionen hatte nicht die tolle Expedition verschlungen und wie viele Tausende von braven Franzosen lagen nicht in fremder Erde begraben? Gewiß also, der Stern Napoleons war im Sinken und Schlag auf Schlag kamen nun die Demüthigungen.

Zu gleicher Zeit, wo Napoleon von den Vereinigten Staaten so hart gedrängt wurde, seine Truppen aus Mexico zurückzuziehen, spielte der deutsche Krieg und wir erlebten dabei das merkwürdige Schauspiel, daß Frankreich ruhig zusah, ohne sich irgendwie während desselben einzumischen. Man sagte und glaubte damals (wenigstens in Süddeutschland) vielfach, es habe dieß seinen Grund darin, daß Graf Bismarck dem Kaiser Napoleon insgeheim gewisse Rheinprovinzen „als Compensation" versprochen habe, gerade wie König Victor Emanuel seiner Zeit demselben Herrscher insgeheim Savoyen und Nizza zu überliefern sich anheischig machte, wenn er die Annectirung von Mittel- und Unteritalien gestatte. Allein in all' dem täuschte man sich vollkommen und jetzt müssen selbst die erbittersten Feinde des Grafen Bismarck zugeben, daß sein durch und durch deutscher Charakter gar nicht fähig wäre, einen solch' schnöden Handel mit dem Reichsfeinde zu treiben.

Warum aber sah Napoleon III. dem deutschen Kriege ruhig zu? Es hat sich dieß gleich nach dem Kriege klar genug herausgestellt. Kaiser Napoleon nehmlich hatte die Kräfte der beiden großen Gegner, des Kaiserstaates Oesterreich und des mit Italien vereinigten Preußens, genau gegen einander abgewogen und glaubte gefunden zu haben, daß Jeder dem Andern numerisch gewachsen sei. Ebendeßwegen erschien es ihm als eine reine Unmöglichkeit, daß Dieser oder Jener eine totale Niederlage erleiden könne, sondern er war vielmehr fest überzeugt, daß beide Theile abwechslungsweise Schlappen erleiden würden. „Haben sie dann lange genug mit einander gekämpft," sagte er sich zuletzt, „und sind sie dadurch beide auf lange Jahre geschwächt worden, so ist Keiner von ihnen mir mehr ebenbürtig; vielmehr bin ich dann der Dictator und Alleinherr von Europa. Sollte aber der unwahrscheinliche Fall eintreten, daß der Eine dem Andern doch — natürlich übrigens erst nach gegenseitiger Schwächung — unterliegen würde, so könnte der Unterliegende nicht umhin, meine Hilfe in Anspruch zu nehmen, und natürlich wäre ich dann bereit sie zu gewähren, aber nur gegen entsprechende Compensation am Rhein."

So dachte Napoleon III. und daß er so dachte, ersehen wir aus einer Rede, welche der Staatsminister Rouher gleich nach geschlossenem Frieden im gesetzgebenden Körper zu Paris von Stapel laufen ließ. „Der

Digitized by Google

Krieg brach aus," sagte dieser Staatsmann, der Vertraute der Napoleonischen Politik, „das Loos der Schlachten entschied. Ich zögere nicht es zu sagen, der 3. Juli (Schlacht von Sadowa) war ein schwerer Tag für die Männer, welche die Geschicke dieses Landes leiten. Sowohl die Armee als die öffentliche Meinung hatte geglaubt, Preußen werde seinen kühnen Versuch theuer bezahlen müssen. Man hielt es für gewiß, daß es eine Schlappe davon trage und statt dessen, diese Erfolge! Ich gestehe es offen, wir waren betäubt und es blieb uns nichts übrig, als die Vermittlerrolle zu übernehmen."

Der französische Staatsminister gesteht also unumwunden zu, daß die französische Politik bei Sadowa eine Niederlage erlitt; daß sie dort gerade so gut scheiterte, als in Mexico. Und sicherlich, hätte der Kaiser Napoleon voraussehen können, welche Erfolge Preußen in diesem Kriege erringen sollte, nie und nimmer würde er das Bündniß zwischen Preußen und Italien zugegeben haben. Nein, lieber hätte er selbst das Schwert gezogen, um Italien hieran zu verhindern, um Preußen zum Frieden zu zwingen! Doch jetzt, was blieb ihm jetzt übrig? Nun er suchte zu retten, was zu retten sei, und zwar auf gedoppeltem Wege. Einmal dadurch, daß er, wie Rouher oben sagte, die Vermittlerrolle übernahm, und dann dadurch, daß er für Frankreich eine Compensation forderte.

Die Vermittlerrolle! Ja wohl dem Kaiser von Oesterreich war sie willkommen und noch willkommener war sie den kleinen süddeutschen Staaten, welche es mit Oestreich gehalten hatten. Allein gab Preußen viel auf den Zuspruch Frankreichs? Derselbe Staatsminister Rouher, von dem so eben die Rede gewesen, suchte die Sache großprahlerisch so darzustellen, als ob Frankreich den Frieden dictirt, als ob es dem Sieger zugerufen hätte: bis hieher und nicht weiter! „Wir," sagte er nehmlich wörtlich im gesetzgebenden Körper; „wir thaten dem Sieger Einhalt, als er den Bayern 900,000 Einwohner nehmen wollte, und erlangten mildere Bedingungen für Sachsen, Württemberg und Baden." Doch ist hieran ein wahres Wort? Nein auch nicht ein einziges und die beste Widerlegung der französischen Großprahlerei gab der Graf von Bismarck damit, daß er sofort die mit den Südstaaten Bayern, Württemberg und Baden abgeschlossenen, bisher geheim gehaltenen Schutz- und Trutzbündnißverträge, von denen weiter oben die Rede gewesen, veröffentlichte. Damit war die französische Anmaßung auf Null reducirt, denn es mußte nun Jedermann klar sein, daß Preußen den genannten Südstaaten nur deßwegen nicht mehr genommen, sie nur deßwegen milder behandelt habe, weil sie durch ein Schutz- und Trutzbündniß in eine nationale Einigung mit dem Norden Deutschlands traten oder wenigstens zu treten anfingen.

Die Compensation! Frankreich hatte mit den beiden großen und den verschiedenen kleinen Kriegen, die es seit der Wiedererrichtung der Napoleonischen Herrschaft geführt, nichts gewonnen als die beiden geringfügigen Provinzen Savoyen und Nizza; Preußen aber erhielt durch einen einzigen kurzen Feldzug Hannover, Nassau, Hessen und Schleswig-Holstein, welche zusammen wenigstens zehnmal so viel Werth hatten, als Nizza und Savoyen. Ja mit dieser colossalen Machtvergrößerung war es noch nicht einmal zufrieden, sondern es gründete zugleich den Nordbund, dessen Streit-

Digitized by Google

kräfte ihm fortan ganz zu Gebote standen. Mußte dadurch nicht der Neid des Kaisers Napoleon im höchsten Grade geweckt werden? Doch — es wäre gemein gewesen zu gestehen: „ich bin neidig," und so erfand der Kaiser ein neues Schlagwort; das Schlagwort nehmlich, „daß die Würde und die Interessen Frankreichs nicht verletzt werden dürften." Natürlich aber hielt er diese für verletzt, sobald Preußen über Gebühr anwuchs, während Frankreich nichts erhielt, und somit mußte der französische Minister des Auswärtigen, Drouyn de Lhuys, dem französischen Gesandten Benedetti in Berlin den Auftrag geben, bei Bismarck unter der Hand wegen einer Compensation anzuklopfen. Napoleon verlangte übrigens nicht viel und nicht einmal preußisches Gebiet, sondern er wäre zufrieden gewesen mit der Rheinpfalz, wozu als Dreingabe noch etwa Rheinhessen hätte gefügt werden mögen. Allein was erwiederte der Graf Bismarck? „Auch nicht eine Hufe deutschen Landes werde er je an Frankreich abtreten, wenn er sich nicht in Folge eines Kriegs dazu genöthigt sehe," und mit dieser Antwort versehen reiste Benedetti in Person nach Paris, weil er sie dem Papier nicht anvertrauen wollte. Man kann sich denken, welche Wuth den französischen Kaiser erfaßt haben muß, als er sich so derb abgewiesen sah; allein was wollte er machen? Ein Recht, eine Compensation zu fordern, hatte er offenbar nicht, und somit würden ihn, wenn er dennoch darauf bestanden wäre, die andern Großmächte für einen gewaltthätigen Friedensstörer angesehen und auch als solchen behandelt haben. Ueberdem war er denn damals in der Lage, einen Krieg anzufangen? Damals, wo seine Rüstungen noch im Argen lagen, während Preußen das erste und größte Heer der civilisirten Welt besaß? Er sah also ein, daß er für jetzt auf die geforderte Compensation verzichten müsse, und nahm sofort seinen Rückzug, natürlich aber, ohne sich etwas zu vergeben, denn er wälzte sofort alle Schuld auf den Minister Drouyn de Lhuys und entließ ihn: „weil er auf eigene Faust gehandelt habe." Mein Gott: auf eigene Faust! Als ob der Kaiser von Frankreich seine Minister so walten ließe, daß sie auch nur in etwas Kleinem selbstständig handeln könnten! So traf also das demüthigende Gefühl, abgewiesen worden zu sein, keinen Andern, als den Kaiser selbst, und bald sollte eine noch größere Demüthigung dazu kommen.

„Er verzichtete für jetzt auf die geforderte Compensation" habe ich so eben gesagt, und ich bitte den Leser das „für jetzt" zu premiren. Den Compensationsgedanken selbst nehmlich gab der Kaiser auch nicht einen Augenblick lang auf, sondern er verschob ihn blos auf eine gelegenere Zeit und schon wenige Wochen später glaubte er, diese Zeit sei gekommen.

Durch die Auflösung des „Deutschen Bundes" war jedes Mitglied dieses Bundes, auch das kleinste, ein unabhängiges „Reich" geworden und in gar manches deutsche Kleinstäätchen fuhr nun das Schwindelgelüste, wenigstens auf einige Zeit lang eine Art von unabhängiger Großmacht zu spielen. Von einem ähnlichen Gedanken erfaßt brachte es der holländische Staatsminister für Luxemburg Tarnaco schon unter dem 23. Juni 1866 zur Sprache, ob nicht die preußische Besatzung die Festung Luxemburg zu räumen habe, weil nun das Großherzogthum Luxemburg ein unabhängiger Staat geworden sei; allein der preußische Gesandte im Haag

Digitized by Google

erwiederte ihm am 1. Juli, daß das preußische Besatzungsrecht auf Verträgen beruhe, die einen europäischen Charakter trügen, unabhängig vom Bestehen des deutschen Bundes, und auf dieses hin blieb die Sache vor der Hand ruhen. Wohlgemerkt übrigens: nur vor der Hand, denn einmal protestirte Tarnaco gegen eine solche Auffassung der Sache und zum andern begannen nunmehr die Politiker, sich ernsthaft mit der Frage zu beschäftigen. „Es ist Thatsache," sagten die Einen, „daß das Großherzogthum Luxemburg in der Wiener Congreßacte (Beilage 10 vom 31. Mai 1815) dem König der Niederlande als selbstständiges Großherzogthum zugesprochen wurde und daß die Festung Luxemburg nur als Bundesfestung preußische Besatzung einzunehmen hatte; Bundesfestung aber ist Luxemburg nicht mehr, sobald der Bund nicht mehr existirt, sondern die Festung fällt sofort an das selbstständige Großherzogthum zurück, respective an dessen Inhaber, den König von Holland, und folglich muß auch die preußische Besatzung ein Ende nehmen." Solchem widersprachen die Andern. „Zugegeben nehmlich," sagten sie, „daß das Großherzogthum Luxemburg durch das Aufhören des Bundes ganz unabhängig geworden ist, so behält doch Preußen das Besatzungsrecht in der Festung, denn dieses Recht hat ihm nicht bloß der deutsche Bundesvertrag vom Jahr 1815, sondern schon der Pariser Frieden vom Jahr 1814 und dann weiter noch der Vertrag mit Holland vom Jahr 1817 zugesprochen." Man sieht, über den Rechtspunkt ließ sich streiten, allein die Sache blieb dennoch längere Zeit ruhen, obwohl das holländische Cabinet stets den Satz geltend machte: „Das Großherzogthum Luxemburg, das den König von Holland seinen Regenten nenne, sei durch die Auflösung des deutschen Bundes ganz unabhängig und ebendamit auch das Besetzungsrecht Preußens hinfällig geworden."

Da, im Februar 1867, entstanden plötzlich ganz sonderbare Gerüchte. Man sagte sich in's Ohr, der König von Holland brauche Geld, viel Geld, und wolle deßhalb das Großherzogthum Luxemburg an Frankreich verkaufen. Auch behauptete man steif und fest, eine gewisse Madame Musard reise beständig zwischen dem Haag und Paris hin und her, und diese Dame, eine Vertraute des holländischen Königshofes, sei accreditirt, den Handel — dieser drehte sich, wie man nachher erfuhr, nicht sowohl um das Großherzogthum selbst, als um die Luxemburgischen Domänen, welche dem König von Holland gehörten — in's Reine zu bringen. Das gab nun viel zu reden, allein an die Wahrheit der Gerüchte zu glauben hätte sicherlich Niemand gewagt, wenn nicht fast zu gleicher Zeit von gewissen französischen und holländischen Zeitungen einstimmig die Befürchtung, Preußen gehe damit um, das Großherzogthum Luxemburg zu annectiren, ausgestreut und damit die andere Behauptung verbunden worden wäre, der neue französische Minister des Auswärtigen, Moustier, habe dem Haager Cabinet gerathen, das genannte Großherzogthum, um die Gefahr der preußischen Annexion zu beseitigen, käuflich an Frankreich abzutreten. Sollten auch diese Zeitungsnachrichten, trotzdem sie so fest und bestimmt auftraten, rein auf Erfindung beruhen? Man zweifelte stark daran, denn die Zeitungen gehörten unter die officiösen und brachten noch extra den Zusatz: „Preußen werde seine Einwilligung zu dem Verkaufe nicht versagen können, weil es Frankreich eine sowohl moralische als materielle

Digitized by Google

Genugthuung schuldig sei." Das war doch eine ächt Napoleonische Ansicht der Dinge, und folglich mußte auch an den Gerüchten etwas Wahres sein.

Selbstverständlich fing nun die politische Welt an, sehr unruhig zu werden, so unruhig, daß die französische Regierung sich dadurch veranlaßt sah, am 14. März 1867 Alles für unwahr und erfunden zu erklären. Allein siehe da, am 21. März, also nur eine Woche später, stellte es sich heraus, daß der Handel wirklich in's Reine gekommen — am 14. war er es noch nicht — und die Summe von 100 Millionen Francs als Kaufpreis stipulirt worden sei. Dieses Factum läugnete nun selbst der französische Minister Moustier nicht mehr, sondern er sprach sich vielmehr offen dahin aus, Preußen werde dasselbe hinnehmen, wie Frankreich die Schlacht von Sadowa als ein „Fait accompli" hingenommen habe. Auch noch viele andere Leute waren dieser Ansicht, besonders wenn sie in Betracht zogen, wie unbedeutend und zugleich wie wenig deutsch Luxemburg eigentlich sei.

Sehen wir uns in Kurzem nach der Geschichte Luxemburgs um, so finden wir, daß dasselbe — sein Name entstand aus Lützelburg, d. h. kleine Burg — früher eine Grafschaft war, welche Anno 1354 zum Herzogthum erhoben wurde. Als Grafschaft wie als Herzogthum gehörte Luxemburg verschiedene Jahrhunderte lang zum deutschen Reiche und ward von eigenen Fürsten regiert, von denen Einer, Heinrich VII., es sogar bis zum deutschen Kaiser brachte. Die letzte Lützelburgerin, Elisabeth, trat anno 1443 alle ihre Rechte an Philipp den Gütigen, Herzog von Burgund, ab und von nun an bildete Luxemburg einen Theil von Niederburgund oder von den Niederlanden. Darum als nachher Maria, die Erbin von Burgund, sich Anno 1477 mit dem Erzherzog Maximilian vermählte, kam Luxemburg mit den gesammten Niederlanden an das Haus Habsburg und wurde dann von Karl V. Anno 1555 seinem Sohne Philipp II. von Spanien überlassen. Somit bildete nun die ehemalige deutsche Provinz einen Theil der spanischen Monarchie (der spanischen Niederlande) und Anno 1659 im Pyrenäischen Frieden trat Spanien den südlichen Theil an Frankreich ab, dessen Regent Ludwig XIV. ihn als „Louxembourg français" mit Frankreich vereinigte. Das übrige Land — 127 Quadratmeilen mit 300,000 Einwohnern — blieb bei Spanien bis zum Jahr 1713, wo es wieder von Habsburg-Oesterreich, acquirirt wurde. Zweiundachtzig Jahre später eroberten die Franzosen die ganzen Habsburgischen Niederlande, also auch Luxemburg, und im Frieden von Campo-Formio, Anno 1797, mußten diese Lande definitiv an Frankreich abgetreten werden. Nun blieb Luxemburg französisch bis Anno 1815, wo es durch den Wiener Congreß als ein besonderer deutscher Bundesstaat unter dem Namen eines Großherzogthums dem deutschen Bunde einverleibt und dem Könige der Niederlande als Entschädigung für den Verlust seiner nassauischen Erblande zugetheilt wurde. Doch sollte die Stadt und Festung Luxemburg eine deutsche Bundesfestung und das ganze Großherzogthum dem nassauischen Hausfideicommisse einverleibt sein. Im Jahre 1830 vereinigte sich das Land — die Festung allein ausgenommen — in der Revolution der Belgier mit Belgien; aber durch die Londoner Conferenz wurde es zwischen Belgien und Holland getheilt und so entstanden mit Einwilligung des

Digitized by Google

deutschen Bundes die beiden abgetrennten Theile: Luxembourg belgique mit der Hauptstadt Arlon und das deutsche Großherzogthum Luxemburg.

Das Luxemburg also, um das es sich im Jahr 1867 handelte, war nur noch ein Bruchtheil des früheren, denn es zählte kaum etwas mehr als 200,000 Einwohner auf 46 Quadratmeilen, während das belgische 80 Quadratmeilen mit 400,000 Seelen umfaßte. Ueberdem kann man sich wohl denken, wie es um sein Deutschthum stand, da es von 1443 bis 1795 einen Theil von Burgund gebildet hatte; da es dann ferner von 1795 bis 1815 mit allen möglichen Mitteln französisirt worden war und da es endlich von 1815 bis 1867 einem Staate — Holland — angehörte, dessen Interessen keineswegs mit Deutschland Hand in Hand gingen. Somit darf man wohl sagen, daß der Besitz Luxemburgs für Deutschland eigentlich keinen bedeutenden Werth hatte, und dem Leser wird nun klar sein, warum der Kaiser Napoleon glauben konnte, es werde ihm bei der käuflichen Erwerbung des kleinen Ländchens von keiner Seite her etwas Erhebliches in den Weg gelegt werden.

So standen die Dinge, als man in Berlin mit Bestimmtheit erfuhr, der Kaiser Napoleon habe das Großherzogthum Luxemburg von Holland um 100 Millionen Franken erkauft, und es traten sofort zwei Fragen an den Grafen Bismarck heran; in erster Linie die des nationalen Ehrenpunkts, ob der König von Holland das Recht habe, ein Stück deutschen Gebietes an das Ausland, respective an Frankreich zu verkaufen, und in zweiter Linie die militärisch-technische Frage, ob der Verlust der Festung Luxemburg Deutschlands Vertheidigungskraft schwäche.

Die erste Frage, die des nationalen Ehrenpunktes, war natürlich die Hauptsache und wie hoch sie anzuschlagen sei, konnte man schon daraus ersehen, daß man sich urplötzlich in allen denkenden Kreisen Deutschlands mit ihr beschäftigte. „Wie," rief man sich zu, „soll sich die Schmach früherer Zeiten widerholen? Jener Zeiten, wo die Habsburger Lothringen und das Elsaß an Frankreich abtraten? Soll sich diese Schmach jetzt widerholen, wo noch vor ganz Kurzem, bei den ersten Compensationsansprüchen Frankreichs, in Berlin die stolzen Worte gesprochen wurden, daß man auch jeden Zoll deutscher Erde gegen welsche Ansprüche mit Gut und Blut zu vertheidigen geschworen habe? Wohl sei es nur ein kleines Stück Land, um das es sich handle; aber wenn es noch zehnmal kleiner wäre, die deutsche Ehre gebiete es festzuhalten. Ueberdem, wenn man in diesem anscheinend geringfügigen Punkt nachgebe, liege es nicht auf platter Hand, daß dann der französische Kaiser immer heißhungriger werden und ihn bald die Lust anwandlen müsse, auch noch ganz andere Compensationen zu verspeisen?" So rief man sich in Deutschland zu und in Folge dessen stiegen die Wogen der Aufregung mit jedem Tage höher.

Aller Augen waren jetzt nach Berlin gerichtet, aber kein Wort kam aus dem Munde der preußischen Regierung. Kalt und stolz wartete sie es ab, daß man das Anmuthen an sie stellen werde, die Festung Luxemburg zu räumen, und das Einzige, was sie that, war, daß sie die Besatzung Luxemburgs ganz im Stillen verstärkte. Ganz anders wirkte die deutsche Aufregung auf den König von Holland und mit einem Male fieng es ihm an, unheimlich zu werden. Er hatte geglaubt, der ganze Handel

Digitized by Google

könne abgemacht werden, ohne irgend Aufsehen zu erregen; aber jetzt sah es aus, als ob ein Krieg daraus entstehen würde. Ein Krieg, den er durch seine Abmachungen mit Napoleon heraufbeschworen und den er selbstverständlich mitzukämpfen gezwungen war. Wie nun, wenn dieser Krieg, was nur zu leicht möglich, nicht zu Gunsten Frankreichs und Hollands endigte? Wer mußte dann die Zeche bezahlen? Ha, dann konnte die früher ausgestreute Lüge, daß Preußen seine Hände nach Mastricht, Venloo und dem Zuyderzee ausstrecke, zur Wahrheit werden und vielleicht stand sogar seine Dynastie auf dem Spiel! Sofort ergriff ihn ein schweres Bangen und in aller Hast erklärte er bereits unterm 4. April dem französischen Gesandten in Haag: „er trete von dem ganzen Handel zurück." Diese Erklärung aber notificirte er zugleich dem preußischen Gesandten in Haag und so ward Preußen endlich officiell von der Sachlage in Kenntniß gesetzt.

Es entsteht nun eine doppelte Frage: einmal was that Frankreich, nachdem das Haager Cabinet erklärt hatte, es trete von dem Handel zurück, und zum andern, was that Preußen gegenüber von Frankreich? Was Frankreich anbelangt, so sollte man meinen, es werde ihm nichts übrig geblieben sein, als sich dem Ausspruche des Haager Cabinets einfach zu fügen und seine Compensationsgelüste einmal für allemal aufzugeben. Allein gerade umgekehrt bestand es jetzt erst recht auf der Durchführung des gemachten Handels. Man werfe nur einen Blick in die Zeitungs-Nummern vom April 1867, gleichviel ob diese Zeitungen auf Unabhängigkeit Anspruch machten oder von Oben herab influenzirt waren. Was athmeten diese französischen Zeitungen in fast nie früher erlebter Einstimmigkeit? Krieg und nichts als Krieg gegen Preußen, wenn es sich weigere, dem Ankaufe Luxemburgs hindernd in den Weg zu treten! Ja „Krieg bis ans Messer" war die Losung allüberall, in Paris wie auf dem Lande, und wenn je ein Vernünftiger es wagte, anderer Meinung zu sein, so fiel man über ihn her, wie über einen Landesverräther. „Aber," wird man mir einwenden, „was ist auf Zeitungsgeschwätz zu geben? Nur allein die Aeußerungen der Regierungen sind maßgebend, so wie noch mehr ihre Handlungen und Befehle." Nun wohl, was that aber der Kaiser Napoleon? Er rüstete! Das französische Kriegswesen befand sich nemlich damals keineswegs in dem Zustand, um einen Krieg mit Preußen aushalten zu können. Der Krieg in Mexico hatte die Arsenale und Magazine geleert, weit mehr als man früher zuzugestehen wagte, und um diese schrecklichen Lücken auszufüllen, wurde nun Tag und Nacht mit fast fieberhafter Eile gearbeitet. Es fehlte an Pferden, um den Bedarf der Armee und der Kolonnen zu decken, und allüberallhin eilten nun die Händler, die Taschen reich mit Napoleonsd'or gefüllt, so daß für diesen Zweck in den zwei ersten Wochen des April weit über 8 Millionen verausgabt wurden. Man hatte längst — seit der Schlacht von Sadowa — angefangen, den „besten" Hinterlader, das Chassepotgewehr, anzufertigen, aber noch keine 100,000 Stücke waren fertig und somit ergiengen Befehle über Befehle, das Versäumte im Sturme nachzuholen. Die Armee selbst zählte vor dem April kaum mehr als 400,000 Mann, allein wie konnte man, wenn man den Bedarf der Festungen, den Bedarf von Algier, so wie den der großen Garnisonen in

Digitized by Google

Paris, Lyon und wie die bedeutenderen Städte ſonſt hießen, abrechnet, ſo blieben keine 100,000 Mann zum Krieg übrig — wie konnte man mit ſo wenig Leuten ſich unterſtehen, die Preußen zu attaquiren? Man hob alſo über Hals und Kopf neue Truppen aus und exercirte mit ihnen vom Morgen bis in die Nacht hinein. Man beſchleunigte die Rückkehr der Truppen aus Mexico und reducirte den Feldſtand von Algier. Kurz man leiſtete das Unglaubliche, um eine ſchlagfertige Armee aus der Erde zu ſtampfen, und welchen anderen Zweck konnte man vernünftiger Weiſe dabei haben, als nur allein den Krieg? Gewiß, darüber war kein Zweifel, nicht blos die franzöſiſchen Zeitungen predigten den Krieg, nicht blos eine

Forey.

große Parthie von Heißblütigen verlangte ihn, ſondern der Kaiſer ſelbſt konnte es unmöglich auf etwas Anderes abgeſehen haben, denn er rüſtete in wirklich koloſſaler Weiſe.

Was that nun aber Preußen? Nicht Wenige meinten, ſeine Antwort auf die franzöſiſchen Rüſtungen werde darin beſtehen, daß es ſofort einen Mobilmachungsbefehl erlaſſe; allein Tage und ſelbſt Wochen verſtrichen, ohne daß ein ſolcher Befehl erſchien. Auch wußte die preußiſche Regierung gar wohl, warum ſie ſo handelte. Sie wollte nehmlich einen ſo furchtbaren Kampf, als der mit Frankreich nothwendig werden mußte, womöglich, wenn es ſich irgend mit der Ehre vertrug, vermeiden, um ihre Lande

Digitized by Google

nicht von neuem zu belaſten, nachdem ſie erſt im vorigen Jahre ſo Schweres getragen; machte ſie aber mobil, ſo war die Kriegsfrage entſchieden, denn zurücktreten konnte ſie dann nicht mehr, ſchon wegen der bedeutenden Koſten. Natürlich übrigens hätte ſie dieß Zuwarten unmöglich wagen können, wenn nicht ihre Heeresorganiſation eine ſo überaus vortreffliche geweſen wäre. So aber wußte ſie, daß ihre Armee 14 Tage nach dem Aufgebot ſchlagfertig daſtehe, während der Kaiſer Napoleon noch um mehrere Monate zurück war. Preußen blieb alſo mitten in dem tollen Kriegslärm, der über den Rhein herüberſchallte, ganz kalt und ruhig; um ſo weniger dagegen, weil es ihm um den Frieden zu thun war, legte es die diplomatiſchen Hände in den Schooß. Vielmehr wandte ſich Graf Bismarck gleich auf die Eröffnungen hin, welche er vom Haag empfieng, nach Wien, Petersburg und London, um den Standpunkt der dortigen Cabinete wegen der Verträge von 1839 kennen zu lernen, denn Oeſterreich, Rußland und England hatten ja jene Verträge garantirt, welche durch die von Napoleon verlangte Territorialveränderung zerriſſen worden wären.

So begann denn nun die diplomatiſche Campagne und der öſterreichiſche Reichskanzler v. Beuſt ergriff mit voller Freude die Gelegenheit, ſich zum Vermittler anzubieten. Auch war er gleich mit einem Vermittlungsvorſchlage bei der Hand und zwar ſogar mit einem gedoppelten. Er proponirte nehmlich folgendes: „Entweder verbleibt das Großherzogthum Luxemburg dem König von Holland und dann wird die Feſtung Luxemburg, nachdem ſie von Preußen geräumt worden iſt, dem Erdboden gleich gemacht. Oder Luxemburg wird mit Belgien vereinigt und Belgien tritt dann an Frankreich jenen ſchmalen Gebietsſtreifen ab, worauf die kleinen Feſtungen Philippeville und Marienburg liegen, welche Frankreich Anno 1814 gelaſſen und erſt Anno 1815 im zweiten Pariſer Frieden genommen worden ſind; dafür aber hat Frankreich den König von Holland ſo wie die Eigenthümer und Erbauer der Feſtung von Luxemburg zu entſchädigen.“

Daß Preußen die Vermittlerrolle Oeſterreichs annehmen würde, konnte man ſich denken, denn es war ihm ernſtlich um Frieden zu thun, obwohl natürlich nur um einen ehrenhaften; daß aber auch Frankreich alsbald und faſt mit Haſt darauf eingieng, fiel doch etwas auf, da es bekanntlich den ganzen Streit recht willkürlich ins Daſein gerufen oder was man ſagt vom Zaune gebrochen hatte. Ja nicht Wenige hatten geglaubt, es müſſe die Vermittlungsvorſchläge Beuſts ſchon deßwegen verwerfen, weil in deren vorläufigen Annahme bereits das Verſprechen lag, auf die Erwerbung Luxemburgs zu verzichten! Allein der kluge Reichskanzler führte dem Pariſer Cabinette zweierlei Thatſachen zu Gemüthe, einmal daß Frankreich, trotzdem es rieſenhaft rüſtete, durch ſeine Rüſtungen vor Monaten noch nicht vollendet habe, zum andern daß Preußen, welches für ſich allein ſchon der franzöſiſchen Macht gewachſen war, nunmehr über die Streitkräfte von ganz Deutſchland — man erinnere ſich an die Schutz- und Trutzbündniſſe mit den ſüddeutſchen Staaten — gebiete, und dieſe Vorſtellungen wirkten ſo ſtark auf den Kaiſer Napoleon, daß er von da an nur noch daran dachte, ſich einen anſtändigen Rückzug zu ſichern. Kurz alſo, auch Frankreich nahm die Vermittlung Oeſterreichs an und gab zugleich die Erklärung, daß es

Digitized by Google

von der Erwerbung Luxemburgs zurücktrete, sobald Preußen sich dazu verstehe, die Festung Luxemburg zu räumen.

So weit war man in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit, aber einen wirklichen Ausgleich hatte man damit noch lange nicht erreicht und namentlich mußte man billig daran zweifeln, ob Preußen sich entschließen könne, Luxemburg zu räumen, ohne daß man ihm etwas Anderes dafür biete. Hievon ausgehend machte Fürst Gortschakoff, der russische Premier, den Vorschlag, daß das Großherzogthum Luxemburg gerade wie Belgien für neutral erklärt und diese Neutralität unter die Collectivgarantie der europäischen Großmächte gestellt werden solle; dieses Alles aber zu berathen und zu ordnen, beantragte er eine europäische Conferenz, zu welcher alle Staaten, welche den Vertrag von 1839 unterschrieben, ihre Vertreter senden würden.

Darin lag eine weit greifbarere Handhabe, als in dem bisher Gebotenen, und nunmehr überlegte sich das Berliner Cabinet die Sache noch einmal genau. Dem nationalen Ehrenpunkt war Genüge geleistet, denn Frankreich hatte erklärt, von dem Erwerb deutschen Gebiets zurückzutreten. Nun kam noch die militärisch-technische Frage, ob der Verlust Luxemburgs die Vertheidigungskraft Deutschlands schwäche, und von der Beantwortung dieser Frage hing die Beschickung der europäischen Conferenz von Seiten Preußens ab. Warum wurde überhaupt Luxemburg zur Bundesfestung gemacht und als solche von Deutschland großartig verstärkt? Antwort, um den Franzosen den Eintritt ins deutsche Land in den Saar- und Moselgegenden für die Zukunft zu wehren. Wie nun aber, wenn das ganze Luxemburgische für neutral erklärt und diese Neutralität von den Großmächten, gleich wie die belgische, garantirt wurde? Nun dann mußten die Franzosen bei einem etwaigen Kriege mit Deutschland das Luxemburgische Gebiet respectiren und durften keine Armee durch dasselbe marschiren lassen. So bald aber dieß geschah, war die Festung Luxemburg, als solche, unnütz geworden, denn sie mußte von nun an unbehelligt zur Seite liegen bleiben. Ueberdem, um noch einen allgemeineren Gesichtspunkt ins Auge zu fassen, haben nicht die Festungen überhaupt durch die neuere Kriegführung ihre frühere große strategische Bedeutung fast ganz verloren? Man bedenke nur, vor der Zeit Friedrichs des Großen gab es in jedem Krieg weit mehr Belagerungen als Schlachten und nicht selten verwandte man ganze Monate oder gar Jahre an solche Belagerungen. Während der Regierung des großen Friedrich dagegen kamen, weil derselbe die Kriegführung zu einem großen Theil umwandelte, auf 100 Schlachten nur noch 67 Belagerungen und noch mehr verminderten sich die letzteren während der zwanzigjährigen französischen Kriege, denn Napoleon I. schlug 100 Schlachten, ohne an mehr als 16 Belagerungen zu denken. Ja in den Kriegen von 1859 und 1866 fielen die Belagerungen ganz weg, gerade wie wenn gar keine Festungen da gewesen wären, und so werden es große Feldherrn auch für alle Zukunft halten. Warum sollte also das preußische Cabinet ein so großes Gewicht auf die Festung Luxemburg legen und sein Besatzungsrecht dorten selbst auf die Gefahr eines großen Kriegs hin festhalten?

So kam es denn, daß das preußische Cabinet ebenfalls, wie der Kaiser Napoleon, darein willigte, die europäische Conferenz zu beschicken,

Digitized by Google

und in Folge dessen trat dieselbe schon am 7. Mai in London zusammen. Ha und wie schnell arbeiteten nun die Herrn Diplomaten! Man sollte es kaum für möglich halten, aber es wurde deßwegen doch wahr: in vier Tagen hatten die Herren das ganze Geschäft beendigt und am 11. Mai unterschrieben sie das Schlußprotokoll. Freilich, Graf Bismarcks Erklärung, daß Preußen hinter den fortgesetzten Rüstungen Frankreichs nicht länger zurückbleiben könne, trieb sie zu doppelter Schnelligkeit an, denn sie wußten wohl, daß dieß keine Drohung, sondern der bitterste Ernst war. Was wurde nun aber über Luxemburg abgemacht? Natürlich Wort für Wort das, worüber man sich schon zum Voraus geeinigt hatte. Nehmlich das genannte Großherzogthum sollte fortan ein neutraler Staat unter der Regierung des Königs von Holland sein und die Großmächte verbürgten sich dafür, diese Neutralität unter allen Umständen aufrecht zu erhalten. Preußen dagegen verpflichtete sich, die Festung nach Wegschaffung seiner Vorräthe und Kriegsmaterialien in kürzester Frist zu räumen, und so wie dieß zu Ende sollte der König-Großherzog die Festungswerke demoliren. So lautete das Schlußprotokoll und so wurde die Sache auch nachher durchgeführt. Nur jedoch, wie ich nicht unterlassen kann zu bemerken, mit dem Zusatze, daß Luxemburg auch nach seiner Neutralisirung fortfuhr, ein Mitglied des deutschen Zollvereins zu bleiben und somit durch jenen Neutralisirungsakt keineswegs aus Deutschland hinausgedrängt wurde.

Also verlief der Luxemburger Handel und nun war der Friede wieder gesichert. Diesen zu erhalten verzichtete Preußen auf eine militärische Position, welche zwar an ihrem Werthe viel verloren hatte, welche ihm aber durch europäische Verträge anvertraut gewesen war, und damit bewies es, wie weit es in der Nachgiebigkeit gehen könne. Frankreich dagegen hatte umsonst in die Kriegstrompete gestoßen; es hatte umsonst gedroht und sich heisser geschrieen. Aus dem Erwerb eines deutschen Gebietes wurde nichts und seine Politik oder vielmehr die seines Herrn und Meisters machte wieder einmal glänzend Fiasko. Würdig reiht sich der Luxemburgische Mißerfolg an die Niederlagen von Mexico und Sadowa an und wer wird nun noch daran zweifeln, daß der Stern Napoleons schon weit im Sinken vorgeschritten ist?

Doch Eine gute Lehre zog der Kaiser aus seiner letzten moralischen Niederlage, die, daß nothwendig die französische Heeresverfassung eine der preußischen ebenbürtige werden müsse, wenn er sich nicht in allen künftigen Kriegsfragen zur schmählichen Retirade gezwungen sehen wolle, und so ging er denn, ohne sich irgend Muße zu gönnen, sogleich an die riesige Arbeit. Also nicht blos die Rüstungen setzte er fort, sondern er modelte auch das ganze bisher in Frankreich eingeführt gewesene Militärsystem um, um wo möglich eine noch stärkere, eine noch besser bewaffnete, eine noch besser exercirte und natürlich auch eine noch besser geführte Armee ins Feld stellen zu können, als Deutschland.

Bis in unsere Tage hielt und hält man die französische Armee für die erste in der Welt, und wenn man nach dem Grunde fragt, so bekommt man gemeiniglich zur Antwort, der Franzose sei ein geborener Soldat. Solche Ansicht ist aber durch die Geschichte gründlich wiederlegt, denn in allen Kämpfen des Mittelalters — man denke nur an die langen

Digitized by Google

Kämpfe zwiſchen Frankreich und England —, ſo wie noch mehr im dreißig- und ſiebenjährigen Kriege — ich erinnere an die Schlacht bei Roßbach — haben ſich die Franzoſen weit ſchlechter geſchlagen, als die Abkömmlinge anderer Nationalitäten und namentlich ſind wir Deutſche damals nie von ihnen überwunden worden. Woher kommt nun der weitverbreitete Glaube, daß der Franzoſe der erſte Soldat in der Welt ſei? Einfach daher, daß die franzöſiſche Revolution und noch mehr der Kaiſer Napoleon I. die franzöſiſche Nation zu einer kriegeriſchen heranbildete und durch die neueingeführte Heeresorganiſation der franzöſiſchen Armee jene bewunderungs-

Bazaine.

würdige Kraft gab, die ſich auf mehr denn hundert Schlachtfeldern gegen alle Nationen der Welt erprobte. Es kann mir nun übrigens durchaus nicht einfallen, auf das Detail dieſer Organiſation des Näheren einzugehen, ſondern ich muß ſolches den militäriſchen Fachmännern überlaſſen; allein einiges Wenige muß ich doch berühren, weil ſchon dieſes Wenige zeigt, welche Factoren mitwirkten, um den Franzoſen ihren hohen Kriegsruhm zu verſchaffen. Vor Allem erinnere ich daran, daß die öſterreichiſchen, ruſſiſchen und preußiſchen Soldaten zu Anfang dieſes Jahrhunderts nichts waren als mechaniſch gedrillte Körper, welchen das Denken gänzlich abging. Auch konnte es der gemeine Mann nie weiter bringen, als höchſtens

Digitized by Google

zum Corporal oder Wachtmeister und so fühlte er natürlich keinen besonderen Drang sich auszuzeichnen. Wie ganz anders verhielt sich dieß bei der französischen Revolutionsarmee! Da fehlte die Dressur fast gänzlich und die Angriffe geschahen daher meist in großer Unordnung. Allein jeder Soldat wußte, daß eine kühne That ihm die Offiziersepauletten einbringe, und darum focht er mit jener Kühnheit, welche, außer der Vaterlandsliebe, nur der Ehrgeiz erzeugt. Ueberdem standen nicht die an den geistlosen Mechanismus gewöhnten preußischen und österreichischen Generale förmlich verblüfft da, wenn sie die französischen Heere in der eben berührten, ganz commentwidrigen Unordnung auf sich einstürmen sahen, während die französischen Anführer, in denen der Geist lebendig war, jede Lücke bemerkten, welche der starre Mechanismus offen ließ?

So legten die Revolutionskriege den Grund zu dem späteren Ruhme der französischen Armee; wie ganz anders wurde das aber erst, als der große Soldatenkaiser auf den Thron stieg! Jener Kaiser, der nicht blos den Satz aufstellte: „Jeder französische Soldat trägt den Marschallsstab in seiner Patrontasche," sondern der diesen Satz auch bewahrheitete, indem seine sämmtlichen Marschälle sich blos durch Bravour von den untersten Graden auf ihre nachherige Höhe hinaufgeschwungen haben. Gewiß nur allein dadurch, daß er auch nicht die geringste Rücksicht auf Geburt und Familienverhältnisse nahm, schuf er sich Tausende der ehrgeizigsten Krieger, die — allen Schichten des Volks angehörend — frohen Muthes mit ihm von Schlachten zu Schlachten, von Siegen zu Siegen eilten. Allein das wars nicht allein. Vielmehr erkannte Napoleon I. von Anfang an, daß durch die bloße Tapferkeit zwar viel, aber keineswegs Alles geleistet werden könne, es sei denn, daß es ihm gelinge, sie zugleich in die eisernen Bande der strengsten Disciplin einzupressen. Auch gelang seiner eisernen Willenskraft dieß schwere Werk sehr bald und nun erst, wie er die revolutionäre Kraft und die subjective Freiheit des Einzelnen mit der unbeugsamsten Disciplin und der unbedingtesten Subordination verbunden hatte, nun erst durfte er sich rühmen, die erste Armee der Welt zu commandiren. Seine Krieger waren keine Maschinen, sondern selbstdenkende, mit eigener Thatkraft handelnde Soldaten; zugleich aber gehorchten sie den Befehlen der Offiziere so strikte, als kämen diese Ordres vom Himmel, und Ungehorsam im Dienst war ein Wort, das man als gestrichen betrachten konnte.

Hiedurch, das ist durch diese Vereinigung zweier anscheinend sich schroff abstoßender Gegensätze wurde Napoleon I. ein wahrhafter Reformator in der Organisation der französischen Armee (denn was er sonst noch Neues schuf, z. B. die größere Beweglichmachung der Artillerie, die Einführung des Tirailliren nach einem besondern System, und was dergleichen mehr ist, muß mehr als Nebenverdienst betrachtet werden) und kein einziger der damals regierenden Potentaten wußte es ihm darin gleich zu thun. Freilich nach der Entthronung des großen Kaisers machte sich sofort in Frankreich ein ganz anderer Geist geltend, indem die Bourbons natürlich es nicht versäumten, dem Adel seine früheren Vorrechte auch in der Armee wieder einzuräumen, um dafür das bürgerliche Element recht sichtlich zu demüthigen. Ueberdem verfolgten sie die alten Generäle und Officiere, die unter dem Kaiser Napoleon ihre Carrière ge-

Digitized by Google

macht hatten, und suchten mit der größten Gehässigkeit überhaupt alles auszumerzen, was an die Kaiserzeit erinnerte. Allein der Geist, der in der Armee einmal herrschte, konnte doch nicht ganz vertilgt werden, und höchstens brachten es die Bourbons so weit, daß sie von dem größten Theil ihrer Officiere und Soldaten recht gründlich gehaßt wurden. Eben deßwegen wurde auch die Julirevolution von der ganzen Armee, die adeligen Officiere allein ausgenommen, mit dem größten Jubel begrüßt, und die Armee hatte ein Recht dazu, denn Louis Philipp stellte nicht nur sofort Viele der von den Bourbons gemaßregelten Napoleonischen Officiere wieder an, sondern führte auch eine neue Organisation ein, welche in ihren Principien vielfach an die Kaiserzeiten erinnerte. Auch verschafften die steten Kämpfe in Algier (von 1830—1848) den französischen Truppen eine fortwährende Gelegenheit, sich sowohl an die Strapazen des Feldlebens zu gewöhnen, als auch sich im kleinen Kriege zu üben, und was eben so hoch anzuschlagen war, durch jene Kämpfe wurde es den jungen ehrgeizigen Officieren, deren Frankreich so viele zählte, möglich, sich, wenn sie sich auszeichneten, verhältnißmäßig schnell die Generalsepauletten zu verdienen. Im großen Ganzen jedoch machte es sich für die französische Armee schon wenige Jahre nach dem Regierungsantritt Louis-Philipps sehr fühlbar, daß derselbe — er führte den Namen Bürgerkönig nicht umsonst — eigentlich kein Herz für den Soldaten hatte und sogar lieber ein wenig Schmach und Schande — man denke nur an das Jahr 1840 — über sich ergehen ließ, als daß er zu den Waffen gegriffen hätte. Was Wunder also, wenn die Armee ihn ebenfalls nicht liebte und aus diesem Grunde auch nicht das Geringste dazu beitrug, seinen Sturz zu verhindern?

Doch jetzt anno 1848 und 1849, ha welch ein Jubel! Der Neffe des Kaisers, der Prinz Louis Napoleon, schwang sich zum Präsidenten, ja bald darauf selbst zum Kaiser empor und nun konnte es nicht fehlen, nun mußte die Armee wieder werden, was sie unter dem alten Napoleon gewesen! Und in der That, es lag eine Wahrheit in diesem Jubelschrei. Zwar allerdings sprach der neue Kaiser kurz nach seiner Thronbesteigung die berühmten Worte: „L'empire c'est la paix, das Kaiserreich ist der Frieden," und nicht wenige gutherzige Seelen schenkten diesen Worten unbedingten Glauben; in Wahrheit aber ruhten die französischen Waffen seit 1852 nur ausnahmsweise auf wenige Monate. Nicht nur nehmlich wurden im Algierischen eine ganze Reihe von wichtigen Expeditionen durchgeführt, welche ganze Jahre in Anspruch nahmen, sondern Napoleon III. setzte auch sofort den großen Krimmkrieg in Scene, welcher erst mit der Eroberung von Sebastopol endigte. Dann kam der Feldzug gegen Oesterreich in Italien und daraufhin der Eroberungskrieg gegen China, so wie gegen Kochinchina. Noch später entschloß sich der Kaiser zu dem Zuge nach Mexico, den ich weiter oben beschrieben habe, und endlich schlugen seine Truppen im letzt vergangenen Jahre die Schlacht von Mentana, in welcher die Garibaldischen Freischaaren vernichtet wurden. Kurz also, der Kaiser führte Krieg, seitdem er Kaiser geworden war, und wenn auch der politische Erfolg dieser Kriege, zum Theil wenigstens, den Opfern an Geld und Menschen, welche sie Frankreich kosteten, durchaus nicht entsprach, so gingen doch in militärischer Beziehung die Truppen

Digitized by Google

stets als Sieger aus den Kämpfen hervor. Man sollte also meinen, Napoleon III. müsse unendlich stolz auf seine Armee gewesen sein; er müsse die Ueberzeugung gefaßt haben, daß sie in Beziehung auf Stärke und Kriegstüchtigkeit von keiner andern in der Welt übertroffen werde.

Aber nein, es war umgekehrt. Die Siege der Preußen im Feldzug von 1866 belehrten ihn, daß es ein Heer gebe, welchem das seinige nicht gewachsen sei, und daß er daher schnellstens mit seiner Armee eine Reorganisation vornehmen müsse, wenn sich nicht Frankreich für die Zukunft von der bisher inne gehabten Rangstufe ganz verdrängt sehen wolle. O diese Preußen! Sie waren in Allem voraus, in der Sicherheit des Schießens wie in der Schnelligkeit der Bewegungen! In der Bildung der Officiere wie in der Stärke der präsenten Mannschaft! Das kam aber daher, daß sie das Zündnadelgewehr erfunden und die allgemeine Wehrpflicht eingeführt hatten, und darum, so lange Frankreich diese beiden Errungenschaften mangelten, so lange war es nicht im Stande, den Kampf mit Preußen aufzunehmen.

Der Neid und die Eifersucht ließen nun den Kaiser Napoleon nicht mehr schlafen und von nicht minder großem Neid und Zorn auf die preußischen Erfolge waren auch seine Marschälle erfüllt. So ging man denn also mit einem solchen Eifer an die Reorganisation der Armee, daß man hätte meinen sollen, es brenne an allen Ecken. Vor allem sollte ein Gewehr hergestellt werden, welches das Zündnadelgewehr noch übertreffe, und dem Himmel sei Dank, man erfand das Chassepotgewehr, das Non-plus-ultra aller Schießwaffen. Freilich meint man von entgegengesetzter Seite, das Chassepotgewehr habe den Nachtheil, daß es schon nach zwanzig Schüssen verschleime und unbrauchbar werde. Aber der Kaiser und seine Marschälle leben und sterben darauf, mit dem Chassepot schieße man am schnellsten, sichersten und weitesten. So arbeiten denn die Gewehrfabriken Frankreichs seit zwei Jahren Tag und Nacht, um Chassepots herzustellen und mit dem Jahr 1869 ist Hoffnung vorhanden, daß die ganze französische Armee, ja wenn's sein muß eine Million Soldaten, damit bewaffnet werden kann.

In ihrer ersten Errungenschaft, im Zündnadelgewehr, haben also jetzt die Preußen vor den Franzosen nichts mehr voraus; allein wie steht's mit der andern Errungenschaft, mit der allgemeinen Wehrpflicht? Nun, es wurde alsbald, noch zu Anfang des Jahres 1867, im Kriegsministerium zu Paris unter dem Vorsitz des Kaisers selbst ein Organisationsplan ausgearbeitet, nach welchem die allgemeine Wehrpflicht auch in Frankreich eingeführt werden sollte, und an der Durchführung dieses Plans war dem Kaiser besonders viel gelegen. Es verlangte ihn darnach, in den Reihen seiner Armee ebensoviele intellectuelle gebildete junge Rekruten zu sehen, als die Preußen aufweisen konnten, denn er wußte nur zu gut, daß bei der jetzigen Gefechtsweise und bei den neuen Schußwaffen intelligente Soldaten weit mehr nothwendig sind, als dieß früher der Fall war. Allein wie nahmen seine Franzosen die Neuerung, ich meine die Allgemeinmachung der Wehrpflicht auf? Nun, man hätte meinen sollen, sie werden dieselbe mit Jubel begrüßt haben, da sie ja so oft und so gerne schon mit dem Motto: „Liberté, Egalité, Fraternité, d. i. Freiheit, Gleichheit und

Digitized by Google

Brüderlichkeit" geprahlt haben; allein jetzt eben zeigte es ſich, daß zwiſchen Sprechen und Handeln ein himmelgroßer Unterſchied iſt, denn die Reichen und Vornehmen, beſonders auch die Begüterten des Bürgerſtandes wollten durchaus nichts davon wiſſen, daß ſie nun ihrer Dienſtpflicht im Heere perſönlich Genüge leiſten ſollten. Sie waren bisher an die Loosziehung gewöhnt und wenn dann das Loos ihre Söhne traf, ſo ſtellten ſie für jeden derſelben für ihr gutes Geld einen Mann. Mit andern Worten, in Frankreich galt bis jetzt die Stellvertretung und die Stellvertreter gehörten natürlich faſt ohne Ausnahme den ärmſten und niederſten Ständen an,

Kiel.

weil nur dieſe für Geld und gute Worte zu bekommen waren. Und das ſollte jetzt plötzlich anders werden? Der Reiche ſollte nicht mehr das Recht haben, ſich für ein paar tauſend Francs ſeinen Mann zu kaufen, um dann in behaglicher Ruhe zuzuſehen, wie dieſer „Mann" für ihn im Feld ſein Blut verſpritzte? Er, der Reiche, ſollte von nun an ſelbſt exerciren, ſelbſt ausrücken, ſich am Ende gar verwunden und tödten laſſen, gerade wie der andere Plebs? Nein, das ging nicht, trotz aller Vaterlandsliebe, und ging ſchon deßwegen nicht, weil es dann für den Reichen und Vornehmen keine andere Wahl gegeben hätte, als mit dem Armen und Unge-

Digitized by Google

bildeten das Lager und das Leben in der Kaserne zu theilen! So erhob sich denn in den bessern Kreisen der Gesellschaft, unter welche sich natürlich die Bourgeoisie vorab rechnete, ein Sturm des Unwillens gegen die allgemeine Wehrpflicht und um diese Erbitterung nicht zu weit zu treiben, sah sich der Kaiser gezwungen, wenigstens in Einer Beziehung nachzugeben. In der Beziehung nehmlich, daß zwar die allgemeine Wehrpflicht — statt der Loosziehung — im Princip beibehalten, dagegen aber den reichen Wehrpflichtigen gestattet wurde, einen Stellvertreter zu kaufen, wenn er einen solchen unter den Verabschiedeten finde. Weiter wurde festgesetzt, daß der Stand der Armee auf 900,000 Mann zu bringen sei und zwar in folgender Weise. Jährlich werden 100,000 Jünglinge zu den Waffen gerufen und jeder Soldat bleibt fünf Jahre lang unausgesetzt unter der Fahne. Dieß macht 500,000 Mann. Nach Verfluß der fünf Jahre gehört der Soldat noch weitere vier Jahre zu der Reserve und somit beträgt die Reserve 400,000 Mann. Thut zusammen 900,000 Mann. Natürlich übrigens wird die Reserve nur im Falle eines Kriegs einberufen, gerade wie auch in Preußen die Landwehr, denn im Frieden genügen die stets präsenten 500,000 Mann.

Auf diese Art reorganisirte der Kaiser Napoleon die französische Armee, um sie auf einen wo möglich noch höheren Stand zu bringen, als es den Preußen bis jetzt gelungen ist, und gegenwärtig besteht dieselbe aus folgenden Truppenkörpern. Erstens aus dem Elitencorps der Garde, 18,000 Mann Infanterie, 4000 Mann Cavallerie, und 12 Batterien mit 72 Geschützen. Zweitens aus der Linien-Infanterie mit 100 regulären Regimentern von je 2760 Mann, wozu dann aber noch 3 Regimenter Zuaven (6330 Mann), 20 Bataillone Chasseurs à pied (14,280 Mann), 5 leichte Bataillone afrikanische Infanterie (3580 Mann), ein Fremdenregiment (zwischen 7 und 8000 Mann) und 3 Regimenter Turcos (eingeborene algierische Schützen, 7000 Mann stark) kommen. Drittens aus der Cavallerie: 10 Regimenter Cürassiers, 12 Dragoner, 8 Lanciers, 12 Chasseurs à cheval, 8 Husaren, 4 Chasseurs d'Afrique und 3 Spahis oder eingeborene Afrikaner, zusammen etwa 45,000 Mann und Rosse. Viertens aus der Artillerie mit 1142 Geschützen und circa 50,000 Mann. Endlich aus den Genietruppen, welche in 51 Feld- und 17 Depotcompagnieen getheilt sind und je 180 Mann zählen. Im Ganzen genommen also beläuft sich die Stärke des jetzigen französischen Heeres im Frieden auf etwas über 422,000 Mann, mit welchen Napoleon III. jeden Augenblick ins Feld rücken kann, und überdem sind in den Friedensgarnisonen vollständig genügende Depots vorhanden, um die Rekruten nebst den Reserven auszubilden und nachzusenden. Endlich wurde auch in den letzten zwei Jahren in den großen Arsenalen und Militärwerkstätten so unausgesetzt und mit solchem Eifer gearbeitet, daß an Waffen und sonstigem Kriegsmaterial, wörtlich genommen, ein Ueberfluß vorhanden ist.

„Krieg, Krieg, Krieg!" war, wie wir wissen, während des Luxemburger Handels die Losung und derselbe wäre, trotz aller Nachgiebigkeit Preußens wohl schwerlich vermieden worden, wenn Frankreich damals so gerüstet dagestanden wäre, wie es jetzt dasteht. Einigen Einfluß auf die Erhaltung des Friedens hatte übrigens auch die große Weltausstellung,

Digitized by Google

welche der Kaiser Napoleon auf das Jahr 1867 veranstaltete, denn diese abzuhalten wäre dann — zum furchtbarsten Schaden der Pariser, welche die großartigsten Vorbereitungen zum Empfang, zur Ernährung und zur Beherbergung der Hunderttausende von Fremden entweder gerade trafen oder auch schon getroffen hatten — unmöglich gewesen. Konnte er aber die Pariser so vor den Kopf stoßen? Ueberdem hätte er nicht sich selbst den größten Schaden zugefügt? Die Weltausstellung war ja von ihm veranstaltet worden, nicht blos der französischen Industrie wegen, sondern überhaupt um zu zeigen, daß Frankreich immer noch die tonangebende Macht in der Welt sei, und im Speciellen, damit sich in Paris „ein Parterre von Königen" sammle, um dem Kaiser Napoleon ihre Huldigungen darzubringen. Der Krieg wegen Luxemburg unterblieb also und die Weltausstellung fand statt. Auch kamen sie wirklich, die Hunderttausende von Fremden, zur großen Genugthuung der Pariser und nicht minder kamen sie, die Kaiser, Könige, Fürsten und Herzoge zur noch größeren Genugthuung des Festgebers, das ist des Kaisers Napoleon III.

So verstummte denn das häßliche Kriegsgeschrei, so lange die Weltausstellung dominirte; kaum aber war dieselbe geschlossen, so geriethen die Kriegslustigen in Frankreich von neuem in eine fast wahnwitzige Rage, denn Deutschland wagte es eben damals durch die Creirung des Zollparlaments einen Schritt in seinem Einigungswerk weiter zu thun. „Frankreich ist seiner Machtstellung in Europa beraubt," war nun wieder der Refrain in den Zeitungen; „es ist in seiner Ehre angegriffen und in seiner Sicherheit gefährdet; darum Krieg mit Deutschland bis an's Messer!" Auf all' dieß tolle Gebahren gab damals der Graf Bismarck eine kalte stolze Antwort. „Das deutsche Nationalgefühl," sagte er, „erträgt den Gedanken nicht, daß die Entwicklung der innern Angelegenheiten Deutschlands unter die Vormundschaft fremder Einmischung gestellt werde und noch weniger werden wir je dulden, daß man uns andere Rücksichten aufnöthigt, als die durch unsere nationalen Interessen gebotenen."

Aber noch immer kann sich die französische Eifersucht und der Neid Napoleons nicht beruhigen. Die ungeheure Macht, welche Preußen durch den Länderzuwachs so wie noch mehr durch die Creirung des Nordbunds gewonnen hat, ist ein fortwährender Dorn im Auge des französischen Kaisers und es fragt sich sehr, ob er diesen Dorn verwinden kann. Er hatte sich bereits daran gewöhnt, als der Lenker der Geschicke der Welt angesehen zu werden, und nun steigt plötzlich am Horizonte ein neuer Stern auf, dessen Strahlen den seinigen verdunkeln. Frankreich übte faktisch seit Ludwig XIV. mit nur kurzen Unterbrechungen die Suprematie in Europa aus und nun existirt diese Suprematie nicht mehr; ja sie droht in die Hände des geeinigten Deutschlands überzugehen. Wird Frankreich, wird dessen Beherrscher so viel Gewalt über sich haben, diese Thatsache einfach als Thatsache hinzunehmen; oder aber wird es heißen: „Schwert heraus; entscheide du?" Diese Frage zu beantworten, will ich mir nicht anmaßen, allein voraussichtlich werden wir nicht mehr lange in Ungewißheit darüber bleiben, denn der bewaffnete Frieden, der gegenwärtig herrscht, verschlingt allzugroße Summen, als daß ihn die Völker Europas in die Länge ertragen könnten. Auch möchte ich zum Schlusse noch die Frage aufwerfen:

Digitized by Google

ſpielt der Kaiſer Napoleon nicht Va-banque, wenn er es zum Kriege mit Deutſchland kommen läßt? Mexico, Sadowa und Luxemburg haben ſein früher genoſſenes Anſehen ſchon bedeutend untergraben und man wagt es bereits in Frankreich, ihm dieß ins Geſicht zu ſagen. Noch mehr, es fehlen die Männer, die ihm ſonſt als treue Genoſſen zur Seite ſtanden, ein St. Arnaud, ein Walewski, ein Morny, ein Thouvenel, ein Magnan, ein Villault, ein Fould und Andere, denn der unerbittliche Tod hat ſie hinweggerafft, und ſo erhebt die republikaniſche Parthei immer kühner ihr Haupt, den 2. December zu rächen. Wie nun, wenn Napoleon in einem Kriege mit Deutſchland eine Niederlage erlitte, wäre es dann nicht mit Gewißheit zu erwarten, daß die Gährung im Innern Frankreichs ſich bis zur Revolution ſteigerte? Bei einer Revolution aber, ſtünde da nicht die Dynaſtie Napoleons auf dem Spiele? Darum denke ich, wird ſich's der Kaiſer gar wohl überlegen, ehe er einen Krieg mit Deutſchland beginnt, und er wird ihn ſogar ſicherlich ganz vermeiden, wenn er nicht — an Oeſterreich einen Compagnon bekommt.

Viertes Kapitel.

Rußland, England und Italien.

Tief geſchwächt nach Innen wie nach Außen ging Rußland aus dem Krimmkriege hervor. Wohl iſt richtig, von ſeinen weiten Provinzen verlor es auch nicht eine einzige; aber das hohe, ehrfurchtsvolle Staunen, mit dem man ſeit lange in Europa und beſonders auch im Orient zu ihm aufzuſehen gewohnt geweſen war, hatte der Einſicht Platz gemacht, daß ſeine Macht und Kraft keineswegs eine ſo ungeheuerliche ſei, als Kaiſer Nikolaus ſeiner Zeit die Welt glauben zu machen verſtand, und ſo verlor ſein Sohn, der jetzt regierende Kaiſer Alexander II., mit einem Male die Stellung im europäiſchen Concert, deren er ſich ohne den Krimmkrieg zu erfreuen gehabt haben würde. Noch trauriger ſah es nach Innen zu aus, denn in Folge des zweijährigen Kriegs war aller Handel und Wandel gelähmt und die Verarmung ſowohl bei den Einzelnen als auch bei ganzen großen Diſtrikten nahm auf eine ſchreckbare Weiſe überhand. Ja als ſo groß zeigte ſich die Verarmung, daß an nur zu vielen Orten die Steuern nicht mehr aufgebracht werden konnten und doch hatte ſich der Staat in eine ſo coloſſale Schuldenlaſt geſtürzt, daß er zur Bezahlung der Zinſen mit den gewöhnlichen Steuern nicht mehr auszureichen vermochte. Wie ſollte nun da geholfen und zwar nicht blos momentan, ſondern recht gründlich und für immer geholfen werden?

In dieſer herben Noth wurde dem Kaiſer Alexander II. ein großartiger Gedanke untergebreitet, der Gedanke der Bauernemancipation, und dieſen Gedanken ergriff der edle Monarch alſobald mit dem ganzen Feuer ſeines Gemüths. Freilich konnte er ſich nicht verhehlen, daß es ein furcht-

Digitized by Google

bar schwieriges Werk sei, in welches er sich da einlasse; er konnte sich nicht verhehlen, daß durch die vorgeschlagene Maßregel eine radicale Umformung der bisher in Rußland bestandenen Verhältnisse ins Leben gerufen werde, eine Umformung, welche den mächtigsten Theil seiner Unterthanen, den Gesammtadel, zum sicheren Gegner habe; allein wenn die Reform durchging, wenn er sie in einer Reihe von Jahren zu Stande brachte, war dann nicht die Zukunft seines Reichs gesichert? Ueberdem hatte er sich dann nicht zum Wohlthäter von fast fünfzig Millionen Menschen gemacht, welche bisher als Leibeigene völlig rechts- und bildungslos dastanden? Darum griff er mit fester Hand ein und das Jahr 1861 verkündete der staunenden Welt, daß in Rußland die Leibeigenschaft fortan aufgehoben sei.

Zur Aufklärung des Lesers dürfte es nöthig sein, die Sache etwas näher zu beleuchten. Vor dem Jahre 1600 gab es in Rußland keine Sklaverei, sondern der Bauer auf dem Lande war frei, so gut als der Bürger in der Stadt, und der Bürger in der Stadt so gut als der Adelige auf seinen Schlössern. Nach dem Aussterben des Czarengeschlechts der Ruriks dagegen, am Schlusse des 16. Jahrhunderts, setzten die versammelten Barone des Reichs den Bojaren Boris Gudunow auf den Thron und dieser mußte sofort — mit ihm begann überhaupt in Rußland eine Adelsherrschaft, wie solche bisher in der Welt unerhört gewesen war — am 21. November 1601 decretiren, daß die russischen Bauern von nun an kein Freizügigkeitsrecht mehr haben sollten. „Vielmehr sei jeder Landmann vom Georgitag 1602 an an die Scholle der Gemeinde gebunden, bei welcher er sich an diesem Tage gerade befinde, und dürfe keineswegs mehr in eine andere Gemeinde auswandern.“ So decretirte Czar Gudunow im November 1601 und in dieser, dem Anschein nach unschuldigen, nur gegen die übergroße Wanderluft der russischen Bauern, die gar zu gerne ein Nomadenleben führten, gerichteten Maßregel lag der Anfang der russischen Leibeigenschaft. Nach und nach nehmlich wußte der Baron dem auf seiner Baronie ansäßigen Bauern mit der Freizügigkeit die Freiheit selbst zu entziehen und so wurde derselbe im Verlauf von ein paar Menschenaltern aus einem unabhängigen Menschen eine Sache oder Waare, in Rußland auch „Seele“ geheißen. Mit andern Worten, er wurde ein besitzloses verkäufliches Wesen, das ohne Erbrecht, sogar ohne Verfügungsrecht über die eigenen Kinder, ausgeschlossen von allen Bildungsanstalten und unfähig zu irgend einem Amte, nicht einmal die Gerichte gegen seinen tyrannischen Herrn anrufen durfte, sondern sich ohne Urtheil und Recht nach Willkühr von demselben an Leib und Leben strafen lassen mußte.

Man kann sich denken, welchen schädlichen Einfluß diese Bauernsclaverei auf die Entwicklung Rußlands ausübte. Auf der einen Seite nehmlich lebte von nun an der Baron, nachdem er den früheren freien Bauern ihren Grundbesitz entrissen und mit seiner Baronie vereinigt hatte, nach Art aller Sclavenhalter in Saus und Braus, und auf der andern Seite sank der Leibeigene nach und nach auf die Stufe des Thieres herab. Wie konnte aber unter solchen Umständen der Boden richtig cultivirt werden? Die „Seelen“ arbeiteten nur, was sie arbeiten mußten, das ist wozu man sie mit dem Stocke zwang, und das, was sie arbeiteten, war fast immer schlechte erbärmliche Arbeit. Mein Gott, die „Seelen“ hatten ja keinen

Digitized by Google

Theil an der Ernte und somit lag ihnen auch nichts daran, ob diese gering oder reich ausfalle! So kam es denn, daß der Ackerbau in Rußland selbst in diesem Jahrhundert noch gänzlich darniederlag, und kein Mensch, wenn er ehrlich sein wollte, konnte es in Abrede ziehen, daß das Grundeigenthum oft kaum den vierten Theil dessen ertrage, was es zu ertragen fähig wäre.

Dieß brachte schon den Kaiser Alexander I. zur Einsicht, daß Rußland unmöglich zum Gedeihen zu bringen sei, wenn nicht die Sclaverei aufgehoben und ein freier Bauernstand geschaffen würde. Nur wenn dieß geschah, konnte der Bauer aus der bisherigen Trägheit, Dummheit, Unwissenheit, Verstocktheit und Verthiertheit erwachen und von einem kleinen Gütchen, das er für sich und seine Familie bearbeitete, bessere und mehrfältigere Bodenerzeugnisse ziehen, als der Gutsherr bisher aus einem vielleicht fünfmal so großen Areal. Alexander I. sah dieß ein und erklärte es sofort für seine Hauptaufgabe, die Leibeigenschaft in Rußland nach und nach aufzuheben. Auch räumte er in der That seinen „eigenen" Bauern, das ist den Leibeigenen der Krongüter, verschiedene Freiheiten ein und erlaubte ihnen insbesondere, ein kleines Grundeigenthum, das er ihnen zuerst pachtweise überließ, nach und nach durch Nebenarbeit käuflich zu erwerben. Allein um diese Reform auch bei den Gutsbesitzern Rußlands, also bei den Inhabern der großen Masse der Leibeigenen, durchzusetzen, mit einem Worte um radical zu helfen, dazu fehlte es ihm an Kraft und Energie und so blieb es während seiner ganzen Regierung mit der Leibeigenschaft beim Alten. Noch weniger rüttelte sein Nachfolger, der große Selbstherrscher Nicolaus I., an der Sclaverei. Mein Gott, ein Regent, in welchem sich der Absolutismus so sehr gipfelte, als in ihm; ein Regent, der am liebsten die ganze Welt in Sclavenketten vor sich liegen gesehen hätte, ein solcher Regent konnte unmöglich darauf aus sein, die Leibeigenen seines großen Reichs zu intelligenten, selbstständigen und selbstdenkenden Wesen zu machen, wie es die neumodischen Ideen Europas verlangten! Die Bauern blieben also während seinem strengen Regiment erst recht Sclaven und nur dafür interessirte er sich, daß ihre Eigenthümer — ein ordentlicher Gutsbesitzer sorgt ja auch für seine Ochsen und Pferde — sie in Beziehung auf Nahrung, Kleidung und Wohnung nicht allzukarg hielten. Doch ein Anderer als Nicolaus I. war sein Sohn und Nachfolger Alexander II., denn von den edelsten Grundsätzen geleitet und zugleich fest überzeugt, daß nur allein durch die Entfesselung des Ackerbaues die ökonomischen Schäden des Krimmkriegs geheilt werden könnten, unternahm er es, wie schon berührt, durch die Aufhebung der Leibeigenschaft seinen Ländern und Völkern eine Zukunft anzubahnen, durch welche dieselben nach und nach auf die Höhe der europäischen Culturstufe emporgehoben würden.

Die Ausführung des großen Werkes begann also mit dem Jahr 1861. Natürlich aber sollte die Emancipation nur stufenweise durchgeführt werden, denn man konnte doch den Grundbesitzern ihr bisheriges Eigenthum, die Leibeigenen, nicht ohne weiteres rauben und ebensowenig wären die bisherigen Leibeigenen fähig gewesen, mit einem einzigen Tritte in die ungewohnte Freiheit hineinzuspringen. Somit ward in Uebereinstimmung mit den in jedem Gouvernement niedergesetzten Adelscomités fest-

Digitized by Google

geſetzt: „Erſtens, daß die Bauern für den erſten Anfang von ihren bisherigen Herren kleine Gütercomplexe von zehn bis zwölf Ackern gegen ein Billiges in Pacht erhalten ſollten. Zweitens, daß ſie nach Verfluß von zwei Jahren dieſe Gütercomplexe durch Kauf in zehn- bis zwölfjährigen Ratenzahlungen nach einem ehrlichen Anſchlag in ihr Eigenthum zu verwandeln das Recht hätten. Drittens, daß ſie dieſe ganze Zeit über für ihre früheren Herren arbeiten müßten, aber als Taglöhner und Knechte gegen Bezahlung für das, was ſie leiſteten, wogegen ſie auf Koſt, Wohnung und Kleidung natürlich verzichten mußten. Viertens, daß überall, wenigſtens auf jedem größeren Gute, Schulen zu errichten ſeien, um die bisherigen Sclaven zu freien Menſchen heranzuziehen.“ Das waren die Prinzipien, nach denen man verfahren wollte und nach denen man dann auch in der Wirklichkeit verfuhr. Allerdings im Anfang ſehr gegen den Willen von vielen Baronen und ſonſtigen Grundbeſitzern, welche Alles am liebſten beim Alten gelaſſen hätten. Allein im großen Ganzen erwies ſich der Adel nicht renitent, und ſelbſt von den Renitenten wurden nicht wenige bald anderer Anſicht, als ſie ſahen, daß ſie viel weiter kamen mit den freien Taglöhnern und Knechten, als früher mit der Sklavenarbeit ihrer „Seelen“. Ihr Grund und Boden wurde ja nunmehr viel beſſer bebaubt und ſtieg überdem im Werthe im ſelben Verhältniß als auch der kleine Grundbeſitz der befreiten Bauern theurer bezahlt wurde! Kurz alſo der Erfolg erwies ſich nach wenigen Jahren ſchon als ein großartiger und der beſte Beweis liegt darin, daß von den 9,776,017 leibeigenen Familien, welche man nach genauer Aufnahme anno 1861 in Rußland zählte (ſie repräſentirten zuſammen 53,426,216 Köpfe; Söhne, Töchter, Weiber und Männer zuſammengerechnet) am 1. Januar 1867 bereits 5,810,607 Familien ſich von den früheren Pflichtverhältniſſen gegen ihre einſtigen Inhaber gänzlich frei gemacht hatten, während der Reſt mit 3,965,410 Familien zwar noch im Schuldbuch des Adels ſtand, aber nur noch theilweiſe und mit der Ausſicht, bald ebenfalls vollkommen frei zu ſein.

Aus dem bisher Erzählten erſieht man, daß der Kaiſer Alexander ſeinen Völkern eine ganz ungewöhnliche Sorgfalt zuwandte, und ſelbſtverſtändlich nahm er von dieſer ſeiner Sorgfalt nicht eine einzige der vielen Völkerſchaften aus, welche ſeinem Scepter unterworfen ſind. Nicht einmal die Polen, denen ſein Vater wegen ihrer dreimaligen Empörung mit beſonderer Strenge gegenübergetreten war. Im Gegentheil gerade ihnen erwies er ſich faſt noch gnädiger, als ſeinen andern Unterthanen, offenbar in keiner anderen Abſicht, als ſie durch Liebe zu gewinnen. Allein die Polen und ſich gewinnen laſſen! Man gehe nach Galizien, dem öſterreichiſchen Polen; konnten deſſen polniſche Bewohner je von der Regierung zufriedengeſtellt werden, ſelbſt wenn man ihnen Alles gewährte, was ſie nur billig verlangen konnten? Man gehe nach Poſen, dem preußiſchen Polen; ſtellen ſich da die polniſche Heeren nicht ebenfalls ſtets in offenen Gegenſatz zu ihrer Regierung, obwohl ihnen dieſe längſt ganz dieſelben Rechte eingeräumt hat, deren die Deutſchgebornen ſich erfreuen? Und in Ruſſiſch-Polen ſollte es anders ſein? Nein, dieſe Menſchen werden ſich nie zufrieden geben, außer wenn man den ſelbſtſtändigen polniſchen Staat wieder herſtellt, und doch iſt dieß unmöglich, ſchon deßwegen weil man damit die

Digitized by Google

übrige in Preußisch-, Oesterreichisch- und Russisch-Polen wohnende und eingebürgerte nicht polnische Bevölkerung geradezu dem Untergang oder wenigstens der grausamsten Verfolgung preisgeben würde. Oder sind nicht die Deutschen und Ruthenen, welche in Posen, Galizien u. s. w. wohnen, für die Polen von jeher ein Gegenstand des bittersten Hasses gewesen? Lassen sie je eine Gelegenheit vorüber, dieselben zu schmähen und zu schädigen? Wie müßte aber das erst werden, wenn sie die Herren, die regierenden, Niemanden verantwortlichen Herren wären!

Trotzdem wagte der Kaiser Alexander II. den Versuch, seine polnischen Unterthanen durch Liebe zu gewinnen, allein sein Entgegenkommen wurde, wie man sich zum voraus denken konnte, mit dem schnödesten Undanke gelohnt. Noch mehr, die Undankbaren hielten die Milde des Czars für Schwäche und im Wahne, jetzt sei der Augenblick gekommen, wo sie sich unabhängig machen könnten, revolutionirten sie unter Anführung des General Langiewicz, der sich sofort zum Dictator aufschwang, zum vierten Male. Natürlich aber mit keinem bessern Erfolg, als früher. Nein im Gegentheil mit einem viel schlechteren. Nicht nur nehmlich wurden die Insurgenten ohne große Ueberanstrengung nach Verfluß eines Jahres vollständig besiegt — dem Dictator Langiewicz und seinen Mitcomplicen gelang es, sich durch die Flucht zu retten —, sondern der Kaiser Alexander II. sah auch nunmehr ein, daß gegen eine solch' undankbare Völkerschaft nur Strenge am Platze sei, und beschloß sofort, um einen abermaligen Aufstand ganz unmöglich zu machen, das ihm gehörige Polen vollständig zu russificiren. Als eigene selbstständige Nation waren die Polen längst aus der Welt verschwunden, jetzt sollte auch die Nationalität selbst aufhören und zwar dadurch, daß die Polen zu Russen gemacht würden.

Daß solchem Beginnen der polnische Adel, besonders der höhere, mit aller Kraft widerstehen würde, konnte man sich zum voraus denken, denn alle bisherigen Revolutionen waren vom Adel ausgegangen. Auch hatte er allein ein wirkliches Interesse am Polenthum, weil er allein im früheren Polenreiche dominirt hatte. Deßwegen waren auch alle Schritte, welche die russische Regierung nach Niederschlagung des Aufstands that, nur gegen ihn gerichtet; den Bauern auf dem Lande aber und den Bürgern in den Städten kam man mit der größten Zuvorkommenheit entgegen. Ihnen beiden, welche seither vom polnischen Adel so zu sagen mit einem immerwährenden Fußtritt behandelt worden waren, wurden jetzt Vortheile aller Art eingeräumt und insbesondere schritt man dazu, größere Gütercomplexe, welche in Folge der Revolution confiscirt worden waren, zu Gunsten der Bauern zu parcelliren. Mit andern Worten man zerstückelte größere adelige Güter und gab die Stücke den russenfreundlichen Bauern unter den leichtesten Bedingungen zum Kaufe. Insbesondere begünstigte man dabei die Ruthenen, jenen slavischen Nebenzweig, welchen die Polen früher stets unter strenger Botmäßigkeit gehalten hatten, und so brachte man es mit Leichtigkeit zu Stande, daß dieselben sich ganz von den Polen ablehrten, um es dafür in Allem und Jeglichem mit den Russen zu halten.

Noch mehr Erfolg in der Russificirung Polens erzielte die russische Regierung damit, daß sie den Unterricht in der russischen Sprache in allen Schulen obligatorisch einführte, denn die Kinder gewöhnten sich so gleich-

Digitized by Google

ſam ſpielend ans Ruſſiſchreden, womit ſchon unendlich viel gewonnen war. Auch wurden in allen größeren Städten, beſonders in Warſchau, höhere Lehranſtalten gegründet, in welchen aller und jeder Unterricht nur in ruſſiſcher Sprache ertheilt wurde, und um recht viele Schüler anzulocken, verband man mit dem Beſuch jener Gymnaſien große Beneficien und Gratificationen. Kurz es wurde in jeder nur irgend möglichen Weiſe darauf hingewirkt, daß die ruſſiſche Sprache ſich in Polen einbürgerte, um ſo ſchnell als thunlich die polniſche zu verdrängen, und in der engſten Verbindung damit ſtand das Beſtreben, die Leute zur ruſſiſchen, oder wenn man ſo lieber will zur griechiſchen Kirche zu bekehren. In allen Schulen ward deßhalb in der griechiſchen Religion ex officio Unterricht ertheilt und überall, wo nur irgend Menſchen griechiſchen Glaubens domicilirten, wurden ſogleich

Ronher (Kap. 3).

griechiſch-orthodoxe Kirchen errichtet. So gewöhnte man die Leute nach und nach, wie an die ruſſiſche Sprache, ſo auch an den ruſſiſchen Cultus und wenn man ſie daran gewöhnt hatte, forderte man ſie zum Uebertritt, reſpektive zum Aufgeben des katholiſchen Glaubens, der bisher in Polen allein maßgebend war, auf. Natürlich aber kam man bei ſolchen Aufforderungen nicht mit leeren Händen, ſondern vielmehr mit ſehr vollen, und dazu fügte man noch Verſprechungen von ſo lockender Art, daß dieſelben ſelten ohne Erfolg bleiben. Intereſſant war dabei die Art und Weiſe, wie man in denjenigen Gegenden Polens, welche zumeiſt von Ruthenen bewohnt ſind, verfuhr. Hier konnte es den ruſſiſchen Behörden nicht ſchwer fallen, faſt in jeder Ortſchaft eine Anzahl von Einwohnern, wenn auch nur aus Haß gegen die Polen, zum Uebertritt in die griechiſche

Digitized by Google

Kirche zu bewegen, und sobald dieß geschehen, so wurde die Ortschaft für orthodox-griechisch erklärt. Daraufhin russificirte man die Kirche, d. h. man entfernte die Orgel, die Bänke u. s. w. und befragte dann den Geistlichen, ob er auch zur wahren Kirche übertreten wollte. Bejahte er diese Frage, gut; verneinte er sie aber, so ward er entlassen und an seine Stelle trat ein russischer Pope. War man einmal so weit, so hielten sich die nicht-übergetretenen Einwohner möglicherweise noch eine Zeitlang an ihrem alten Geistlichen; allein in die Länge giengs nicht, denn der letztere verfiel einer empfindlichen Strafe, wenn er nachweisbar irgend eine kirchliche Handlung vollzog. Ja die Strafe ward oft dergestalt verschärft, daß er auf längere Zeit die Warschauer Citadelle beziehen mußte, und bei zweimaligem Rückfall kam er ohne Gnade nach Sibirien. Ueberhaupt wies ein Ukas aus St. Petersburg die sämmtlichen Gouverneure der polnischen Provinzen an, die polnische Geistlichkeit, die höhere wie die niedere, strengstens zu überwachen, und insbesondere solle jede nur irgend aufreizende Predigt sogleich mit der Verhaftung des Schuldigen, so wie mit der sofortigen Schließung der Kirche gestraft werden. Dieser Befehl aber ward so strenge befolgt, daß bald eine Menge von Geistlichen, worunter verschiedene Bischöfe, wie z. B. die von Podlachien und Kaminiez, ihre Kühnheit mit dem Gefängnisse büßten. War es nun unter solchen Umständen ein Wunder, wenn die katholischen Geistlichen Polens der Popen der orthodox-griechischen Kirche bei ihren Bekehrungsversuchen keinen Widerstand mehr entgegensetzten?

Das dritte Hauptmittel endlich, die Polen zu russificiren, bestand darin, daß man alle polnischen Beamtungen aufhob, um dafür russische zu substituiren. Das ist aber nicht so zu verstehen, als ob man alle Stellen bei der Verwaltung, bei Gericht, in der Polizei u. s. w. blos mit Russen besetzt hätte, denn dieß wäre ganz unmöglich gewesen; sondern die russische Regierung stellte vielmehr nur solche polnische Candidaten an, welche russisch sprachen und zugleich auch russisch dachten. Das letztere wurde sogar fast noch mehr premirt als das erstere, und wer sich nicht gehörig ausweisen konnte, brauchte sich nicht zu melden. Eben so sicher durften die von früher her noch im Amte befindlichen Staatsdiener darauf rechnen, daß sie bei dem geringsten Anlaß — und ein geringer Anlaß kann stets gefunden werden — ihres Dienstes verlustig gehen würden, falls sie sich nicht sofort russificirten, und nun frage ich, werden diese Herren, deren Existenz auf dem Spiele stand, nicht gezwungen gewesen sein zu gehorchen?

Durch solche und ähnliche Mittel sollte nach und nach die polnische Sprache, die polnische (d. i. die katholische) Religion und die polnische Vaterlandsliebe verschwinden gemacht werden, und damit dieß noch schneller gehe, theilte man Polen in zehn russische Gouvernements, welche unter das Ministerium des Innern in St. Petersburg gestellt wurden. Es gab also jetzt factisch kein Polen mehr, denn die letzte Erinnerung daran, die Statthalterschaft von Polen, wurde natürlich mit der neuen Gouvernementseintheilung aufgehoben und ebenso auch der polnische Reichsrath, der übrigens stets nur ein Figurant gewesen war. Nun aber, wenn die Russificirung Polens auf die genannte Art fortschreitet, läßt sich in wenigen Jahren noch die Möglichkeit denken, daß dort ein neuer Aufstand

Digitized by Google

stattfinden könnte? Oder wenigstens, daß falls der Adel einen solchen anfinge, sich Viele aus dem Volke und dem Beamtenthum an demselben betheiligten?

Doch Russisch-Polen ist nicht die einzige russische Provinz, welche die russische Regierung zu russificiren sich vorgenommen hat, sondern ihrer sind noch viele andere. Zunächst Lithauen, auf welches die Polen, als eine ihrem Reiche angehörige Provinz, stets Anspruch gemacht haben. Es ist aber wohl zu merken, daß von jeher nur der gutsbesitzende Adel dorten dem Polenthum angehörte, während die große Volksmasse aus Letten besteht, welche einen ganz eigenen mit dem polnischen durchaus nicht verwandten Volksstamm bilden. Auch hatte der grundbesitzende Adel in Lithauen sich fast durchweg an der letzten polnischen Revolution mehr oder minder betheiligt und es war also nur eine gerechte Strafe, wenn die russische Regierung ihn dafür zwang, entweder zur orthodoxen griechischen Kirche überzutreten, das heißt sich zu russificiren, oder aber das Land für immer zu verlassen. Gegen die übrige Einwohnerschaft brauchte keine Gewalt angewandt zu werden, denn die Letten hatten von den Bedrückungen des polnischen Adels stets so viel zu leiden gehabt, daß sie froh waren, von den Russen in besondere Obhut genommen zu werden.

Als ein weit größerer Gewaltschritt erscheint es dagegen auf den ersten Anblick, daß die russische Regierung in neuester Zeit mit großer Consequenz den Plan verfolgt, auch ihre Ostseeprovinzen, also Ingermannland, Livland, Kurland und Esthland zu russificiren, mit andern Worten die Bewohner dieser Provinzen in Beziehung auf Sprache, Erziehung, Religion, Gerichtswesen und Verwaltung in vollkommene Russen zu verwandeln. Allein betrachten wir uns die russischen Bestrebungen etwas näher, so dürfte doch unser Urtheil minder hart ausfallen. Einmal nehmlich sind die Bewohner Ingermannlands, die sogenannten Ingrier, weil ihr Land mit nur kurzer Unterbrechung vom 13. Jahrhundert an zu Rußland gehörte, schon längst mit den Russen — St. Petersburg steht auf Ingermannländischem Boden — gänzlich verschmolzen und es ist also geradezu lächerlich, jetzt den Satz aufzustellen, Ingermannland werde heutzutage von Rußland russificirt. Zum zweiten beschränkt sich die ganze Russificirung in den drei andern Ostseeprovinzen so ziemlich darauf, daß dorten neuester Zeit die russische Sprache als Amtssprache eingeführt worden ist und zwar nach der Bekanntmachung der russischen Regierung deßwegen, weil die Ostseeprovinzen mit den inneren russischen Gouvernements, besonders mit dem nahen St. Petersburg, in ihren politischen, commerziellen und gewerblichen Interessen nach und nach so sehr verschmolzen seien, daß dadurch die Einführung der russischen Sprache sogar ein locales Bedürfniß geworden sei. Zum dritten endlich stellt es sich neuester Zeit immer klarer heraus, daß deutsche Particularisten, wie der hessische Minister Dalwigh und Andere, den Kaiser Alexander II., um ihn gegen Preußen einzunehmen, zu überreden wußten oder wenigstens zu überreden suchten, die Deutschen in Kurland, Livland und Esthland streben darnach, sich von Rußland loszureißen, um sich dafür dem Norddeutschen Bunde anzuschließen, und wenn nun Alexander II. solchen Insinuationen Glauben schenkte, mußte er nicht daran denken, die Bevölkerung der Ostseeprovinzen

Digitized by Google

dem Einfluß des dort ansässigen deutschen Elements zu entreißen? Thatsache nehmlich ist, daß die Hauptbevölkerung auf dem Lande, bestehend aus Liven, Letten, Esthen und andern slavischen Stämmen, mit den Russen lieber sympathisirt, als mit den Deutschen, und also auch gegen die russische Sprache so wie sogar gegen die russische Religion durchaus keinen Widerwillen hegt. Nicht minder aber ist es Thatsache, daß in den größeren Städten, wie Riga, Reval, Dorpat, Mitau, Libau und wie sie sonst heißen, die deutsche Bevölkerung bei weitem vorherrscht, und daß diese Städte, in welchen allein Intelligenz und Bildung zu Hause ist, sich ihre deutsche Sitte, ihre deutsche Sprache, ihr deutsches Recht und ihre deutsche Religion, das ist die protestantische, nicht ohne schweren Kampf nehmen lassen werden. Wird nun die russische Regierung, welche bisher die Toleranz, besonders in religiösen Dingen, als ersten Glaubensartikel auf ihre Fahne geschrieben hatte, diesen Kampf aufnehmen, selbst auf die Gefahr hin, die deutsche Bevölkerung der Ostseeprovinzen, welche ihr bisher erwiesenermaßen unveränderlich treu anhing, vollständig von sich abzustoßen und zum Spielball ihrer Feinde zu machen? Die nächste Zukunft wird dieß zeigen und bis dahin wollen wir unser Urtheil aufsparen.

Mag es nun übrigens damit stehen, wie es will, so geht wenigstens so viel daraus hervor, daß die russische Regierung all ihre Kräfte anspannt, um den russischen Staat in einen einheitlichen zu verwandeln, und der Zweck, den sie dabei hat, kann kein anderer sein, als sich so viel möglich gegen innere Unruhen zu sichern, wenn es einmal wieder zu einem äußern Zusammenstoß kommen sollte. Den Zusammenstoß mit Außen aber scheint man in St. Petersburg keineswegs für allzuweit entfernt zu halten, und zwar ganz einfach wegen des immer mehr und immer sichtlicher zunehmenden Zerfalls der Türkei. Der Krimmkrieg anno 1853 wurde begonnen, um die Integrität der Türkei gegen Außen, d. i. gegen Rußland zu schützen, und sein Resultat war die Vernichtung der russischen Marine im schwarzen Meere. Darauf neutralisirte man das schwarze Meer im Pariser Frieden, verbot Rußland die Anlegung von neuen größeren Arsenalen und beschränkte es auf eine kleine Anzahl leichter Kriegsschiffe. Kurz es geschah Alles, um die Bewegungen der Russen gegen die Türkei in Fesseln zu legen, und bis jetzt hat Rußland nichts gethan, was als Störung des Pariser Friedens ausgelegt werden könnte. Nach Außen hin hatte also die Türkei diese ganze Zeit her Frieden und nun konnte sie beweisen, ob sie ein lebensfähiger Staat sei. Sie konnte dieß beweisen durch Einführung derjenigen Reformen, nach welchen man in der Türkei schon so lange seufzte, besonders der Hauptreform, welche den Rajahs, das ist den Nicht-Türken, die sich meist zur christlichen Religion bekennen (die Zahl der Christen beläuft sich in der Türkei auf wohl 15 Millionen Seelen), dieselben Rechte verlieh als den Türken, die bisher die herrschende Race bildeten. Und in der That die osmanische Regierung nahm einen mächtigen Anlauf und die allervortrefflichsten Gesetze und Verordnungen — ich erinnere nur an den Hatti-Humajun — erschienen. Allein, Schade, alle diese Gesetze und Verordnungen blieben ein Stück Papier, und nicht einmal in Constantinopel, viel weniger in den Provinzen, gelang es der Regierung sie durchzusetzen. Das Leben, das Eigenthum, ja die ganze

Digitized by Google

Exiſtenz der Rajahs hängt alſo noch immer von der Herrſcherlaune der Paſchahs und ihrer Beamten ab, und wie dieſe Launen oft ausfallen, kann man ſich denken, da in den Palais der Herren Paſchahs die Vielweiberei, das Eunuchenthum und die Sclaverei dominirend ſind. Was Juſtiz! Die Geſetze ſind vortrefflich, aber kein Richter kehrt ſich an dieſelben. Was uneigennützige Verwaltung! Ein jeder Angeſtellter hat vor Allem für ſich ſelbſt und erſt in letzter Linie für den Staat zu ſorgen. Was Intereſſen des Volks! Das dumme Geſchrei nach Straßen und Brücken, nach Eiſenbahnen, Canal- und Hafenbauten muß mit Gewalt unterdrückt werden, denn all jenes Zeug iſt nichts als ein Humbug der Europäer.

Thiers (Kap. 3).

So iſt in der Türkei trotz dem pompöſen Hatti-Humajun ſo ziemlich Alles beim Alten geblieben und wer kann es unter ſolchen Umſtänden den dortigen Rajahs verübeln, wenn ſie, zur Verzweiflung getrieben, endlich anfangen, ſich ſelbſt Recht zu verſchaffen? Wenn ſie ſich empören und in denjenigen Provinzen, in welchen ſie die überwiegende Mehrzahl bilden, ganz offen die Unabhängigkeit vom Padiſchah in Conſtantinopel anſtreben?

Den Anfang machten die Donaufürſtenthümer, die Moldau und Walachei, deren Einwohnerſchaft faſt durchaus wallachiſchen Urſprungs iſt und dem griechiſchen Chriſtenthum angehört. Schon ſeit längerer Zeit hatten dieſe Provinzen unter dem Schutz Rußlands die Herrſchaft der

Digitized by Google

Pforte zu einem blos nominellen gemacht und nach dem Krimmkrieg gelang es ihnen sogar eine einheitliche Regierung, jedoch unter der Oberhoheit des türkischen Sultans zu erlangen. Dieß genügte ihnen aber nicht und noch weniger behagte ihnen der Fürst Cusa, welcher an die Spitze ihrer Regierung gestellt worden war. Sie klagten über Anarchie und Corruption, über Mißachtung der Gesetze, über Verschwendung der Habe der Nation und besonders über Herabwürdigung des Landes im Innern und Aeußern. So verjagten sie denn zu Anfang Februar 1866 den Fürsten Cusa, decretirten ihre Unabhängigkeit unter dem Titel eines Fürstenthums Rumänien — es ist aber mit seinen 2000 Quadratmeilen und vier Millionen Einwohnern groß genug ein Königreich zu heißen — und erwählten sich im April 1866 den Prinzen Karl von Hohenzollern zum Regenten. Der Prinz nahm die Wahl an und reiste alsbald trotz des Widerspruchs der Großmächte, welche nur einen Eingebornen als Regenten und auch diesen nur als „Hospodar der Pforte" dulden wollten, nach Bucharest ab. Dort mit Jubel empfangen ward er augenblicklich gekrönt und nahm sofort den Titel: „Karl I. Fürst von Rumänien" an. Die Großmächte aber, wie sie das „fait accompli" sahen, machten gute Miene zum bösen Spiel und erkannten ihn nach einigem Deliberiren im Juli 1866 unter der Bedingung an, daß Rumänien jährlich eine gewisse — verhältnißmäßig sehr kleine — Abfindungssumme an die Türkei zu zahlen habe. Auch ward zugleich festgesetzt, daß Karls I. Nachkommen in directer Linie ihm auf dem Thron nachfolgen sollten; also ohne daß der Sultan in Constantinopel berechtigt sei, gegen irgend einen der Nachfolger eine Einsprache zu erheben. Doch sollte genanntem Sultan Ehrenhalber das Recht der Investitur bleiben und auch Karl I. selbst müsse sich diese Investitur aus Constantinopel holen. In dieser Weise ward Rumänien als unabhängiger Staat — allerdings nicht in der Form der „Souveränetät," sondern in der der „Souzeränetät" — von den Großmächten anerkannt und was blieb nun dem Sultan der Türkei zu thun übrig? Er mußte wohl oder übel beistimmen, weil zweifellos ein allgemeiner Christenaufstand in seinem Reiche erfolgt wäre, wenn er hätte gegen Rumänien marschiren lassen, und einer solchen Gefahr konnte er sich, ohne sein Alles zu riskiren, nicht aussetzen. Somit ist seit 1866 das Fürstenthum Rumänien in das Concert der christlich-europäischen Staaten eingetreten und schreitet nunmehr, nachdem es sich eine freisinnige Verfassung gegeben, rasch in seiner innern Entwicklung fort.

Selbstverständlich konnten die Erfolge, welche Rumänien errang, auf die übrigen christlichen Unterthanen der Pforte nicht ohne Rückwirkung bleiben, sondern sie wurden vielmehr sämmtlich von demselben Geiste angesteckt und namentlich verlangten die Serbier den Rumänen gleichgestellt zu werden. Auch sie hatten es nehmlich seit einigen Jahren dahin gebracht, daß sie (die Serbier gehören dem illyrisch-slavischen Stamm an und zählen etwa eine Million Seelen, lauter griechische Christen, während die muhammedanische Bevölkerung sich kaum auf 15,000 Einwohner beläuft) sich selbst verwalten durften, jedoch unter Oberhoheit der Pforte, an welche ein starker jährlicher Tribut zu zahlen war und die sich noch überdieß das Recht vorbehielt, in den serbischen Festungen, besonders in

Digitized by Google

Belgrad, starke muhammedanische Besatzungen zu halten. Von einer wirklichen Unabhängigkeit war also in Serbien noch lange nicht die Rede, allein wie nun die Rumänen mit ihren Neuerungen durchdrangen, da trat Fürst Michael, der Hospodar Serbiens, unterstützt von der Volksvertretung, der sogenannten Skuptschina, mit ähnlichen Forderungen auf, wie z. B. mit der, Münzen prägen, Ordensauszeichnungen stiften, Consuln ernennen und eine serbische Post in Constantinopel errichten zu dürfen. Vor allem aber verlangte er, daß die Türken die serbischen Festungen räumten, denn die Serbier seien Manns genug, diese Festungen selbst zu vertheidigen, und wollten sich nicht mehr länger von den Paschah-Commandanten derselben willkührlich chikaniren und mißhandeln lassen. Man sieht die Forderungen des Fürsten Michael waren nicht allzubescheiden, allein, um's kurz zu sagen, dem türkischen Sultan blieb doch — aus denselben Gründen wie bei Rumänien — nichts anderes übrig, als wenigstens in der Hauptsache, in der Räumung der Festungen im Sommer 1867, nachzugeben und damit erklärten sich auch die Serbier „für jetzt" zufriedengestellt. *)

Eine fast eben so große Aufregung bemächtigte sich Bosniens und der Bulgarei, zweier türkischer Provinzen, welche, obwohl an Serbien und Rumänien gränzend, sich damals noch keinerlei Unabhängigkeit erworben hatten, sondern von türkischen Paschahs nach alter Weise regiert wurden. Allein trotzdem sich nun da und dort die christlichen Bewohner gegen die türkischen Bedrückungen auflehnten, so kam es doch keineswegs zu einem allgemeinen Aufstande, einfach deßwegen weil wegen der Verschiedenheit der Nationalitäten, von welchen diese Provinzen bevölkert sind, unter den Rajahs kein rechter Zusammenhalt war. Um so weniger ließen sich dagegen die griechischen Unterthanen der Pforte länger im Zaume halten und in Thessalien und Epirus, so wie auf der Insel Creta, später Candia genannt, brach sofort die Empörung aus. Auch wurden da wie dort — in Creta im März 1867, in Thessalien und Epirus schon im Dezember 1866 — provisorische Regierungen errichtet, welche einestheils in einer Eingabe an die Consuln der christlichen Mächte ihre Klagepunkte formulirten, anderntheils ihre Streitkräfte organisirten, um der Pforte ernstlichen Widerstand zu leisten und ihre Vereinigung mit dem Königreich Griechenland mit Gewalt durchzusetzen. Die Klagepunkte anbelangend, so waren sie in der That schreiend genug: nämlich außer den schweren regelmäßigen Abgaben gewaltsam eingetriebene Contributionen und ein gezwungenes Anlehen; dann willkührliche Tabak-, Trauben-, Salz- und Schlachtsteuern; endlich außer Frohndiensten aller Art Mangel an jeder bürgerlichen Rechtspflege und Ordnung. Was aber den bewaffneten Widerstand anbelangt, so konnte er natürlich nur schwach sein, denn Creta ist eine verhältnißmäßig sehr kleine Insel und Epirus nebst Thessalien zählt noch weit keine Million Einwohner. Ueberdem darf nicht außer Acht gelassen werden, daß da wie dort die Bevölkerung eine gemischte ist und sich die Muhammedaner ge-

*) Es ist bekannt, daß der Fürst Michael etwa ein Jahr später auf die grausamste Weise ermordet wurde, allein dieser Mord, aus Privatrache hervorgegangen, hatte nichts mit der Politik zu thun, wie er auch auf die Stellung Serbiens zu der Pforte ganz ohne Einfluß blieb, und somit glaubte ich stillschweigend darüber hinweggehen zu müssen.

Digitized by Google

genüber den Christen nicht allzusehr in der Minderzahl befinden. Wenn also die Türkei wirklich noch ein nur halbwegs mächtiger Staat war, so mußte ihre Regierung mit den Empörern in wenigen Tagen oder doch Wochen fertig werden, und zwar ohne Aufbietung außerordentlicher Kräfte. Allein siehe da, selbst nach Jahresfrist war der Aufstand noch nicht beseitigt, und wie dieß endlich gelang, gelang es nur dadurch, daß den Christen auf Candia — so wie früher schon in Thessalien und Epirus — bedeutende Conzessionen gemacht wurden.

Es ist also unleugbar, daß das türkische Reich an einer Krankheit leidet, die noch kein Arzt kurirt hat, an der Krankheit der Altersschwäche nehmlich, und diese allgemeine Altersschwäche hat bereits einen so hohen Grad erreicht, daß die „Auflösung", das ist der Zerfall jenes Reichs in seine einzelnen Bestandtheile nicht allzulang mehr auf sich warten lassen kann. Hieran zweifelt insbesondere die russische Regierung nicht und wer wird es ihr also verargen wollen, wenn sie die Augen über Alles, was in der Türkei vorgeht, weit offen hält? Bisher hat sie ihr Wort, sich nicht einzumischen, getreulich gehalten; wenn aber neue Revolutionen in der Türkei stattfinden, wenn dieser oder jener Stamm den Kampf der Unabhängigkeit beginnen und die Westmächte abermals dem kranken Mann zu Hülfe eilen würden, wäre es ihr dann möglich, sich noch ferner an die Bestimmungen des Pariser Friedens für gebunden zu erachten? Sie könnte dieß nicht, selbst wenn sie auch wollte, denn die Gemeinschaft der Religion mit den griechisch-christlichen Unterthanen des Sultans zwänge sie, sich derselben anzunehmen. Freilich dürften vielleicht Frankreich und Oesterreich solche Einmischung Rußlands mit einer Kriegserklärung beantworten; allein was dann? Stünde Rußland auch dießmal isolirt da, wie anno 1853? Nein, dießmal nicht, denn es hätte Preußen auf seiner Seite.

Doch vielleicht mag dieser schwere Krieg noch länger hinausgeschoben, vielleicht sogar gänzlich vermieden werden, wenn ein Vorschlag Rußlands, den dieses neuester Zeit unterderhand machte, bei den Großmächten Eingang fände. Der Vorschlag enthält folgende sieben Punkte über eine erstmalige Theilung der Türkei: „1) Unabhängigkeit Egyptens unter der erblichen Herrschaft des jetzigen Vicekönigs, welcher sofort den Titel eines Sultans von Egypten annehmen würde; 2) Befreiung der griechischen Inseln Creta, Cypern, Rhodus, Samos, Chio, Mitylene und Lemnos nebst den dazwischenliegenden kleinen Eilanden, wobei ihnen freigestellt bleiben müßte, ob sie sich zu einem selbstständigen Staat constituiren oder mit dem Königreich Griechenland vereinigen wollten; 3) Vereinigung der Provinzen Thessalien und Epirus mit dem genannten Königreich; 4) Unabhängigkeit Rumäniens und Montenegros; 5) Errichtung eines Herzogthums Bosnien mit der Herzogowina unter der Regierung eines österreichischen Erzherzogs; 6) Unabhängigkeit Serbiens; 7) endlich Herstellung eines Fürstenthums Bulgarien mit einem russischen Großfürsten an der Spitze." So lautet der Plan, welcher unterderhand curirt; aber werden ihm die übrigen Mächte beistimmen? Wenn sie es thun würden, so könnte natürlich die Türkei keinen Widerstand leisten, sondern sie müßte sich vielmehr geduldig fügen. Für jetzt wäre denn der Frieden erhalten; allein wie verhielte es sich mit dem „Späterhin?" Wie verhielte es sich insonderheit

Digitized by Google

mit Conſtantinopel, das nebſt Rumelien und Albanien nach dem obigen Theilungsplan unter der Oberherrſchaft des Sultans verbleiben würde? Darin, in dieſem Conſtantinopel nämlich, läge offenbar ein neuer Zankapfel und zwar einer, der wahrſcheinlicherweiſe auf friedlichem Wege nicht zu löſen iſt, denn der Beſitz jener Weltſtadt, welche den Occident mit dem Orient verbindet, gilt faſt ſo viel als der Beſitz der ganzen übrigen Türkei.

Von Rußland gehen wir über zu England, um zu ſehen, welche Veränderungen ſeit 1866 mit dieſem Reiche vorgegangen ſind. Vor allem iſt hier zu conſtatiren, daß es erſter Grundſatz der engliſchen Politik iſt, den Frieden mit Außen zu wahren. England als Inſel und Handels-

Sultan Abdul-Aziz.

ſtaat hat kein Intereſſe, ſich in die Händel des europäiſchen Feſtlands zu miſchen, ſondern im Gegentheil, ſein Intereſſe iſt, daß der Handel und die Induſtrie blühe, und dieß kann nur geſchehen, wenn überall die Waffen ruhen. „Frieden mit Außen“ iſt daher, ich wiederhole es, die Loſung des engliſchen Cabinets, ob nun conſervative Tories, oder fortſchreitende Whigs in demſelben ſitzen, und daß es den Engländern damit Ernſt iſt, haben ſie am beſten bewährt, als anno 1866 das Reich der Welfen noch lange vor dem Ende aller Dinge im Königreich Hannover zuſammenſtürzte. Sie rührten weder Hand noch Fuß, noch geben ſie auch nur einen Schilling dafür aus, den Vetter ihrer Königin auf ſeinem Throne zu erhalten, und

Digitized by Google

die hohe legitimistisch-dynastische Welt konnte sich bis zur Evidenz überzeugen, daß sie in England allen Boden verloren habe. Eben so friedliebend erwies sich das englische Cabinet in allen übrigen Zeitfragen und wo nur irgend ein Feuer sich zu entzünden drohte, da trat es augenblicklich — wie z. B. in der Luxemburger Angelegenheit — vermittelnd und dämpfend dazwischen. Trotz alledem aber ward eben dieses friedliebende England im vorigen Jahre selbst gezwungen, einen Krieg zu führen, und zwar einen solchen, der ihm leicht hätte gefährlich werden können. Ich meine den abessynischen Krieg, von welchem die Franzosen, ihren Kaiser an der Spitze, mit nur schlecht verhehlter Schadenfreude hofften, daß er für England dieselben schlimmen Folgen haben werde, welche der Krieg mit Mexico über Frankreich brachte.

Den Verlauf dieses Kriegs dürften die meisten meiner Leser ohne Zweifel noch recht gut im Gedächtnisse haben, da er erst in dem Jahre 1868 ausgespielt hat; weniger vielleicht sind sie mit den Ursachen bekannt, welche ihn hervorriefen, und eben so wenig mit dem Terrain, auf dem er spielte, und somit erlaube ich mir vor allem hierüber einige Worte.

Das Terrain war, wie man jetzt zur Genüge weiß, ein sehr schwieriges, denn Habesch oder Abessynien ist ein Gebirgsland, das terrassenförmig vom rothen Meere mit seinem sandigen Küstenstrich aufsteigt und im Norden zu den sumpfigen Niederungen der Kolla oder Mazaga, im Westen aber in die Ebenen von Sennaar und Kordofan abfällt. Dasselbe besteht fast durchaus aus Hochebenen mit tiefen Schluchten und eben so steilen Sandsteinterrassen, Ambas genannt, und über die Hochebenen hin ziehen sich viele Bergketten vulkanischen Ursprungs, von denen mehrere eine Höhe bis zu 14000 Fuß erreichen. Selbstverständlich sind also die Passagen schon für einzelne Reisende sehr schwierig, fast unüberwindlich aber erscheinen sie für ein ganzes Heer, besonders wenn man noch in Betracht zieht, daß von Kunststraßen oder auch nur von gangbaren Wegen gar keine Rede ist. Dazu kommt dann noch das schlimme Klima. Vom November nehmlich bis zum März ist zwar bei Tag die Hitze erträglich, die Nächte aber sind sehr feucht und kalt; vom April bis October dagegen sind die Nächte äußerst schwül und bei Tag steigt die Hitze auf einen so hohen Grad, daß Europäer es selten aushalten.

Dieß waren die natürlichen Hindernisse, welche überwunden werden mußten. Es gab aber auch noch künstliche. Nehmlich außer den Streitkräften des Feindes dessen Festungen, besonders die Hauptfestung des Landes, Magdala, welche über dem Fluß Beschilo am Rande des hohen Plateaus Wallo auf einem überaus steilen Berge gelegen war. Dieser Bergkegel hat eine Länge von etwa drei Viertelmeilen, bei einer Breite von 800 bis 1200 Schritten, und die Seitenwände sind Basaltsäulen von 700 Fuß Höhe. In die Festung führten drei Eingänge, und jeden Eingang schützte außer einer starken Schanze ein mächtiges Thor, vor welchem ein tiefer Graben hinlief. Ringsum dehnten sich Wälle mit Schießscharten und innerhalb der Wälle stand das Königsschloß, vertheidigt von einer starken Besatzung mit entsprechendem Kriegsmaterial. So erschien Magdala unüberwindlich und von dieser Unüberwindlichkeit war auch der Negus von Abessynien, der König oder Kaiser Theodor, vollkommen überzeugt.

Digitized by Google

So viel vom Terrain, auf welchem der abessynische Krieg spielte; was aber dessen Ursache anbelangt, so ist sie rein in dem eben genannten Negus Theodor zu suchen. Die erstbekannte Herrscher-Dynastie von Habesch leitete ihren Ursprung zurück auf Menileck, den Sohn Salomons und der Königin von Saba, welche aber nach abessynischer Tradition, die sich auf Josephus stützt, eine Königin von Aethiopien gewesen sein und Makada geheißen haben soll. Dieser Dynastie wurde vor jetzt etwa 1000 Jahren ein Ende gemacht durch eine wunderbare Jungfrau, eine Jüdin, mit Namen Judith, welche die ganze kaiserliche Familie, einen einzigen Knaben ausgenommen, ermorden ließ. Zweihundert Jahre später wurde die Juden-Dynastie wieder durch einen christlichen Herrscher aus dem Stamme Zagye vertrieben und dessen Nachkommen regierten bis zum Jahr 1268. In diesem Jahr nehmlich verzichtete der letzte des Stammes Zagye, mit Namen Natwetolaab, auf die Krone, um — der Abuno, das ist der koptische Erzbischof, überredete ihn dazu — dem Urenkel jenes von der Judith geschonten Knaben, also dem legitimen Abkömmling Menilecks, Platz zu machen, und so kam die ursprüngliche Dynastie wieder auf den Thron. Diese Dynastie degenerirte nach und nach und ihre Träger ergaben sich meist demselben Leben der Wollust und Faulheit, wie ehemals die französischen Könige merowingischen Geschlechts. So kam es denn mit der Zeit dahin, daß statt ihnen — wiederum wie bei den Merowingern — ihre Majordome, welche den Titel Ras führten, das Regiment ausübten, und endlich wurde im vorigen Jahrhundert die Majordomus-Würde in der Familie des Ras Guska erblich. Ums Jahr 1840 kam die Würde an Ras-Ali, den Urenkel Guskas; doch regierte eigentlich nicht er selbst, sondern seine Mutter Mekene, Fürstin von Dembea, eine sehr ehrgeizige Dame, und diese beseitigte anno 1848 den letzten nominellen Negus aus der Dynastie Menileck, um ihren Sohn, den Ras-Ali, auf den Negusthron zu setzen. Allein ehe es soweit kam, wurde Ras-Ali im Kampfe getödtet und sein Mörder war kein Anderer als eben der obgenannte König Theodor, welcher aber damals noch den Namen Detschatsch Kassa Kuaranja führte.

Detschatsch Kassa, ums Jahr 1818 von armen Eltern geboren, trat noch sehr jung in die abessynische Armee ein, konnte es aber eben seiner Armuth wegen längere Zeit nicht weit bringen. Seiner Armuth wegen, sage ich, denn in sonstiger Beziehung zeichnete er sich sehr aus. Besaß er doch alle Eigenschaften eines Kriegers: Muth, Kraft und Kopf! War er doch ein vortrefflicher Reiter und ein eben so guter Schütze! Durfte er sich doch eines herrlichen Wuchses, sowie einer fast europäischen Gesichtsbildung, wenn man den dunkeln etwas negerartigen Teint abrechnet, rühmen! Da sah ihn Frau Mekene, die Mutter des Ras-Ali, und da sie außer der Leidenschaft des Ehrgeizes auch noch eine andere, die der Sinnlichkeit besaß, so entbrannte sie alsbald in Liebe für den jungen Krieger. Natürlich kam jetzt, was noch immer gekommen ist, wenn eine ältere reiche, vornehme und mächtige Frau ihre Gunst einem jüngeren Manne, der tief unter ihr steht, geschenkt hat, und Kassa Kuaranja stieg schnellstens von Stufe zu Stufe. Endlich erhielt er gar die Statthalterschaft von Dembea und mit ihr das Recht und sogar die Pflicht, eine Anzahl von Truppen gegen innere wie äußere Feinde zu halten. Augenblicklich sam-

Digitized by Google

melte er also ein kleines Heer, übte es, so vortrefflich er nur konnte, ein und führte es dann nicht etwa gegen Räuber und andere Feinde, sondern gegen Ras-Ali selbst, seinen bisherigen Wohlthäter, als Grund seiner Empörung angebend, er sei ein Sprößling der allein rechtmäßigen Dynastie Menileck aus einer Seitenlinie derselben. Tapfer wie er war und vom Glück begünstigt schlug er den Ras-Ali gleich im ersten Treffen, nahm ihn dann gefangen und tödtete ihn sofort augenblicklich, um seiner für immer los zu sein. Drauſhin wandte er sein siegreiches Schwert gegen die Häuptlinge und Statthalter, welche dem Ras-Ali angehangen hatten, und nachdem er sie alle nach und nach bezwungen — am 10. Febr. 1855 auch den Fürsten Oubié, den fast unabhängigen Beherrscher von Tigré — ließ er sich am 11. Febr. 1855 in der Kirche von Dereskie vom koptischen Abuno, dem Oberpriester der abessynischen Christen, unter dem Namen Theodor II. zum Negus von Habesch krönen.

Jetzt endlich war der ehrgeizige Mann am Ziel seiner Wünsche; allein zu gleicher Zeit schien seine Erhebung zum Negus, obwohl nur auf Blut und Gewaltthat begründet, ein Glück für das Kaiserthum Habesch werden zu wollen. Nicht nur nehmlich züchtigte er die äußeren Feinde des Landes, wie er denn namentlich auch die muhammedanischen Wollo's, welche seit Jahren schon gewohnt waren, räuberisch ins Abessynische einzufallen, in zwei blutigen Kriegszügen zur Unterwerfung brachte, sondern er führte auch im Innern Reformen ein, die nur wohlthätig wirken konnten. So hielt er seine Unterthanen zum Ackerbau an und erbaute des Handels wegen Karawanenstraßen. So schaffte er den Sclavenhandel ab und rottete die zahlreichen Straßenräuber aus. So ernannte er für jeden Bezirk einen Richter und brachte auch Ordnung in die Erhebung der Abgaben. So führte er bei seiner Armee die Löhnung ein, während früher der abessynische Soldat rein von der Plünderung seines Quartiergebers gelebt hatte, und so gieng er endlich sogar so weit, durch Fremde, die in sein Land kamen, mit dem Ausland sich in Verbindung zu setzen. Mit anderen Worten er ließ sich durch einige christliche Missionäre, welche im Vertrauen auf des Negus Duldsamkeit bis nach Habesch vordrangen, vom Ausland Arbeiter kommen, welche ihm in verschiedenen Dingen, wie z. B. in der Verfertigung von Waffen, im Gießen von Kanonen und Mörsern, in der Herstellung der Straßen u. s. w. an die Hand gehen sollten, und namentlich lieferte ihm der Basler Missionär Kropf etwa zehn solcher Arbeiter. In besonders genaue Verbindung jedoch trat König Theodor mit einem Agenten der englischen Regierung und diese Verbindung war dazu bestimmt, wenigstens indirect die Veranlassung zum abessynischen Kriege zu werden.

Kurze Zeit nämlich vor dem Sturze Ras-Alis errichtete die brittische Regierung in Rücksicht auf ihre großen ostindischen Besitzungen, zu denen man am kürzesten über das rothe Meer gelangte, in der früher abessynischen, nunmehr aber längst unter egyptischer Botmäßigkeit stehenden Stadt Massaua an der Küste des rothen Meeres ein Consulat und der neue Consul, Walter Metcalfe Plowden, ein Mann von großer Einsicht und Gewandtheit, knüpfte, um den Verkehr mit Habesch, welcher bisher auf bloß gelegentliche Weise unterhalten worden war, in regelrechten Gang zu bringen, freundschaftliche

Beziehungen mit dem damals noch allmächtigen Ras Ali an. Kurze Zeit darauf tödtete Detschatsch Kassa den letzteren und machte sich, wie wir wissen, selbst zum Negus; Plowden aber war so klug, den nunmehrigen König Theodor sofort als solchen zu beglückwünschen und stieg dadurch alsobald in des neuen Herrschers Gunst unendlich hoch. Auch leistete er, von demselben eingeladen, an seinen Hof zu kommen, augenblicklich Folge und wurde nun in kurzem dessen einflußreichster Rathgeber. Ja nicht blos sein Rathgeber — die meisten weiter oben angeführten Reformen wären wohl ohne den Zuspruch Plowden's nicht eingeführt worden —, sondern auch sein Freund und Genosse, so daß König Theodor weder bei einem Jagdzuge, noch bei einer seiner kriegerischen Expeditionen je ohne ihn sein konnte. Kurz, der Einfluß des Consuls Plowden war ein unbegränzter, aber auch zugleich ein sehr heilsamer und zwar nicht blos für Abessynien, sondern auch für England, dessen ostindischer Handel mit Habesch sich bald um's Doppelte und Dreifache vermehrte. Um so beklagenswerther erschien es, daß dieser einsichtsvolle Mann im Jahre 1859 von einem aufständischen Häuptlinge vom Stamme der Geret erschlagen wurde, und die blutige Rache, welche König Theodor deßhalb nahm — er ließ den ganzen Stamm des Mörders, viele Hunderte von Männern, Weibern und Kindern, hinmetzeln — konnte natürlich hieran nichts ändern.

Nicht lange nach Plowden's Tod wurde Capitän Cameron von der englischen Regierung zum Consul in Massaua ernannt, natürlich mit dem Auftrag, die so überaus nützliche Verbindung mit dem Negus von Abessynien wo möglich noch fester zu knüpfen. Die Wahl war aber keine glückliche, denn Capitän Cameron benahm sich, obwohl ihn König Theodor theils aus Achtung vor dem Andenken Plowden's, theils um zu beweisen, wie hoch er die Freundschaft Englands schätze, mit großen Ehrenbezeugungen aufnahm, sehr kalt und reservirt; ja man darf wohl sagen sehr hochmüthig und abstoßend gegen die schwarze Majestät. Er that so, weil er den Negus als einen Barbaren in seinem Innern verachtete, allein natürlich konnte dieß auf den von seiner Machtvollkommenheit sehr eingenommenen Beherrscher Abessyniens keineswegs einen guten Eindruck machen. Nicht lange hernach traf der König Vorbereitungen, um den unter egyptischer Schutzherrschaft stehenden Küstenstreifen, welcher das hohe abessynische Tafelland von dem rothen Meere trennt — die Stadt Massaua steht auf diesem Streifen — zu erobern, und zu dieser Eroberung glaubte er ein volles Recht zu haben, weil ohne den besagten Streifen Habesch stets ein Binnenland bleiben mußte, ohne an dem Welthandel theilnehmen zu können. Ueberdem hatte der Streifen früher zu Habesch gehört und war demselben von Egypten gewaltsam entrissen worden; warum sollte sich also König Theodor abhalten lassen, die Waffen gegen Egypten zu kehren, besonders auch, da dieses Egypten ihn stets von Nubien her bedrohte? Nun wußte aber der Negus gar wohl, daß der Vicekönig jenes Landes sich des Schutzes der Engländer erfreute, und deßwegen wandte er sich an Capitän Cameron, um durch diesen England oder vielmehr die englische Regierung zu seinen Gunsten umzustimmen. Doch was that Cameron? Er benahm sich wo möglich noch schroffer und abstoßender gegen die

Digitized by Google

abessynische Majestät als zuvor, und ging nicht nur auf den Plan gar nicht ein, sondern brauchte sogar Worte, welche wie ein Verbot desselben klangen. Die Wirkung hiervon konnte selbstverständlich keine andere sein, als daß der Negus gegen Cameron auf's höchste erbittert wurde, und davon ausgehend, daß der Consul nur aus egoistischen Gründen so handle, richtete er sofort im Herbst 1862 ein persönliches Schreiben an die Königin von England, worin er sie ersuchte, eine von ihm demnächst abzuschickende Gesandtschaft zu empfangen, sowie auch zu gleicher Weise an seinem Hofe einen speciellen Bevollmächtigten zu accrediviren. Dieses Schreiben ging im November 1862 aus der Hauptstadt Gondar ab und kam richtig, obwohl erst im Februar 1863, in London an. Allein so geduldig der Negus auch wartete, einer Antwort wurde sein Brief nicht gewürdigt und wie konnte er nun dies Stillschweigen anders auslegen, denn als ein Zeichen der Mißachtung, wenn nicht gar der absichtlichen Beschimpfung?

So steigerte sich der Zorn König Theodor's bis zum Ende des Jahres 1863 immer höher; zum Ausbruch aber kam er erst durch einen besondern Umstand. Fast zu gleicher Zeit nehmlich mit Cameron erschienen in Habesch auch zwei zur englischen Kirche übergetretene deutsche Juden, Stern und Rosenthal, mit der Bestimmung, die Felascha, das ist einen Judenstamm, der sich schon seit uralten Zeiten in Dembea und einigen andern abessynischen Provinzen niedergelassen hatte, zu bekehren, und zu diesen zwei Missionären gesellte sich noch ein dritter, Flad, welcher seinen Wohnsitz in Dschenda, in der Nähe von Gondar, nahm. Dem Treiben dieser Missionäre zeigte sich König Theodor von Anfang an keineswegs hold. „Ich kenne", erwiderte er dem Consul Cameron, der sich ihrer energisch annahm, „die europäischen Regierungen. Zuerst schicken sie Missionäre zu anscheinend ganz friedlichen Zwecken. Dann kommen Abgesandte, um den Missionären zu helfen. Zuletzt rücken Bataillone ein, um die Abgesandten zu schützen, und dann wird das Land gewonnen." Trotz dieses Mißtrauens ließ König Theodor die Missionäre doch gewähren, aber nur unter der Bedingung, daß sie Niemanden zu einer andern Religion bekehren dürften, als zur abessynisch-koptischen. Die Bedingung wurde, wie man sich denken kann, nicht gehalten, und es kamen darüber Klagen beim Negus ein. Dazuhin wurde demselben die constatirte Mittheilung gemacht, daß der Missionär Dr. Stern in England ein Buch über Habesch veröffentlicht habe, worin des Negus in sehr wenig schmeichelhaften Worten gedacht sei, und nun natürlich kannte die Wuth des beleidigten Monarchen keine Gränzen mehr. Er ließ den Stern vor sich kommen und überhäufte ihn mit Vorwürfen. Wie aber der Missionär, statt demüthig zu Kreuze zu kriechen, jetzt gar ein Zeichen der Verachtung machte, da ließ er ihn ergreifen, prügeln und in den Kerker werfen. Unmittelbar nachher, als seine Mitschuldigen, auch die beiden Missionäre Rosenthal und Flad. Nunmehr trat der Consul Cameron auf; allein ebenfalls nicht bittend, sondern mit dem gewohnten kalten Hochmuth, erklärend, daß die Missionäre als brittische Unterthanen nur unter seiner, des Consuls, Gerichtsbarkeit ständen und daß sie also der Negus sofort freizulassen habe. Die Antwort des Negus war, daß er augenblicklich den

Digitized by Google

Consul ebenfalls einkerkern ließ. Ja nicht blos ihn, sondern auch seine Diener und überhaupt alle Europäer, deren er habhaft werden konnte. Sollte er, der Beherrscher Abessyniens, sich in seinem eigenen Lande Trotz bieten lassen?

Solches geschah gegen das Ende des Jahres 1863 und im Februar 1864 traf in London die Nachricht ein, daß der Consul Cameron nebst anderen brittischen Unterthanen in Habesch in Ketten und Banden liege. Natürlich wurde dadurch eine große Aufregung hervorgerufen und die Folge war, daß man nun endlich im auswärtigen Amte jenes Schreiben des Königs Theodor an die Königin, von dem ich oben gesprochen, hervorsuchte, um es einer höflichen Antwort zu würdigen. Zugleich wurde beschlossen, einen Gesandten mit dieser Antwort an den Negus zu senden und der Antwort auch die in Barbarenstaaten üblichen Präsente beizufügen. Aber wem konnte man diese gefährliche Gesandtschaft, bei der man möglicherweise die Freiheit, wenn nicht gar das Leben riskirte, übertragen? Das brittische Cabinet war lange in großer Verlegenheit, denn es wollte Niemand die gefährliche Mission antreten. Endlich fand man einen Armenier, mit Namen Rassam, Assistenten des brittischen Vertreters in Aden am rothen Meere, und zu ihm gesellten sich als seine Attachés der Doctor Blanc und der Lieutenant Prideaux. Auch mußte man die Wahl in so fern eine glückliche nennen, als Rassam mit großer Schlauheit und Gefügigkeit eine genauere Bekanntschaft von Land und Leuten in Abessynien verband; allein umgekehrt konnte sich nicht der Negus dadurch beleidigt fühlen, daß man ihm keinen Gesandten höhern Ranges und selbst nicht einmal einen Engländer schicke?

Rassam war so vorsichtig, von Massaua aus bei König Theodor anzufragen, ob es ihm gestattet sei, mit seinen Leuten Abessynien zu betreten. Die Antwort blieb lange, sogar sehr lange — bis zum August 1865 — aus und wie sie endlich einlief, konnte man auch nicht sehr von ihr erbaut sein. Styl und Inhalt nehmlich athmeten durchaus keine Höflichkeit und überdem wurde dem Gesandten eine genaue Route vorgeschrieben, die nach Matama im Gallabat, der westlichst gelegenen Provinz von Abessynien, führte. Dessenungeachtet traf Rassam nunmehr schnellstens seine Vorbereitungen und am 15. October 1865 trat er mit seinen zwei Attachés seinen gefährlichen Zug — er bestand aus nicht weniger als zwanzig Bediensteten mit sechzig Kamelen, weil man Alles mitnehmen mußte, was man auf der Reise brauchte — an. Am 21. November erreichte er Matama; aber hier erwartete ihn der Bescheid, daß ihn der Negus in Damot erwarte. Nun ging's weiter dem neuen Ziele zu und am 25. Januar 1866 gelangte er glücklich nach Damot, woselbst König Theodor damals sein Hoflager aufgeschlagen hatte. Wie erstaunte er aber nicht über den Empfang, der ihm zu Theil wurde, denn derselbe war ein wahrhaft glänzender! Wie erstaunte er nicht noch mehr über die Art und Weise, wie König Theodor das Handschreiben der Königin von England nebst den es begleitenden Präsenten entgegennahm, denn die schwarze Majestät befahl alsbald, die Gefangenen zu befreien, und zwar einzig und allein blos um zu beweisen, wie hoch er die Ehre schätze, von Ihrer Majestät, der Königin von England, einer Bitte gewürdigt worden zu sein!

Digitized by Google

Der Erfolg der Gesandtschaft war also ein über alle Erwartungen günstiger und Ende März traf Rassam an dem westlichen Ufer des Tzanasees mit den Befreiten zusammen. Nun kann man sich den Jubel denken; allein der Jubel kam zu früh. Kaum hatten sie nehmlich insgesammt die Heimreise nach Massaua angetreten, so ließ sie der Negus plötzlich am 13. April in Gaffat überfallen und als Gefangene, zum Theil sogar mit den schwersten Ketten belastet, nach Zage bei Gaffat bringen. Dort blieben sie verschiedene Wochen lang; endlich aber, am 13. Juli 1866, schickte sie der Monarch, natürlich unter starker Bedeckung und in Fesseln, nach Magdala und da, in der Hauptstadt des Landes, wurden sie so sicher untergebracht, daß sie unmöglich entrinnen konnten.

Der Leser wird nun ohne Zweifel nicht wenig erstaunt sein, wie König Theodor so plötzlich seine Gesinnung ändern konnte; allein diese Sinnesänderung war wohl motivirt. Als man nehmlich nach dem gegebenen Befehle, die Gefangenen zu befreien, die früheren Wohnungen der Missionäre Stern und Rosenthal durchsuchte, um ihnen ihre Habseligkeiten auszuliefern, fand man daselbst Briefe in englischer und deutscher Sprache, welche der Negus sofort in's Abessynische zu übersetzen befahl. Was stand aber in den Briefen? Nun das Beleidigendste, was man einem vornehmen Barbaren vorwerfen kann, denn es wurde darin behauptet, der Vater des Negus sei ein elender verächtlicher Gallasclave gewesen und seine Mutter eine Quacksalberin, die sich vom Verkaufen von Salben und Heiltränken auf den Straßen genährt habe. Eine solche schändliche Schmähung von Seiten der Herren Stern, Rosenthal und Compagnie konnte natürlich der Negus nicht ertragen und so ließ er Alle zusammen, auch den Gesandten Rassam mit seinen Leuten, verhaften, weil er sie alle mit einander im Complott wähnte. Ueberdem flüsterte man ihm damals in's Ohr, die Türken würden im Sudan eine Eisenbahn erbauen, um dann, mit den Franzosen und Engländern im Bund, Abessynien zu erobern, und weil er im Zustand der gesteigertsten Wuth war, so glaubte er auch diese Nachricht.

Der Gefangenen in Magdala waren es im Ganzen genommen einundzwanzig; nehmlich erstens Consul Cameron, sein Secretär Kerans und seine drei Diener M'Kelvey, Makerer und Pietro, nebst dem Maler Bandel, seinem Freund; zweitens die deutschen Naturforscher und Naturaliensammler Schiller und Eßler; drittens die Mechaniker Steiger und Brandeis; viertens die Missionäre Stern, Rosenthal und Flad, dazu noch Frau Flad mit drei Kindern und Frau Rosenthal; endlich fünftens der Armenier Rassam mit seinen zwei Attachés, dem Doctor Blank und dem Lieutenant Prideaux. Fragt man nun aber nach ihrer Behandlung, so scheint dieselbe eine sehr verschiedenartige gewesen zu sein, denn wenn Einige von ihnen, besonders die Missionäre und der Consul Cameron mit Fesseln beschwert und zum Theil sogar in ihrem Kerker angekettet wurden, so müssen dagegen die Uebrigen oder wenigstens ihrer Mehrere sich eines ziemlichen Maßes von Freiheit erfreut haben, da man ihnen sogar gestattete, Briefe in die Heimath zu schreiben und zwar Briefe, die ganz richtig befördert wurden. Durch solche Briefe erfuhr man in Massaua bald, wie die Angelegenheiten standen, und natürlich ward nun auch die englische Regierung schnellstens von der Gefangennahme ihrer letzten Gesandtschaft benachrichtigt.

Digitized by Google

Die Indignation war groß und alle Welt einigte ſich darüber, daß England ſich eine ſolche Beleidigung nicht gefallen laſſen könne, obwohl auf der andern Seite ſelbſt die eifrigſten Freunde der Miſſion zugeben mußten, daß die Miſſionäre Stern, Roſenthal und Flad, beſonders der erſtere, ſich ſchwer verfehlt hätten. Am liebſten übrigens würde es der engliſchen Regierung geweſen ſein, wenn der Negus dazu gebracht werden konnte, freiwillig durch ſofortige Entlaſſung der Gefangenen Genugthuung zu geben, denn bei etwas kühlerer Ueberlegung verhehlte man es ſich nicht, daß eine etwaige kriegeriſche Expedition nicht blos enorme Koſten ver-

Lamarmora.

urſachen, ſondern auch — des Klimas und der Beſchaffenheit des Landes wegen — mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben müßte. „Wenn aber", — auch darüber einigte man ſich im brittiſchen Cabinet ſogleich — „wenn aber König Theodor die Gefangenen nicht freiließ, dann war eine bewaffnete und zwar natürlich erfolgreiche Expedition nach Habeſch unbedingt von der Ehre geboten, weil kein Großſtaat die Beleidigung ſeiner Geſandtſchaften ungeſtraft laſſen kann. Noch mehr, ſie war, wegen der Nähe Oſtindiens, ſogar eine Lebensfrage für England, ja eine Naturnothwendigkeit, weil, wenn es in Oſtindien bekannt wurde, daß der Negus

Digitized by Google

von Habesch den Forderungen Englands ungestraft habe Trotz bieten dürfen, augenblicklich gewisse indische Potentaten sich eine Lehre daraus ziehen und sein Beispiel nachahmen mußten." Also calculirte das brittische Cabinet und sofort wurde beschlossen, dem König Theodor ein Ultimatum zu stellen.

Das Ultimatum ging im Frühjahr 1867 nach Massaua ab und lautete einfach dahin, daß der König, wenn er die Gefangenen nicht bis Mitte August heil und gesund in Massaua an der Küste des rothen Meeres abgeliefert habe, von Seiten Englands mit Krieg überzogen werden würde. Als die Depesche in Massaua ankam, sandte man sofort drei Boten, jeden mit einer genauen Abschrift, jeden aber auf einem anderen Wege an den Negus von Abessynien ab, in der Hoffnung, daß ihn wenigstens Einer derselben treffen werde. Auch schlug diese Hoffnung nicht fehl, denn Einer, aber auch nur dieser Eine kam im April in Debra Tabor an, wo der Negus damals eines gegen ihn ausgebrochenen Aufruhrs wegen sein Lager aufgeschlagen hatte. Das Ultimatum wurde also richtig überliefert; allein eine schriftliche Antwort erhielt der Bote nicht, sondern der Negus befahl ihm, nach Massaua zurückzukehren unter dem mündlichen Bescheid, es bleibe mit den Gefangenen beim Alten. Daß übrigens der Negus das Ultimatum richtig erhielt, darüber kann nicht der mindeste Zweifel obherrschen, indem selbst einer der Gefangenen in Magdala, der Lieutenant Prideaux, dieß in einem Briefe vom 30. Juni bestätigt, zugleich mit dem Bemerken, ob das Ultimatum nicht für die Gefangenen — der König könnte sich vielleicht von seiner Erbitterung hinreißen lassen, sich durch ihre Ermordung an England zu rächen — gefährlich ausfallen werde.

Das englische Cabinet wußte also jetzt, woran es war, und ging nun auch mit allem Eifer an die Vorbereitungen zu der Expedition. Und recht immense Vorbereitungen waren es, ganz entsprechend den furchtbaren Schwierigkeiten, welche die Expeditionsarmee zu überwinden hatte. Vor allem wurde festgesetzt, daß dieselbe in einer Stärke von 10,000 Mann der indobrittischen Armee entnommen werden solle, denn diese Truppen waren längst an eine Kriegführung gewöhnt, wie man sie in Abessynien zu erwarten hatte. Man kannte ihre Energie und Ausdauer aus den Kämpfen mit den barbarischen Völkerschaften Indiens und nur sie, welche ihre Eisennatur eben so gut in den Bergschluchten des Himalaja, als in den Sumpfwäldern der Ebenen bewährt, nur sie waren fähig, dem Klima von Habesch zu trotzen. Eben so wenig konnte man lange in Zweifel darüber sein, wen man zum Obercommandanten des Corps zu ernennen habe. Nur Einer paßte vor allen übrigen Generalen hiezu, nehmlich Sir Robert Napier, der populärste höhere Officier Indiens, und er wurde also auch sogleich mit diesem hohen Posten betraut. Eben so klug fiel die Wahl der übrigen höheren Officiere aus, worunter besonders die des Obersten Merewether, als des Führers des Vortrabs, zu erwähnen ist. Was dann die Ausrüstung des Corps betraf, so legte man auch hierauf besondere Sorgfalt an den Tag und es mußte z. B. das große Arsenal von Woolwich Tag und Nacht arbeiten lassen, um eine gehörige Anzahl von tragbaren siebenpfündigen Stahlkanonen zu fertigen, denn natürlich

Digitized by Google

eine Artillerie, die von Pferden gezogen wurde, konnte in den Alpen Abessyniens nicht zur Anwendung kommen. Man mußte vielmehr leichte Kanonen haben, die sich in mehrere Stücke zerlegen ließen, damit die anzukaufenden Maulthiere, Kameele und Lastochsen sie auf ihren Rücken zu tragen vermochten. Uebrigens nicht blos die Kanonen mußten getragen werden, sondern auch alles Uebrige, wessen das Corps bedurfte, vor Allem der Proviant, weil man sich in Feindesland nur wenig Nahrungsmittel würde verschaffen können, und so sandte man denn augenblicklich Agenten nach Spanien, Egypten und Kleinasien, um nicht weniger als 20,000 Stück Kameele, Lastochsen und Maulthiere zusammen mit ihren Wärtern und Treibern zu erwerben. Nicht minder großartig waren die Lieferungen, die man ausschrieb, die Lieferungen von Fleisch, Mehl, Branntwein u. s. w. meine ich, und dazu kam dann noch die Masse von Transportschiffen, deren man theils für diese Lieferungen, theils für die Ueberschiffung der Truppen bedurfte. Endlich hatte man sich noch mit einer Menge von anderen Dingen zu versehen, z. B. mit Brunnenapparaten nebst einer gehörigen Anzahl von Brunnengräbern, weil es in einzelnen Gegenden von Habesch ganz an Wasser fehlte; weiter mit telegraphischen Apparaten nebst den dazu nöthigen Telegraphisten und Mechanikern; dann mit Maschinen zum Straßenbau, sowie mit Ingenieuren und was dergleichen mehr ist. Kurz, ich wiederhole es, die Vorbereitungen liefen in's Grandiose und eben so grandios waren auch die Summen, welche sie verschlangen. Ja man hatte schon über 2 Millionen Pfund Sterling — 24 Millionen Gulden — ausgegeben, noch lange ehe der Krieg begann, und daraus konnte man einen Schluß ziehen, wie horrend viel die ganze Unternehmung kosten würde!

Den Beginn der eigentlichen Expedition leitete eine sogenannte Recognoscirungsexpedition ein. Es wurde nehmlich im September 1867 ein kleiner Trupp indischer Soldaten unter zwölf Officieren, welche meist dem Generalstab angehörten, von Bombay über Aden nach Massaua befördert, theils um dort einen für das Ausschiffen der Expeditionstruppen passenden Hafen — er mußte groß genug sein für 200 Dampfschiffe — zu ermitteln, theils um die Küste und die von da in's Innere führenden Routen zu untersuchen, und diese Recognoscirungsexpedition entschied sich sofort für die ganz in der Nähe von Massaua befindliche Annesleybay. Unmittelbar darauf folgte am 5. October der Vortrab der Occupationsarmee und landete am 23. October bei Zulla in der Annesleybay, in dessen Nähe sofort ein Lager aufgeschlagen wurde. Im November und December kamen die übrigen Truppen an und ihr Sammelplatz wurde das 20 englische Meilen von der Küste entfernte Tekunda, ein kleiner, unbedeutender Ort, der sich aber durch Ueberfluß an Wasser auszeichnete. Nun stellte man eine Straße nach Zulla her, errichtete einen Telegraphen dahin und bereitete sich zum Einmarsch in's Königreich Abessynien vor. In Wahrheit keine Kleinigkeit, da außer der Armee selbst zum mindesten 11,000 Kameele, 8000 Maulthiere, eben so viel Lastochsen und überdem noch der dazu gehörige Menschentrain von 8—10,000 Köpfen ernährt werden mußten! Doch trat jetzt der für die Engländer glückliche Umstand ein, daß alsbald nicht Wenige der Districte, in welche Abessynien zerfiel,

Digitized by Google

mit ihren Fürsten und Statthaltern gegen den König Theodor, der sie bisher mit orientalisch-despotischer Strenge in Ordnung gehalten hatte, revoltirten, und, in der Hoffnung durch die Invasionsarmee ihre Unabhängigkeit zu erhalten, derselben gegen Bezahlung Zug- und Schlachtvieh zu liefern sich erboten. So insbesondere Kassah, der Häuptling von Soho, mit welchem deßhalb ein besonderer Vertrag abgeschlossen wurde; so auch Kassai, der Fürst von Tigré, welcher — ein Hauptfeind Theodors — sofort 2000 Schlachtochsen in's englische Lager treiben ließ.

Am 4. Januar 1868 traf Sir Robert Napier von Bombay aus mit seinem Stab bei der Armee ein und nun begann das Vorrücken in der Richtung nach Senafé, wobei Oberst Merewether stets den Vortrab führte. Allein wenn man bedenkt, daß die furchtbarsten Terrainschwierigkeiten — bald ging's durch Sümpfe und Wälder, bald über Felsabhänge und Schluchten — zu überwinden waren und daß man erst nothdürftige Wege herstellen mußte, um die Kanonen, den Proviant und das Futter für die Thiere forttransportiren zu können; wenn man dies bedenkt, so wird man begreifen, daß die kleine Armee sich erst nach Wochen in Senafé zu concentriren vermochte, obgleich dieses nicht viel mehr als 60 englische Meilen von der Annesleybay entfernt liegt. Am 26. Januar begann der Vormarsch von neuem und am 22. Februar befand sich das Hauptquartier in Ad-Abagim, während Oberst Merewether mit seinem kleinen Avantcorps bereits bis Antolo, 136 englische Meilen von der Annesleybay entfernt, vorgedrungen war. Das Haupthinderniß des Vorrückens hatte dießmal der Mangel an Trinkwasser gebildet und diesem Mangel konnte durch das Anlegen von Bohrbrunnen nach amerikanischem System nur nothdürftig abgeholfen werden. Von guter Vorbedeutung war es dagegen, daß in Ad-Abagim Kassai, der Fürst von Tigré, sich dem Oberbefehlshaber Napier stellte, um mit ihm in aller Form ein Schutz- und Trutzbündniß abzuschließen.

Am 14. März stand die Vorhut in Mussik, die Hauptmacht aber in Attala, wo sofort eine Station für Transport und Verproviantirung angelegt wurde. Am 23. März hatte die Vorhut sich der Festung Magdala bereits auf 40 englische Meilen genähert; die Hauptmacht aber lagerte in Lat, einem großen Ort in der Nähe des Ashangisee's. Blut war bis jetzt noch keines geflossen, denn König Theodor hatte es diese ganze Zeit über nicht gewagt, sich den Engländern zu stellen, sondern wollte sie vielmehr mit seiner ganzen Kriegsmacht, welche übrigens durch den Abfall so vieler Fürsten und Häuptlinge sehr zusammengeschmolzen sein mußte, in seinem für unüberwindlich gehaltenen Magdala erwarten. Sir Robert Napier wußte also, daß der Feldzug nur erst in Magdala selbst zu Ende geführt werden könnte, und brach sofort zu Anfang April 1868 von Lat gegen Magdala auf. Man marschirte in drei Brigaden und die Soldaten trugen kein Gepäck, um desto leichter fortkommen zu können.

Am 26. April 1868 lief folgendes Telegramm vom General Napier beim auswärtigen Amte in London ein: „König Theodor geschlagen bei Magdala. Er übergab alle Gefangenen und zog sich auf Magdala zurück. Magdala am 13. April mit Sturm genommen. Theodor getödtet. Die

Digitized by Google

Truppen erlitten faſt keine Verluſte. Nur 15 Soldaten und 1 Capitän verwundet. 14,000 Mann ſtreckten die Waffen." So lautete das Telegramm, und ſo wie es lautete, ſo verhielt es ſich auch, nur mit einigen wenigen Zuſätzen und Verbeſſerungen.

Am Gründonnerſtag, den 9. April nehmlich, langte die Armee vor Magdala an und concentrirte ſich ſofort daſelbſt. Den Tag darauf, am Charfreitag, den 10., machte König Theodor gegen das bei Fahla, einem Vorberge von Magdala, ſtehende engliſche Regiment einen Ausfall und unterſtützte denſelben durch ſeine Geſammtartillerie, auf welche er haupt-

Ricaſoli.

ſächlich vertraute. Allein ſiehe, die Artillerie that auch nicht den geringſten Schaden, wahrſcheinlich ihrer erbärmlichen Bedienung wegen, und ſeine Truppen gaben ſchon nach der erſten wirkſamen Salve, welche ſie von den Engländern erhielten, Ferſengeld. So kam es, daß ihrer mehr als 500 durch die wohlgezielten engliſchen Schüſſe getödtet wurden, während die Engländer auch nicht einmal einen Verwundeten zählten. Dieß machte den tiefſten Eindruck auf den Negus und in der Vorausſicht, daß er unterliegen müſſe, wenn er den Kampf fortſetze, ſchickte er ſofort zwei Parlamentäre, denen er den Miſſionär Flad und den Lieutenant Prideaux

Digitized by Google

als Dolmetscher und Begleiter mitgab, an den General Napier, um Unterhandlungen mit ihm anzuknüpfen. „Er wolle", ließ er ihm sagen, „die Gefangenen unter der Bedingung, daß Großbrittanien mit ihm einen Bündnißvertrag errichte, sämmtlich freigeben." Allein der General erwiderte kurzweg, die Gefangenen müßten, ehe er sich in irgend eine Verhandlung einlasse, ohne jede Bedingung freigelassen werden, und mit diesem Bescheid kehrten die Parlamentäre nach Magdala zurück. Solches ging am Samstag früh, den 11. April, vor sich; am Mittag aber kamen die Parlamentäre, abermals von Flad und Prideaux begleitet, schon wieder, um ihre Vorschläge zu erneuern. Mit dem Unterschied jedoch, daß sie statt des vorhin geforderten Bündnißvertrags nur noch auf den Abschluß eines einfachen Friedens bestanden. Auch brachten sie eine ganze Heerde von Ochsen und Schafen als Präsent mit, um den Oberbefehlshaber milder zu stimmen, und benahmen sich überdem äußerst demüthig. Doch Sir Robert Napier blieb fest und bestimmt bei seiner ersten Antwort und befahl ihnen zugleich, die Ochsen und Schafe wieder mit sich fortzunehmen. Sie schickten sich also an, abermals unverrichteter Dinge nach Magdala zurückzukehren; allein siehe da, noch ehe sie das Lager verlassen hatten, kamen die Gefangenen, welche der Negus soeben ohne jedwede Bedingung freigelassen hatte, daselbst an.

Diese Handlungsweise des Königs Theodor dürfte auf den ersten Anblick auffallend erscheinen, allein sie hatte ihren guten Grund. Kaum nehmlich waren die Parlamentäre zum zweiten Male abgegangen, so ließ der König den gefangenen Rassam vor sich kommen, um ihn zu fragen, wie er es anfangen solle, um von Sir Napier keine allzuharten Bedingungen zu bekommen, und dieser erklärte ihm, daß der General nur sehr schwer zu irgend einer Nachgiebigkeit sich herbeilassen würde, wenn der Negus fortfahre, ihm das erst gestellte Ansinnen, das der bedingungslosen Freigebung der Gefangenen, abzuschlagen. Dieß Wort wirkte, und also nur allein, um den General moralisch zu gleicher Großmuth zu zwingen, gab er den Gefangenen ihre Freiheit. Allein die Regierung von England hatte die abessynische Expedition mit ihren riesigen Kosten natürlich nicht blos deßwegen unternommen, um die paar eingesperrten Menschen, die zum Theil gar nicht hoch anzuschlagen waren, aus dem Gefängniß zu erlösen, sondern vielmehr deßwegen, um sich dafür, daß ein barbarischer König es gewagt habe, dem Reiche Großbrittanien Trotz zu bieten, eine eclatante Genugthuung zu verschaffen — deßwegen, um all' den verschiedenen Völkerstämmen Afrikas und Asiens Furcht einzujagen, damit sie sich nicht gelüsten ließen, eine ähnliche Frechheit zu begehen, und von diesem Gesichtspunkt ausgehend, konnte sich Sir Napier unmöglich mit der bloßen Gefangenenfreigebung begnügen. Demgemäß schickte er nun seinerseits einen Parlamentär nach Magdala und verlangte die Uebergabe der Festung auf Gnade und Ungnade.

Vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit hatte Sir Napier dem Negus gegeben und diese vierundzwanzig Stunden waren am Ostermontag Mittags 2 Uhr abgelaufen. Der Negus aber unterwarf sich während dieses Termins nicht nur nicht, sondern gab verächtlicher Weise nicht einmal eine Antwort. Er verließ sich wohl auf die Unüberwindlichkeit

Digitized by Google

Magdalas; doch — zu seinem eigenen Unheil. Um 2½ Uhr Mittags nehmlich begann das Bombardement der Festung und zwei Stunden später erfolgte der Befehl zum Sturm. Jetzt galt's, denn in der That hatte Magdala schon von Natur eine so feste Lage, wie sonst vielleicht kein anderer Ort in der Welt. Auch leistete König Theodor mannhaften Widerstand, fest entschlossen zu siegen oder zu sterben. Allein der Muth seiner übrigen Mannen war schon von dem blutigen Charfreitagstreffen her gebrochen und so warfen sie sämmtlich die Waffen weg, als die ersten Engländer an Strickleitern über die Pallisaden hinaufstiegen. Dem Negus, bei dem nur fünf Tapfere bis an's Ende aushielten, rief man zu, sich zu ergeben. Er sah, daß ihm keine Wahl blieb, als die zwischen Gefangenschaft oder Tod. Er wählte den letzteren und schoß sich eine Kugel vor den Kopf. So starb er, wenn nicht wie ein Held, so doch sicherlich nicht wie ein gewöhnlicher Mensch. Hätten nur ihrer Fünfhundert es ihm an Mannhaftigkeit gleichgethan, so würden die Engländer Magdala nicht ohne schwere Verluste erstürmt haben.

Doch es kam, wie es kam, und 14,000 Feinde streckten die Waffen. Ihrer Tausend lagen todt oder sterbend, während von den Engländern nur sechzehn, fünfzehn Soldaten und ein Officier, leicht verwundet wurden. Der Erfolg war also ein ungeheurer; doch wenn man ehrlich sein will, wird man nicht zugestehen müssen, daß der Kampf für die Abessynier von Anfang an nur ein hoffnungsloser sein konnte? Man bedenke doch den Gegensatz zwischen einem englischen Heere mit englischen Waffen und einer Streitmacht roher ungeschulter Barbaren, die fast durchaus nur Speere führten und wenn sie Musketen hatten, mit denselben nicht umzugehen verstanden! Man bedenke doch, daß die englischen Armstronglanonen die elende feindliche Artillerie fast augenblicklich zum Schweigen bringen mußten! Dessenungeachtet gebührt dem abessynischen Feldzug dennoch ein ganz außerordentliches Verdienst, das Verdienst nehmlich, daß nicht die Abessynier, sondern das Land Abessynien besiegt wurde. Die Natur kämpfte gegen die Engländer und was für eine Natur! Gewiß etwas Aehnliches ist nicht versucht worden, seit Souwarow seine Truppen über den Sanct Gotthart führte! Fast Zoll für Zoll mußte sich Sir Napier erst den Weg bahnen und der eben so mühsame als gefährliche Marsch ging über jäh abstürzende Klippen und an schwindelnden Abgründen vorüber. Dazu kam dann noch die Kälte auf Alpenhöhen von 12,000 Fuß über dem Meer und in andern Gegenden der vollkommene Mangel an Wasser. Kurz also, der Feldzug war ein glorioser und somit hatte auch der Siegesjubel in London, als das oben angeführte Telegramm veröffentlicht wurde, seine volle Berechtigung.

Ueber die Expedition selbst bleibt mir jetzt nur noch Weniges zu sagen übrig. Nach der Stürmung der Festung wurde dieselbe der Plünderung Preis gegeben; die Beute erwies sich aber als eine keineswegs nennenswerthe. Sie bestand aus vier Königskronen, etlichen hundert Stück Silbergeschirr, 30 Kanonen, 4000 Gewehren, 10,000 Speeren und 10,000 Schilden. Baargeld fand sich fast keines, aber an Curiositäten war kein Mangel. Mit den Gefangenen konnte man nichts anfangen, und so ließ man sie nach einigen Tagen laufen. Nur den siebenjährigen

Digitized by Google

Sohn des Königs Theodor nahm Sir Napier mit sich nach Bombay, um ihm dorten eine gute Erziehung geben zu lassen. Was die eroberte Festung selbst betrifft, so hatte sie für die Engländer ebenfalls keinen Werth, da der Entschluß von Anfang an feststand, Abessynien alsobald nach vollzogener Execution wieder zu räumen. Sie wollten ja nicht erobern und noch weniger das Eroberte festhalten — was hätten sie auch aus einem Alpenland wie Abessynien für einen Nutzen ziehen können? — sondern sie wollten einen Barbarenkönig strafen, weil er sich an einigen ihrer Mitbürger vergriffen hatte, und so den Völkerschaften Asiens und Afrikas einen heilsamen Schrecken vor ähnlichen Missethaten einjagen. Damit nun aber dieser Schrecken ein um so größerer würde, beschloß Sir Napier, die Festung Magdala in die Luft zu sprengen, und am 17. April ward dies Zerstörungswerk vollbracht. Gleich darauf, noch am selben 17., trat er mit seinen Truppen den Rückmarsch nach der Anneslеybay an, und da man den Weg jetzt kannte, da überdieß die großen Häuptlinge, welche natürlich nach des Negus Tod unabhängig geworden waren, besonders die Fürsten Gobatzye und Kassai, in freundschaftlichster Weise Mundvorräthe aller Art zuführten, so ging dieser Rückmarsch viel schneller und unbeschwerlicher von Statten, als kurz zuvor der Einmarsch. Schon am 2. Juni befand sich kein englischer Soldat mehr auf abessynischem Grund und Boden und damit hatte die ganze Expedition ihr Ende erreicht. Etwas theuer übrigens war sie England zu stehen gekommen, auf mehr als 8 Millionen Pfund Sterling, das ist auf mehr als 96 Millionen Gulden; allein was lag an dem Gelde, da das Ende derselben der Armee Ruhm und Ehre, dem Staate einen ungeheuren moralischen Nutzen brachte? Wie ganz anders verhielt es sich mit der Expedition nach Mexico, welche vielleicht zehnmal so viel Geld und Geldeswerth verschlang — von der decimirten Armee gar nicht zu reden — und schließlich mit der Schmach endete, daß der Kaiser Napoleon dem Räumungsbefehl der Vereinigten Staaten von Nordamerika Folge leisten mußte!

Auf diese Art war es gekommen, daß das sonst so außerordentlich friedliebende England in einen auswärtigen Krieg verwickelt wurde, und merkwürdig, selbst einen inneren hätte es beinahe durchzumachen gehabt, trotzdem es seit Jahrhunderten unter die Staaten gehört, welche durch friedlichen Ausbau ihrer Institutionen den Forderungen ihrer Völker gerecht zu werden sich bestreben. Allein die Ursache hievon ist nicht allzu entfernt zu suchen, denn der Staat Großbrittanien hat einen wunden Fleck, welcher bis jetzt nie gründlich geheilt, sondern nur oberflächlich verpflastert wurde, und dieser wunde Fleck heißt Irland.

Man hat schon oft Irland das englische Polen genannt und es ist etwas Wahres an dem Vergleich, besonders wenn man daran denkt, wie gewaltthätig die Irländer von Anfang an von den Engländern behandelt wurden. Ja den dauernden Besitz Irlands setzte sich bekanntlich England erst unter Cromwell, dessen puritanische Soldaten die durch und durch katholischen Irländer furchtbar mißhandelten, und natürlich mußte dadurch der alte Stammhaß zwischen Celten und Sachsen unendlich gesteigert werden. Dazu kam denn doch, daß die späteren englischen Regenten die Hauptmasse des irischen Grund und Bodens confiscirten, um denselben

Digitized by Google

in größeren Portionen als Baronien an proteſtantiſche Adelige zu vergeben, und zwar unter der ausdrücklichen Stipulation, daß nie auch nur das kleinſte Stück Land an Katholiken veräußert werden dürfe. Ganz auf gleiche Weiſe ward auch das Vermögen der katholiſchen Kirche confiscirt und der anglicaniſchen Geiſtlichkeit anheimgeſtellt. Ja noch mehr, die armen katholiſchen Irländer, welche ſich durch die genannten harten Maßregeln aus früheren freien Grundbeſitzen zu Pächtern, Afterpächtern und Taglöhnern der reichen proteſtantiſchen Barone herabgedrückt ſahen, mußten aus ihren Pachtſtückchen an die reich dotirten proteſtantiſchen Biſchöfe und

Ratazzi.

Geiſtlichen auch noch den Zehnten leiſten, während ihre eigenen katholiſchen Seelſorger vom Staate auch nicht die geringſte Beiſteuer zur Exiſtenz erhielten! Das war eine Tyrannei, welche über alle Begriffe ging — eine Tyrannei, welche die Hauptmaſſe der inländiſchen Einwohnerſchaft, die ſelbſt bis in die neueſte Zeit herab trotz der begünſtigten proteſtantiſchen Einwanderung zu neun Zehntheilen gut katholiſch geblieben iſt, geradezu in's Sklaventhum herabdrückte.

Ein ſolcher unnatürlicher Zuſtand konnte natürlich nur durch Gewalt aufrecht erhalten werden, gerade wie dies auch in Ruſſiſch-Polen geſchieht;

Digitized by Google

allein im Verlaufe der Zeit und besonders in unserem jetzigen aufgeklärten Jahrhundert begannen die englischen Staatsmänner einzusehen, daß dieß nicht der Weg sei, welcher zum Ziele führe. Sie sahen ein, daß es, um die Irländer in gute Staatsbürger zu verwandeln, durchaus nöthig sei, das begangene Unrecht gut zu machen; daß man vor allen die Irländer den Engländern rechtlich gleichstellen und ihnen zugleich Gelegenheit geben müsse, sich ebenfalls einen eigenen Herd zu gründen. So ward denn schon anno 1829 im englischen Parlamente die Katholikenemancipation, das ist die politische Gleichberechtigung der Katholiken mit den Protestanten, durchgesetzt, und verschiedene Jahre später, anno 1847, hob man endlich auch jenes schmähliche Verbot auf, laut welchem keine Katholiken sich in Irland Grundbesitz erwerben durften. In Folge dessen wurden verschiedene große Baronien, deren adelige Besitzer durch ihre liederliche Wirthschaft bankerott geworden waren, in kleine Parzellen zerschlagen und unter humanen Bedingungen an Irländer verkauft, so daß sich nun ein eigentlicher Bauernstand bilden konnte. Das war allerdings Etwas; aber, mein Gott, wie unendlich wenig gegenüber der jahrhundertelangen gräßlichen Unterdrückung! Ueberdem, welcher großartigen Anstrengungen hatte es nicht — ich erinnere hierbei an den berühmten Agitator O'Connel — bedurft, um selbst dieses Wenige aus dem Hause der Lords herauszutrotzen! Wenn es so fortging, bedurfte es noch verschiedener Menschenalter, um Irland sein volles Recht zu verschaffen, und wo in aller Welt kann man es den Unterdrückten zumuthen, so lange in Geduld auszuharren? So entstand denn ganz naturgemäß in Irland eine Partei, welche nur in gänzlicher Losreißung Irlands von England, nur in der Constituirung einer unabhängigen irischen Republik ein radicales Heilmittel für die Leiden Irlands zu finden glaubte und die ersten Spuren dieser Partei reichen bis weit über das Jahr 1840 hinauf. Natürlich aber wußte dieselbe hinlänglich genau, daß ein solches Ziel nur mit Gewalt erreicht werden könne, und somit predigte sie mehr oder minder offen den Aufstand und die Revolution.

Also gewaltsamen Aufstand gegen England wollte eine Partei von Hitzköpfen; allein mit welcher Aussicht auf Erfolg? Man bedenke nur die geringe Macht Irlands, gegenüber dem starken England! Gewiß es war ein Wahnsinn, auf den Sieg einer irischen Revolution zu hoffen, so lange die Verhältnisse sich nicht total änderten; doch siehe da, sie veränderten sich im Verlauf der Jahre. In Folge des gedrückten Zustandes nehmlich, in welchem sich das irische Volk befand; überdem noch, weil mehrere Jahre hinter einander die Kartoffeln mißriethen, welche fast das einzige Nahrungsmittel des armen Irländers bilden, entschlossen sich ihre Viele, von der grünen Insel nach Amerika überzusiedeln, um sich da eine neue Heimath zu gründen. Es glückte ihnen und natürlich zogen nun ihre verlockenden Briefe eine ganze Menge von weiteren Europamüden nach, so daß die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten bald einem großem Auszug glich. Gegen zwei Millionen schifften bis zum Jahr 1860 über's Wasser und von diesen zwei Millionen war nicht Einer, dessen Seele nicht tiefer Haß gegen England erfüllt hätte. Nun hatte freilich dieser Haß im Anfang wenig zu besagen, denn mit dem bloßen Hassen

Digitized by Google

konnte man Irland nicht befreien und wenn man auch mittelst Geldunterstützungen von Amerika aus einen kleinen revolutionären Putsch in Scene zu setzen im Stande war, wie anno 1848 durch O'Brien, Mitchell und Genossen, so wurde damit nichts erreicht, als eine gewaltsame Niederschlagung des Putsches zum Unheil seiner Anführer. Allein nun kam mit dem Jahre 1860 der große Amerikanische Bürgerkrieg und dieser Krieg gab der revolutionären Partei in Irland ganz neue Chancen. Weil nehmlich die englische Regierung offenkundig die rebellischen Südstaaten unterstützte, bemächtigte sich des Nordens von Amerika eine sehr gereizte Stimmung gegen England und alle Welt prophezeihte damals, daß unmittelbar nach der Niederschlagung des südstaatlichen Aufstandes ein Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Großbrittannien ausbrechen müßte; wenn aber dieser Krieg ausbrach, mußte dann nicht das Cabinet von Washington eine irische Revolution auf alle Weise unterstützen? Lag es dann nicht in seinem Interesse, daß nicht blos die irländischen Revolutionäre mit Geld und Waffen von Amerika aus versehen wurden, sondern daß auch ganze Regimenter von Irländern, welche in der Unionsarmee gedient hatten, nach Irland herausschifften, um ihr Vaterland vom englischen Joche zu befreien? Das waren die veränderten Verhältnisse, von denen ich oben gesprochen habe, und in Folge dieser veränderten Verhältnisse bildete sich das Fenierthum, welches beinahe Großbrittannien in einen inneren Krieg verwickelt hätte.

Fenierthum, Fenier, welch' ein sonderbarer Name! Er bedeutete aber nichts Anderes, als eine Gesellschaft von irischen Brüdern, welche geschworen hatten, ihr Vaterland mit Gewalt der Waffen aus den Banden der Engländer zu befreien. In früheren Zeiten nehmlich, etwa zweihundert Jahre nach Christi Geburt, gab es unter den Irländern einen Häuptling mit Namen Fionn oder Finn, auf englisch Fenian, der sich durch besondere Tapferkeit auszeichnete und den man daher vielfach in Volksliedern besang. Ihm zu Ehren nannten sich daher die in Amerika befindlichen Irländer, in denen der Gedanke der gewaltsamen Befreiung Irlands immer mehr heranreifte, „Finns Brüder" oder Fenier und das Haupt derselben in Amerika war John O'Mahony, ein Ausgewanderter, welchen ein glühender Haß gegen England beseelte. Natürlich aber setzten sich die amerikanischen Fenier sofort mit der gleichgesinnten Partei in Irland, an deren Spitze damals James Stephens stand, in Verbindung und unmittelbar darauf ging es an die Vorbereitungen zu dem beabsichtigten Aufstand. Man warb hüben wie drüben auf's eifrigste, nur mit dem Unterschied, daß alles, was in Irland geschah, heimlich geschah, während die amerikanischen Fenier ziemlich offen zu Werke gingen. Ja sie — die letzteren — hielten sogar zu Anfang des Novembers 1863 einen Congreß in Chicago ab, worin sie ihre Bestrebungen der Welt ganz ungescheut kundthaten; nehmlich zum ersten die Revolutionirung Canadas, d. i. des brittischen Armerikas, damit es von England abfalle, dann zum zweiten die Umwandlung Irlands in eine irische Republik. Nur die näheren Resolutionen hielt man geheim und namentlich wurden auch keine der irischen Verschwornen durch Nennung ihrer Namen compromittirt. Dagegen erschien von jetzt an in Dublin, der Hauptstadt von Irland,

Digitized by Google

eine eigene Wochenschrift: «The Irish People», d. i. „Das irische Volk", welche die Grundsätze der Fenier in ganz Irland zu verbreiten suchte, doch, wie sich von selbst verstand, ohne mit den bestehenden Gesetzen — in England geht bekanntlich die Preßfreiheit sehr weit — einen offenen Krieg anzufangen. Kurz das Fenierthum organisirte sich sowohl in Irland selbst als in Nordamerika und im Jahre 1864 reiste Stephens über den Ocean hinüber, um sich mit den dortigen Brüdern — er reiste unter dem Titel eines Capitän Daly — in's nähere Einvernehmen zu setzen.

Es würde mich nun übrigens zu weit führen, wenn ich mich in's Detail der Fenierrüstungen, die theils in Irland, theils in Amerika stattfanden, einlassen sollte, und darum genüge es zu sagen, daß die Verschwörung im Frühjahr 1865 schon eine Menge von Anhängern gewonnen hatte. Da plötzlich kam ein kalter Schlag. Nachdem nehmlich im Frühsommer 1865 die rebellischen Südstaaten von der Union bezwungen worden waren, zeigte es sich, daß es keineswegs zum Krieg zwischen England und der Union kommen würde, und in Folge dessen fiel auch die Hoffnung weg, daß die Fenier auf eine Unterstützung von Seiten des Washingtoner Cabinets zu hoffen hätten. Dieß entmuthigte einen Theil der amerikanischen Fenier, und sie wollten nun das ganze Unternehmen aufgeben. Der andere Theil aber, der enragirtere, meinte, jetzt müsse man schnellstens losschlagen, denn von der nunmehr entlassenen kolossalen Unionsarmee könnten Tausende leicht gewonnen werden und man dürfe also nicht zuwarten, bis dieselben wieder zu friedlichen Geschäften gegriffen hätten. Gerüchte über Gerüchte schwirrten also durch die Luft und jeden Augenblick erwartete man das bekannte Doppelsignal. Einmal das zur Invasion Canadas von Nordamerika aus und dann das zum Aufstand in Irland, welchen ein großartiger bewaffneter Zuzug von amerikanischen Fenieren unterstützen sollte. Allein — es kam umgekehrt. Schon seit einigen Wochen hatten Eidbrüchige aus den Reihen der irischen Fenier an die englische Regierung Alles, was sie wußten, verrathen und überdieß war von der geheimen englischen Polizei das Rendezvous der irischen Fenier ausgekundschaftet worden. In der Nacht also vom 15. auf den 16. September 1865 besetzte eine starke Polizeiabtheilung das Gebäude des «Irish People» in Dublin, des Hauptquartieres der Verschwörung, belegte sämmtliche dort vorgefundene Papiere mit Beschlag, und verhaftete die beiden Redacteure obiger Zeitschrift, Luby und O'Leary, nebst noch verschiedenen anderen in Dublin anwesenden Fenierführern. Nicht minder wichtige Verhaftungen nahm man zu gleicher Zeit in Cork und sonstigen Städten vor und alle diese Städte wurden sofort in Belagerungszustand erklärt. Ueberdem waren die sämmtlichen Besatzungen in Dublin, Cork und wie die Garnisonen sonst hießen, längst verstärkt worden und rings um die irische Küste herum kreuzte eine ganze Flotte von Dampfern und Kanonenbooten, um jedes von Amerika ankommende Schiff genaustens nach Waffen, Zuzüglern und Geldsendungen zu untersuchen. So gelang es, den projectirten Aufstand schon im Keime zu ersticken, und nachdem im October 1865 vollends auch das gefürchtete Oberhaupt der Fenier, James Stephens, in die Hände der Polizei

Digitized by Google

gefallen war, konnte sich die englische Regierung für vollkommen gesichert erachten.

So endigte der für's Jahr 1865 in Aussicht genommene fenische Aufstand damit, daß ein Dutzend der Rädelsführer — Stephens selbst konnte nicht abgeurtheilt werden, weil es ihm Ende November gelang, mit Hülfe des Gefängnißwärters aus seinem festen Gewahrsam zu entfliehen — zu Zuchthaus und Transportation verurtheilt wurde, und man hätte nun glauben sollen, daß das Fenierthum selbst damit ein Ende genommen haben werde. Auch wäre dieß sicherlich geschehen, wenn nur der Haß der Fenier in Amerika nicht allzutief gewurzelt gewesen sein würde. Zwar allerdings geriethen sie ebenfalls in ziemlichen Verfall, indem eine große Entdeckung, die man machte, die Entdeckung nehmlich, daß John O'Mahony, der Präsident der amerikanischen Fenier, eigentlich nichts sei, als ein Schwindler, der die zu Revolutionszwecken gesammelten Gelder meist zu seinem eigenen Nutzen verwende, gar Viele bewog, von der ganzen Sache abzustehen. Allein nicht Wenige blieben trotzdem dem Fenierthum getreu und wählten sich in einem gewissen Roberts einen neuen Präsidenten. Unter ihm, schworen sie, müsse das große Ziel im Jahr 1866 erreicht werden und in der That traf nun auch Roberts so schnell als möglich die geeignetsten Anstalten. Allein der Erfolg war ein kläglicher, sowohl was Irland selbst, als was das englische Amerika anbelangt, obgleich man aus den volltönenden Ankündigungen hätte schließen mögen, es müsse den Feniern leicht sein, die ganze englische Macht nur so zum Frühstück zu verspeisen.

Im Mai und Juni 1866 nehmlich gewannen fast alle amerikanischen Zeitungen ein ganz eigenthümliches Aussehen und es drängten sich in ihnen die umfassendsten Berichte über fenische Truppensammlungen, über deren Märsche und Gegenmärsche, über die Durchzüge ihrer Reserven, über die Versendungen ihrer Munitions- und Bagagetrains, über die Anordnungen ihrer „Generale", sowie über die Concentrirung ihrer „Armeen". Dann kamen zur Abwechslung Proclamationen des „Präsidenten der irischen Republik", wie sich Herr Roberts nunmehr nannte, und diesen Proclamationen folgten Tagesbefehle und Kriegserklärungen, gerade wie wenn genannter Roberts der Präsident eines wirklich constituirten großen Freistaats wäre und eine Armee von 200,000 kriegsgeschulten bewaffneten Männern hinter sich hätte. Doch welche Maus gebar der Berg? Am 1. Juni setzte eine Fenierschaar von etwa 800 Mann, von Buffalo ausmarschirend, in der Nacht über den Niagarastrom und marschirte einige Meilen weit in's Canadische ein. Dort lagerte sie sich und requirirte von der Nachbarschaft Lebensmittel. Allein wie nun Linienwehr und Bürgermilitär aus einigen schnell allarmirten nahen Ortschaften heranrückte, zog sich die Fenierschaar eilends zurück und es glückte ihrem Commandanten O'Neil, mit dem größten Theil seiner Leute wieder über den Niagara zu entkommen. Alle Welt lachte über den grandiosen Humbug, den man zuvor mit dem Publikum getrieben, und um nun die Schmach davon von sich abzuwälzen, erklärten die Fenier öffentlich, „daß der Marsch O'Neils nur ein kleines Vorspiel gewesen sei, um die englischen Truppen an einen falschen Punkt zu locken, daß dagegen die

Digitized by Google

eigentliche Invasion an einem ganz anderen Punkte erfolgen werde". Auch sammelten sich sofort in der That ganze Haufen von Fenieren an der Gränze von Vermont am Champlainsee, und ihr Oberanführer, der „General" Sweeney benahm sich dort ganz wie der Commandirende einer berechtigten regulären Macht. Nun aber konnte die amerikanische Regierung mit ihrer Einmischung nicht mehr länger zaudern, denn es herrschte ja vollkommener Frieden zwischen England und Nordamerika, und Präsident Johnson erließ sofort eine Proclamation, worin die Fenier als übelgesinnte Individuen, die ein befreundetes Nachbarland mit Krieg überziehen wollten, bezeichnet und alle Civil- und Militärbehörden ermahnt wurden, solchen Bruch der Neutralitätsgesetze zu verhindern. In Folge dessen ward der General Sweeney in St. Albans in Vermont und der Präsident Roberts in Newyork verhaftet; allein der Adlatus Sweeney's, der „General" Spear führte sofort die „Vorhut der Invasionsarmee", die er commandirte, anderthalb tausend Mann stark — das Corps der Armee war, als erst in der Bildung begriffen, noch nicht vorhanden — in's Canadische hinüber, um endlich einmal mit der Annectirung des englischen Amerikas Ernst zu machen. Er begnügte sich übrigens mit einigen Raubstückchen, Verproviantirungen genannt, und als dann ein paar Regimenter regulären Militärs heranrückten, liefen seine Leute zusammt ihm davon, bei welcher Flucht jedoch nicht Wenige, worunter auch verschiedene Officiere, gefangen wurden. Also kläglich endigte auch diese Invasion und die Schlußscene derselben war, daß von den Gefangenen die Höhergestellten als Hochverräther zum Tod verurtheilt, aber natürlich nicht hingerichtet, sondern zu verschiedenen Jahren Gefängniß pardonnirt wurden.

Noch erbärmlicher gestalteten sich die Erfolge des Fenierthums im Verlaufe des Jahres 1866 in Irland selbst, denn diejenigen, welche sich von den amerikanischen Fenieren dazu bestimmen ließen, an der Action Theil zu nehmen, waren entweder solche, die gewohnt sind, Andere für sich die Castanien aus dem Feuer holen zu lassen, und diese — in Deutschland nennt man sie kurzweg „die Advocaten" — beschränkten sich auf anonyme Proclamationen und Aufreizungen, bei denen sie selbst keine Gefahr liefen, oder solche, welche, dem rohesten und geringsten Volke angehörig, den politischen Aushängeschild der Revolution nur dazu benützen wollen, um gemeine Excesse zu begehen und bei diesen Excessen ihrer Brutalität, zum Theil auch ihrem Erwerbssinn Genüge zu thun. An brutalen Handlungen Einzelner, zum Theil auch kleinerer Banden fehlte es daher nicht, und die brutalste derselben war wohl der Versuch, einen ganzen Eisenbahnzug in's Verderben zu stürzen. Dieser wahrhaft teuflische Versuch fand statt in der Grafschaft Westmeath, wo am 18. Februar 1866 schwere Steine quer über die Schienen gelegt wurden, allein die Maschine übersprang das Hinderniß und der Zug konnte zum Stehen gebracht werden, ohne daß er über den dort befindlichen hohen Damm hinabstürzte. Weil übrigens auch einige Mordthaten, unter andern an einem sogenannten „Verräther der heiligen Sache des Fenierthums", mit Namen Clarke, begangen wurden, so nahm die Regierung davon Veranlassung, die strengsten Maßregeln zu ergreifen, und so konnte sie jeden größeren Exceß schon im Keime ersticken.

Digitized by Google

Nach dem Verfluß des Jahres 1866 sahen die amerikanischen Fenier ein, daß ihre Macht zu gering sei, um das brittische Amerika zu erobern, und unterließen von nun an jeden dahingehenden Versuch. Ihrer Rache gegen England entsagten sie deßwegen aber doch nicht, sondern sie gingen nunmehr darauf aus, dieses Reich durch Blutscenen aller Art erst recht in Angst und Verwirrung zu bringen. Zur Einleitung dieser Scenen ward an alle größeren Zeitungen Englands folgende Proclamation gesandt: „Das irische Volk an die Welt. Wir haben Jahrhunderte frevelnder Beleidigungen, erzwungener Armuth und bitteren Elends erduldet. Unsere Rechte und Freiheiten wurden mit Füßen getreten von einer fremden Aristokratie, welche, uns als Feinde behandelnd, unsere Ländereien räuberisch an sich riß und von unserem unglücklichen Vaterland alle materiellen Reichthümer hinwegzog. Die wirklichen Eigner des Bodens wurden entfernt, um dem Vieh Platz zu machen, und wurden über den Ocean getrieben, um sich dort die Mittel des Lebens zu suchen, so wie die ihnen in der Heimath verweigerten politischen Rechte, während unsere Männer des Gedankens und der That Leben und Freiheit zu verlieren verdammt wurden. Wir appellirten vergebens an die Vernunft und den Rechtssinn der herrschenden Gewalten. Unseren mildesten Vorstellungen wurde mit Hohn und Verachtung begegnet. Unsere Berufungen an die Waffen waren immer erfolglos. Aber jetzt, wo uns keine andere ehrenhafte Wahl gelassen ist, greifen wir abermals zu den Waffen, als unserem letzten Mittel. Wir halten uns gefaßt auf die Bedingungen dieses Schrittes, indem wir nehmlich es für besser erachten, im Kampfe für die Freiheit zu sterben, als noch länger in diesem Dasein einer völligen Knechtschaft zu verharren. Alle Menschen sind mit gleichen Rechten geboren, und indem sie sich zusammengesellen, um einander zu schützen und die öffentlichen Lasten zu theilen, erfordert die Gerechtigkeit, daß solche Staatsgesellschaften auf einer Grundlage beruhen, welche die Gleichheit aufrecht erhält, anstatt sie zu zerstören. Wir erklären daher, daß wir, unfähig den Fluch des Monarchismus noch länger zu ertragen, dahin zielen, eine auf allgemeines Stimmrecht gegründete Republik zu errichten, welche Allen den wirklichen Werth ihrer Arbeit sichern soll. Der jetzt im Besitz einer Oligarchie befindliche Grund und Boden von Irland gehört uns, dem irischen Volk, und uns muß er zurückgegeben werden. Wir erklären uns auch zu Gunsten allgemeiner Gewissensfreiheit und für vollständige Trennung von Kirche und Staat. Wir apelliren für die sonnenhelle Gerechtigkeit unserer Sache an das höchste Tribunal. Die Geschichte bezeugt die Schwere unserer Leiden und wir erklären im Angesicht unserer Brüder, daß wir keinen Krieg gegen das Volk von England beabsichtigen; unser Krieg ist gegen die adeligen Heuschrecken gerichtet, gleichviel ob englische oder irische, welche unsere grünen Felder abgefressen haben; gegen die adeligen Blutigel, die dem englischen Volk wie uns das Blut aussaugen. Was euch betrifft, ihr Arbeiter von England, so wünschen wir nicht blos eure Herzen, sondern auch eure Arme. Gedenkt des Hungers und der Entwürdigung, die an euren häuslichen Herd gebracht ist durch die Unterdrückung der Arbeit. Gedenkt der Vergangenheit, blickt scharf in die Zukunft, und rächt euch, indem ihr die Freiheit

Digitized by Google

eurer Kinder schafft, in dem bevorstehenden Kampf für menschliche Freiheit. Und somit verkünden wir die irische Republik. Die provisorische Regierung."

Also lautete die Proclamation, welche in tausenden von Exemplaren in Irland wie England verbreitet und überdem noch von allen brittischen Zeitungen abgedruckt wurde. Auch gestanden die Unpartheiischeren unter den Politikern gerne ein, daß dieselbe sehr viele Wahrheiten enthalte; allein deßwegen war doch Jedermann, der vernünftig dachte, über Zweierlei einig: einmal darüber, daß das ganze Unternehmen ein hoffnungslos-wahnsinniges sei, und zum andern darüber, daß die Verfasser der Proclamation es gar nicht auf eine irische Republik, sondern nur auf blutige Putsche, nur auf brutale Racheacte an England abgesehen hätten. Und beides bewahrheitete sich schon in den allernächsten Wochen und Monaten.

Der erste fenische Crawall wurde im Februar 1867 an der Südwestküste Irlands in der Grafschaft Kerry in Scene gesetzt und beschränkte sich auf das nächtliche Abschneiden von Telegraphendräthen, auf das Ueberfallen einiger Strandwachen und auf das Plündern mehrerer einsam stehender Häuser. Eine große Panik überfiel die ruheliebende Bürgerwelt und in den schnellfliegenden Gerüchten wurde die Zahl der Insurgenten bis zu einer großen Invasionsarmee hinaufgeschraubt. Es stellte sich aber bald heraus, daß die Invasionsarmee blos aus einem Häuflein von Strolchen bestand, welche ein gewisser, aus America herübergekommener O'Connor zusammenzuraffen verstanden hatte. Und gegen diese ärmliche Bande stellte die Regierung mehrere tausend Mann Infanterie, Cavallerie und Artillerie auf! Doch so lächerlich dieß Vielen erscheinen mochte, so that die englische Regierung nur ihre Pflicht, weil es vor Allem darauf ankam, die Unruhe der Gemüther zu dämpfen und eine mögliche Ausdehnung des Aufstands gleich von Anfang an niederzuschlagen. Was jedoch am meisten zur Beruhigung beitrug, war das, daß die römisch-katholische Geistlichkeit Irlands die Einwohnerschaft von freien Stücken warnte, sich an den räuberischen Attentaten der von America herübergekommenen Fenier zu betheiligen, und daß in Folge dessen die in Irland lebenden Irländer, soweit sie nicht zum niedersten Pöbel gehörten, von der proclamirten „irischen Republik" auch nicht das Geringste wissen wollten. So wurde es den englischen Truppen und Behörden leicht, nach verschiedenen vorgenommenen Verhaftungen dem tollen Lärm in der Grafschaft Kerry ein Ende zu machen und die Bürger des Städtchens Chester, die sich alle bereits von den Feniern massacrirt glaubten, lachten nun selbst über ihre tolle Angst. Nicht viel weniger Räuberbandenmäßiges hatte die Fenierbewegung, welche vierzehn Tage darauf im März 1867 in der Nähe von Dublin ausbrach, denn sie beschränkte sich ebenfalls auf das Zerschneiden von Telegraphendrähten, auf das Ueberfallen einzelner Polizeiabtheilungen, auf die Zerstörung einzelner Schienengeleise und was dergleichen Heldenthaten mehr sind. Auch gelang es leicht, mit ein paar Schüssen der anrückenden Soldaten die paar Hunderte von Aufwieglern in die wildeste Flucht zu jagen, und die ganze Räuberaffaire schien mit der Verhaftung ihres Anführers, des „Generals" Massey, des ebenfalls wie O'Connor von America herübergekommenen

Digitized by Google

„Chefs der iriſchen Republik“, wie er ſich nannte, ihr Ende erreicht zu haben. Ja, der Schreck, den die erſten Gerüchte verurſacht hatten, löste ſich abermalen in Hohngelächter auf, wenn man ſich die übrigen Gefangenen, welche zu Dutzenden in Dublin eingebracht wurden, des Näheren betrachtete, denn dieſelben beſtanden in ihrer überwiegenden Mehrzahl aus halberwachſenen zerlumpten Burſchen oder aus arbeitsſcheuem vagabundirendem Geſindel, wie es in großen Seeſtädten ſtets zu finden iſt, und das Jämmerliche und Erbärmliche ihrer äußern Erſcheinung mußte eher Mitleid als Zorn oder gar Angſt erzeugen. Trotzdem lag eine große

Menabrea.

Beunruhigung in dem Gedanken, daß das americaniſche Fenierthum Irland nie zur Ruhe kommen laſſen werde, und deßhalb erhielten ſich auch ſtets die mehr oder minder beglaubigten Gerüchte, daß americaniſche Schiffe, mit Waffen und Mannen beladen, an den Küſten Irlands Landungsverſuche zu bewerkſtelligen ſuchten. Was Wunder alſo, wenn die engliſche Regierung rings um dieſe Küſten herum eine Menge von Kriegsſchiffen kreuzen ließ! Was Wunder, wenn ſie in Irland ſelbſt die Habeas-Corpus-Acte auf eine Zeitlang aufhob und in allen Garniſonen ihre Truppen vermehrte! Was Wunder endlich, wenn ſie von den Gefangenen die etwas

Hervorragenderen wenigstens vor Gericht stellte, und den Gerichten in ihrer Aussprüchen freien Lauf ließ! So kam es denn, daß von den Feniern im Mai und Juni Mehrere — meist americanische Irländer — entweder zum Tode oder zu harten Gefängnißstrafen verurtheilt wurden; allein bei Allen trat die Gnade der Königin ins Mittel und von der Vollziehung auch nur einer einzigen Todesstrafe war keine Rede.

Auf diese Art verlief sich der angeblich für die irische Republik im Frühjahr 1867 in Scene gesetzte Aufstand, ohne große Folgen getragen zu haben; die eigentlichen Blutscenen jedoch sollten erst nachkommen. Unter den damals im Frühjahr 1867 in Irland verfolgten americanischen Feniern hatte sich besonders auch ein „Obrist" Kelly, früher Officier in der Nordamericanischen Armee, bemerklich gemacht, war aber so glücklich gewesen nach Frankreich zu entkommen, obgleich ein Preis auf seine Habhaftwerdung gesetzt wurde. Dieser Obrist Kelly nun trieb sich mit einem Kameraden, Kapitän Deasey, ebenfalls einem americanischen Irländer, im September 1867 auf eine verdächtige Weise in Manchester in England herum und eines Morgens um 3 Uhr, am 15. September, wurden beide von der Policei auf der Straße verhaftet, trotzdem sie sich mit ihren Revolvern zur Wehre setzten. Im ersten Verhör gaben sie sich falsche Namen und beriefen sich zugleich auf ihr americanisches Bürgerthum. Geheime Policisten aber, die man eiligst aus Liverpool citirte — natürlich solche Policisten, welche die Regierung früher nach Newyork geschickt hatte, um die Häupter der Fenier-Verschwörung dorten auszuspioniren — erkannten sie als das, was sie waren, und am 17. September mußten sie sich also einem neuen Verhöre unterwerfen. Ein gleiches geschah am 18., und unmittelbar nach dem Verhör sollten die beiden Gefangenen in dem gewöhnlichen Gefangenenwagen unter Bedeckung von sieben Policisten nach dem Gefängniß in Bellevue außerhalb der Stadt gebracht werden.

Inzwischen hatte sich die Nachricht von ihrer Verhaftung wie ein Lauffeuer durch ganz Manchester, das unter seiner halben Million Einwohner wenigstens 80,000 Inländer zählte, verbreitet, und kaum hatte daher der gut verschlossene Wagen den Viaduct unter der Londner und nordwestern Eisenbahn erreicht, so fielen aus einem Hinterhalt Schüsse auf die Policisten, wodurch diese genöthigt wurden, auf ihr Leben bedacht zu sein. Sie ließen also den Kutscher halten und rannten auf den Platz zu, woher die Schüsse kamen. Allein in diesem Momente wurde der Wagen von etlichen und dreißig Inländern umringt und dessen Thüre, nachdem der Kutscher vom Bocke geschossen, mit gewaltigen Steinen eingeschlagen, so daß die Gefangenen herausschlüpfen konnten. Inzwischen waren die Policisten längst umgekehrt und machten sofort einen Angriff auf die Irländer. Deren Uebermacht aber war zu groß und das Gefecht endigte damit, daß von den Policisten mehrere neben den erschossenen Pferden schwer verwundet auf dem Platze blieben, während die Gefangenen befreit und deren Befreier sämmtlich bis auf Einen, den man faßte, entsprungen waren. Ueberdem hatte der Führer des Wagens lebensgefährliche Wunden erhalten und ein zufällig Vorübergehender lag mit einer Kugel durch den Kopf leblos da.

Digitized by Google

Man kann sich denken, welche Aufregung diese schreckliche Blutscene in der Stadt Manchester hervorrief. Starke Polizeimannschaften durchstreiften die ganze Nacht hindurch alle Straßen und wo ein Verdächtiger sich blicken ließ, wurde er festgenommen. Berittene Piquets vertheilten sich in der ganzen Umgegend, um nach den Flüchtigen zu fahnden, und nach allen Enden des Königreichs spielte der Telegraph, damit kein Schuldiger zu Schiff entkomme. Ohnehin aber setzte man große Belohnungen auf die Wiedereinbringung Kelleys und Deaseys aus, so wie nicht minder auf die Entdeckung der Häupter der Verschworenen, denn offenbar war die oben geschilderte Befreiung nur durch eine wohlüberlegte Verschwörung gelungen. Trotz allem dem erwiesen sich die Bemühungen der Behörden längere Zeit, fast anderthalb Monate lang, als vergebliche und in Folge dessen steigerte sich die Angst unter dem Publikum so, daß man unter jedem Schlapphut bereits einen Mörder und Fenier vermuthete. Endlich aber hatte man die Haupträdelsführer des Mordcomplottes, Allen, Larkin Gould, Shore und Maguire bei einander und, vor Gericht gestellt, wurden sie sofort am 1. November zum Tode am Galgen verurtheilt, während man ihre minderschuldigen Mithelfer auf kürzere oder längere Zeit ins Gefängniß sperrte. Ja noch mehr, am 23. November vollstreckte man, um endlich einmal ein Exempel zu statuiren, an den drei Stärkstgravirten Allen, Gould und Larkin die Todesstrafe und nun hoffte man, daß das Fenierunwesen ein gänzliches Ende gefunden haben werde. Allein politische Hinrichtungen erscheinen der unterdrückten Parthei stets wie Morde und so sollte auf jene Hinrichtungen in London selbst ein Nacheact folgen, wie ihn diese Stadt seit der berüchtigten Pulververschwörung nicht mehr gesehen hatte.

Wie in Manchester den Oberst Kelley und den Capitän Deasy, so hatte man fast zu gleicher Zeit in London die beiden Fenierhäuptlinge Burke und Casey festgenommen und in eines der festesten Gefängnisse, nehmlich ins sogenannte Clerkenwell-Gefängniß gebracht. Dasselbe liegt auf der Nordseite der Stadt, und hat seiner Bauart und starken Ringmauern wegen eher das Ansehen einer großartigen Burg; seine Umgebung aber ist eine ärmliche, denn rings herum, nur durch enge Gassen von ihm getrennt, stehen lauter alte Baracken von Wohnhäusern, welche von armen Arbeiterfamilien buchstäblich überfüllt sind. Also hier im Clerkenwellgefängniß saßen die Fenier Burke und Casey und sahen ihrer Strafe entgegen, da sie bei Dublin im Frühjahr mitgefeniert hatten. Allein sie hatten Freunde außen entschlossene, ja bis aufs äußerste entschlossene Freunde und diese kamen sofort überein, den Londonern zu zeigen, wessen die Fenier fähig seien. Also am 13. Dezember 20 Minuten vor vier Uhr Mittags brachten zwei Männer und ein Weib auf einem Schiebkarren ein Faß in eine der genannten engen Gassen, welche auf der einen Seite vom Gefängniß, auf der andern von eilf elenden Baracken begränzt war. Sie brachten das Faß vom Karren herunter, rollten es hart an die massive Gefängnißmauer und eilten sofort von dannen. Ein Polizeimann bemerkte dieß, vermuthete dabei etwas Unrechtes und lief ihnen nach, sie zu verhaften. Er hätte besser gethan, nach dem Faß zu sehen und dasselbe in Beschlag zu nehmen, denn es war eine von oben bis unten mit Pulver gefüllte Tonne, von deren

Digitized by Google

Spundloch eine regelrechte Lunte herabhing. In demſelben Augenblick nun, in welchem der Polizeimann forteilte, erſchien ein wohlgekleideter, faſt gentlemanmäßiger Herr, zündete, als er nahe genug gekommen war, die Lunte an ſeiner brennenden Cigarre an und ſprang dann eilends in einen Wagen, der ihn ganz in der Nähe erwartete, um im Galopp mit ihm davon zu fahren. Soviel wurde ſpäter ermittelt, indem einige Knaben in der Nähe ſo ziemlich Alles genau mit anſahen. Was nun aber folgte, war fürchterlich. Von der Gewalt des explodirenden Pulverfaſſes nehmlich ſtürzte die maſſive Gefängnißmauer gegen fünfzig Ellen weit ein und ihre Steine wurden bis in das Innere des Hofes getrieben, wo ſie jedoch unſchädlicherweiſe niederfielen. Von den gegenüber liegenden eilf Häuſern brachen zwei ganz zuſammen; bei den andern aber ſpalteten ſich die Mauern und die Fenſter, die Dächer, ſogar die Möbels zertrümmerten in tauſend Stücke. Ja bis in die Nebenſtraßen drang die Exploſion und dieſelben bedeckten ſich mit Trümmern von Thüren, Ziegeln und Glasſcheiben. Was jedoch das Allerfurchtbarſte, von den Bewohnern jener eilf Häuſer wurden nicht blos ſieben augenblicklich getödet, ſondern vierzig Andere erhielten ſo gräßliche Verwundungen und Verſtümmelungen, daß ſie entweder ſpäter ebenfalls ſtarben oder ihrer Lebtage Krüppel bleiben. Ueberdem, die meiſten der ſo ſchwer Betroffenen waren Kinder oder Weiber! Das war das Scheußlichſte, was das Fenierthum je ausgeheckt hatte; offenbar zu keinem andern Zwecke, als um den beiden Gefangenen Burke und Caſey Gelegenheit zu geben, in der Verwirrung ihre Flucht zu bewerkſtelligen!

Es gelang ſogleich zwei Männer und ein Weib, Thimothy Desmond, Jeremia Allen und Ann Juſtice, als verdächtig, die Pulvertonne an Ort und Stelle geſchoben zu haben, in Verhaft zu nehmen, und dieſe dreie wurden auch von den Geſchworenen als des überlegten Mords für ſchuldig erklärt. Allein was ſollte es bedeuten, wenn man dieſe drei untergeordneten Individuen, einen Schneider, einen Schuſter und ein Waſchweib, hinrichtete? Sie waren natürlich nur elende bezahlte Werkzeuge; nur die Opfer der eigentlichen Verſchwörer, und dieſer ſelbſt habhaft zu werden, gelang nicht. Soviel wußte man, es beſtand eine ſchändliche Verſchwörung, welche es auf nichts Anderes abgeſehen hatte, als durch Brandlegung und Meuchelmord das engliſche Volk in ſteter Angſt zu erhalten, aber wenn man auch dies wußte, und wenn man auch die Fäden der Verſchwörung bis nach America hinüber verfolgen konnte, was half's? Die Verſchwörer ſelbſt entgingen dem rächenden Arm der Gerechtigkeit! Nicht Wenige erhoben daher laut ihre Stimmen dahin, daß man, um das Fenierthum auszurotten, die Irländer ſelbſt ausrotten oder wenigſtens aus Altengland vertreiben müſſe; allein dieſe Stimmen verhallten, ohne bleibenden Eindruck zu machen, denn man berechnete, daß in Altengland über 600,000 Irländer leben, von denen die Meiſten ſich durch den Fleiß ihrer Hände ehrlich und redlich fortbringen, und einzelner weniger Verbrecher wegen konnte man nicht Hunderttauſende ins Elend jagen!

Wenn man nun aber davon abſtand dem Fenierthum auf die genannte Art zu Leibe zu gehen, wie ſollte man ſich dann helfen? Die Antwort lautete: auf doppelte Weiſe. Einmal durch geeignete Vorſichts-

Digitized by Google

maßregeln, um ſolche Blutſcenen, wie die von Mancheſter und London, für die Zukunft unmöglich zu machen, und zum andern dadurch, daß man das früher an Irland begangene Unrecht vollends ganz austilgte. Den Anfang zum letzteren hatte man mit der Katholikenemancipation gemacht und ein weiterer Erſatz war das Geſetz geweſen, welches den Verkauf kleinerer Farmen an Irländer erleichterte. Wenn man nun zum Dritten ſchritt, dazu nehmlich, der engliſchen Staatskirche das in Irland unrechtmäßig erworbene Eigenthum abzunehmen und aus deſſen Ertrag die katholiſchen Geiſtlichen der grünen Inſel zu dotiren — wenn man ſo weit gieng, ſo mußten nothwenig die bei weitem meiſten Söhne

Antonelli.

Grün-Erins, welche bekanntlich mit Leib und Seele dem Katholicismus anhängen, verſöhnt werden und von dieſen Verſöhnten war dann kein Einziger dem Fenierthum mehr zugänglich. So calculirten die Weiſeren der brittiſchen Staatsmänner und wenn nicht alle Anzeichen trügen, ſo wird der bisherigen Alleinherrſchaft der engliſchen Hochkirche in Irland ſchon im Verlauf des Jahrs 1869 ein Ende gemacht werden. Durch das Recht des Stärkeren iſt noch nie ein beſiegtes Volk gewonnen worden; es wird es nur dadurch, daß der Eroberer es ſich in Allem gleichſtellt.

Wir kommen nun noch zuletzt auf das Land Italien zu ſprechen, auf das Königreich ſowohl, als den Binnenſtaat innerhalb deſſelben, welcher

Digitized by Google

den Namen Rom führt. Einen mächtigen Schritt zu der Herstellung seiner Einheit hatte das Land im Jahr 1866 gethan, denn der preußisch-italienische Krieg des genannten Jahrs gegen Oesterreich hatte ihm die herrliche Provinz Venetien eingebracht und zur vollständigen Einheit fehlte jetzt nur noch Rom, der Sitz des Pabstes. Aber selbst in dieser Beziehung war Großes geschehen und dieses Große bestand in der Convention mit Frankreich vom 15. September 1864. Kraft dieser Convention versprach Napoleon III. seine Truppen, die er bekanntlich seit 1849 zum Schutze des Pabstes in Rom stehen hatte, nach Frankreich zurückzuziehen unter der Bedingung, daß der König Victor Emanuel sich verpflichte, weder selbst einen Angriff auf das päbstliche Gebiet zu machen, noch einen solchen von Seiten seiner Unterthanen zu dulden. Verpflichtete er sich hiezu, so sollte der Pabst sich selbst überlassen bleiben, um der Welt den Beweis zu liefern, daß es eitel Verläumdung sei, wenn man behaupte, seine Römer jagen ihn fort, sobald keine fremden Truppen mehr in der ewigen Stadt stehen. Die Convention wurde also vollzogen, obgleich nur langsam und Schritt für Schritt. Der Pabst mußte doch vorher eine Armee haben und . . . und . . . nun es war ein böses Omen, daß er sich diese nicht, wie bei allen andern Staaten der Welt geschieht, aus den eigenen Landeskindern bilden konnte, sondern sich vielmehr gezwungen sah, aus der ganzen katholischen Christenheit, aus Belgien, aus Oestreich, aus Baiern und wie die Staaten sonst hießen, seine theuer bezahlten Recruten zu beziehen. Ja wenn ihm nicht der Kaiser von Frankreich eine ganze Legion seiner eigenen Truppen, die „Legion d'Antibes" überlassen hätte, so wäre die Organisation der päbstlichen Armee vielleicht gar nie oder erst nach sehr später Zeit zu Stande gekommen! Doch gleich viel, nachdem der Pabst eine gehörige Anzahl von Soldaten geworben und sein Kriegsminister dieselben einigermaßen in Ordnung gebracht hatte, zogen die Franzosen — die letzten im December 1866 — ab, und nun stand doch wenigstens keine fremde Macht mehr auf italienischem Boden! Nun war doch wenigstens so viel gewonnen, daß kein auswärtiges Regiment mehr ein Stück von Italien besetzt hielt!

Doch wenn Irgendwer im Ernst glaubte, durch den Pact, welchen die italienische Regierung am 15. September 1864 mit Frankreich einging, werde dem Verlangen der Italiener nach Rom für alle Zukunft ein Riegel vorgeschoben sein, so täuschte er sich ganz außerordentlich. Im Gegentheil, jeder ächte Italiener hält jetzt noch Italien für verstümmelt, und wird es immer für verstümmelt halten, so lange ihm Rom als Hauptstadt fehlt. Es wird Viele, selbst Patrioten geben, welche sagen: „wir müssen warten, weil der rechte Zeitpunkt noch nicht da ist", aber kein einziger italienischer Patriot, den König Victor Emanuel selbst nicht ausgenommen, existirt, welcher zugäbe, der jetzige Zustand der Dinge in Italien sei ein fertiger und könne überhaupt ein fertiger werden, ehe Rom seine frühere Bestimmung als weltliche Hauptstadt Italiens wieder erreicht habe. Kurz Rom ist der Refrain für Alle, für die Hohen wie für die Niedrigen, für die Regierten wie für die Regierenden, für die Liberalen wie für die Conservativen, und der Unterschied zwischen den verschiedenen Partheien ist nur der, daß die Einen sagen: „wir ziehen

Digitized by Google

nach Rom, sobald wir es ungefährdet, das heißt ohne uns einen Krieg mit Frankreich auf den Hals zu laden, thun können," während die Andern, die Männer der Actionsparthei, frischweg und ohne Zögern die nächste beste Gelegenheit ergreifen wollen, um die Tricolore Italiens auf dem Forum Romanum aufzupflanzen.

So denken die heutigen Italiener und so dachten natürlich auch die vom Jahr 1867. Damals wie jetzt gab es Solche, die zauderten und Solche, die vorwärtsdrängten, und das Haupt der Letzteren war von Anfang an der Held Garibaldi, der Befreier Italiens, wie man ihn gewöhnlich nannte. Ihm däuchte die römische Frage am besten so gelöst zu werden, wie Alexander der Große den gordischen Knoten löste, und das Jahr 1867 hielt er für besonders günstig, weil damals ein Krieg zwischen Preußen und Frankreich unvermeidlich schien. Wenn aber der Kaiser Napoleon, eben dieses zu befürchtenden Kriegs wegen, verhindert war, sich in die italienischen Angelegenheiten zu mischen, wer stand ihm, dem Garibaldi, dann im Weg, wenn er mit seinen Freiwilligen gegen Rom marschirte? Etwa die päbstliche Armee? Ja wohl diese aus aller Herren Ländern zusammengewürfelte Truppe war zu fürchten, besonders wenn die Römer selbst, wie Garibaldi mit Bestimmtheit hoffte, einen Aufstand machten! Oder vielleicht die italienische Regierung? Nein noch viel weniger, denn sie sehnte sich innerlich — gleichgültig ob Ricasoli oder Ratazzi Ministerpräsident war — nach nichts mehr, als nach einer Revolutionirung Roms, um dann die Erbschaft der Revolution wie bei Sicilien und Neapel in aller Gemüthsruhe anzutreten. In Garibaldi stand also die Ueberzeugung fest, daß jetzt oder nie der rechte Augenblick, die Hauptstadt Rom zu gewinnen, gekommen sei, und darum forderte er schon im Sommer 1867 offen Freiwillige auf, sich mit ihm zu diesem Siegeszug zu verbinden. Alsobald sammelten sich die römischen Flüchtlinge an den Gränzen des Kirchenstaats, gleichsam den Vortrab der übrigen Freiwilligen bildend; allein der Kaiser von Frankreich drang jetzt so ernstlich in den Ministerpräsidenten Ratazzi, diesem revolutionären Treiben Einhalt zu thun, daß letzterer nicht umhin konnte, der Aufforderung, obwohl erst nach langem Zögern, Folge zu leisten. Er ließ also eine schwache Bande, welche bei Terni in den Kirchenstaat vordringen wollte, durch die italienischen Truppen aufheben, und hoffte damit den Kaiser beschwichtigt zu haben. Dieß war auch der Fall; doch umgekehrt erscholl nun in Italien selbst der Ruf: „Nach Rom! Nach Rom!" immer lauter und stärker, denn die Einmischung Frankreichs erbitterte die Gemüther auf's höchste. Noch höher wo möglich stieg die Erbitterung, als Ende Juli der französische General Dumont nach Rom kam und über die in Antibes geworbene Legion förmlich Musterung hielt. „Wir," rief man voll Wuth in allen Zeitungen, „wir Italiener sollen an den Septembervertrag gebunden sein; wir sollen stricte daran festhalten, nicht ins Römische zu marschiren; der Kaiser Napoleon aber, welcher in jenem Vertrag sich verbindlich machte, alle seine Truppen aus Rom zurückzuziehen, unterhält immer noch französische Truppen in Rom; er unterhält dort eine ganze Legion, bestehend aus lauter französischen Soldaten und commandirt von lauter französischen Officieren. Ja noch mehr eine Legion, die unmittelbar von Frankreich Befehle erhält

Digitized by Google

und zu deren Inspection der Marschall Niel einen eigenen General nach Rom schickt. Er also, der französische Kaiser, kehrt sich nichts an den Septembervertrag; er hat ihn von Anfang an nicht gehalten, wir aber die Italiener, sollen wortgetreu an ihn gebunden sein?" Hierin lag eine ganz gesunde Logik und der Leser wird es nun begreiflich finden, warum die Actionspartei immer heftiger darauf drang, sofort ins Römische einzumarschiren.

In der Mitte des September kam General Garibaldi nach Florenz. Von hier aus beschwor er die Römer sich zu erheben und der päbstlichen Tyrannei ein Ende zu machen. Zu gleicher Zeit forderte er die Jugend Italiens auf, sich unter seine Fahne zu schaaren, damit er mit ihr vereint den Römern zu Hülfe ziehen könne. Sein Ruf erscholl nicht vergeblich und eine große Anzahl von begeisterten Jünglingen sammelte sich an den römischen Gränzen. Den Anklang aber, welchen Garibaldi gehofft hatte, fand er bei weitem nicht, denn nicht vergeblich warnten die Einsichtsvolleren, welche nur zu gut wußten, was von Seiten Frankreichs erfolgen werde, sobald die Invasion zu Stande komme. Auch blieb die italienische Regierung nicht müßig, sondern verstärkte, um ihren öffentlichen Warnungen Nachdruck zu geben, ihre Truppen an der römischen Grenze und ernannte einen tüchtigen General zum Oberbefehlshaber derselben. Sie that dieß um nicht in böse Schwierigkeiten mit dem Kaiser von Frankreich verwickelt zu werden; weil sie aber zugleich wohl wußte, daß es für sie eine Sache der Unmöglichkeit sei, die ganze päpstliche Gränze zu überwachen — dazu hätten, weil diese Grenzen sehr lang sind, 100,000 Mann kaum hingereicht — so beschloß sie der Unternehmung im Nothfall dadurch die Spitze abzubrechen, daß sie den General Garibaldi verhaften lasse. Freilich nur im Nothfall, denn die Verhaftung des von der ganzen Nation gefeierten Helden konnte möglicherweise zu den tumultuarischen Auftritten führen und mußte jedenfalls das Ministerium im höchsten Grade unpopulär machen. Der Nothfall trat übrigens ein. Am 23. September nehmlich reiste Garibaldi von Florenz nach der päbstlichen Gränze ab und — doch wir wollen das Ministerium Ratazzi selbst sprechen lassen. „Die Agitation", so lautet die Erklärung desselben vom 25. September 1867, „durch welche man das Land dahin treiben wollte, die internationalen Verabredungen zu verletzen, ist, weit entfernt sich zu beruhigen, vielmehr lebhafter und kühner geworden nach der förmlichen und bestimmten Erklärung des Ministeriums, daß es entschlossen sei, seine Pflicht zu erfüllen und das gegebene Wort zu halten. Das Ministerium hat sich überzeugen müssen, daß in diesen letzten Tagen eine große Zahl von Freiwilligen sich gegen die Gränze auf den Weg gemacht hat. Niederlagen von Waffen waren vorhanden. Garibaldi wandte sich von Florenz und Arezzo gegen dieselbe Gränze über Asinalunga. Der Zweck dieser Bewegung war jetzt mehr als klar. Die Action hatte in Wirklichkeit begonnen. Daraus ergab sich für die Regierung die unvermeidliche Nothwendigkeit: entweder zu gestatten, daß die Verträge gebrochen würden wider die öffentliche Treue, wider die Autorität des Gesetzes und die Interessen der Nation, oder aber ihrem Wort treu zu bleiben und um jeden Preis die Majestät des Gesetzes aufrecht zu erhalten. Das Ministerium hat seine Pflicht gethan.

Digitized by Google

Die Freiwilligen, welche unterwegs oder bereits an der Gränze waren, erhielten Weiſung nach Hauſe zurückzukehren. Diejenigen, welche nicht gehorchten, wurden dahin zurückgebracht. General Garibaldi wurde zu Aſinalunga im Namen des Geſetzes aufgefordert, umzukehren. Als er ſich weigerte, wurde er nach Alleſſandria gebracht. Die Niederlagen von Waffen wurden weggenommen. Das Miniſterium hat eine ſchmerzliche Pflicht erfüllt. Allein wenn es noch länger gezögert hätte, waren weit beklagenswerthere Folgen vorauszuſehen. Die Verſtändigkeit der Italiener hat, wenn ſie nicht den Schmerz dieſes Schrittes vermindern konnte, ihn doch leichter gemacht."

Mazzini.

General Garibaldi alſo wurde von den italieniſchen Behörden in Aſinalunga verhaftet und gleich darauf am 27. Septemer nach ſeinem Inſelchen Caprera gebracht, wo ihn fortan ſechs Kriegsſchiffe bewachten. Seine Verhaftung hatte keine Revolution, wohl aber ſchlimme Straßentumulte, beſonders in Florenz, zur Folge. Allein die Regierung wurde leicht darüber Meiſter und gratulirte ſich hiezu, weil in Folge deſſen der Kaiſer Napoleon keinen Grund mehr hatte, von neuem eine Schutzarmee nach Rom zu werfen. Mit Unrecht jedoch, denn von den Freiwilligen, die an die päbſtliche Gränze geeilt waren, löſten ſich verſchiedene kleinere Corps keineswegs auf, wie Ratazzi gehofft hatte, und an die Spitze der

Digitized by Google

Zurückgebliebenen stellte sich Menotti Garibaldi, der Sohn des Generals, um das Programm des Vaters durchzuführen. Am 30. September begann sofort die Invasion mit dem Ueberfall von Aquapendente, wo die ersten Freischaaren in's Römische eindrangen, und von nun an gab's bis in die Mitte Octobers fast tagtäglich kleine Scharmützel zwischen den Freischaaren und den päbstlichen Truppen. Es ist aber zweierlei zu constatiren, einmal daß die päbstlichen Truppen fast immer in der Oberhand blieben, weil es den Garibaldischen sowohl an guter einheitlicher Führung als auch an Munition und Waffen gebrach; sodann daß die Actionspartei in Rom selbst trotz aller Proclamationen und sonstigen Bemühungen es nicht dahin brachte, eine ernsthaftere Insurrection in's Leben zu rufen. Die ganze Invasion schien also in ein Nichts verlaufen zu wollen und würde auch wohl schließlich von der päbstlichen Armee ohne fremde Hülfe unterdrückt worden sein, wenn nicht plötzlich der alte General Garibaldi selbst wieder auf dem Schauplatz erschienen wäre. Am 19. October nehmlich entrann er dem von sechs Kriegsschiffen bewachten Caprera auf einem Fischerboote und landete noch in derselben Nacht am Thurme von Vada in der Maremma Livorno's. Von da reiste er über Florenz und Foligno — von Florenz an mit einem Extra-Eisenbahnzug — nach der päbstlichen Gränze und vereinigte sich am 23. October in Scandriglia mit seinem Sohne Menotti, den Oberbefehl über die Freischaaren sofort selbst übernehmend.

Schon gleich nach dem ersten Einmarsch der Garibaldischen in's römische Gebiet gab der Kaiser Napoleon Befehl, seine Transport- und Panzerflotte in Toulon in Bereitschaft zu setzen, und zugleich sammelten sich dort drei Brigaden, welche die neue Expeditionsarmee bilden sollten. Nicht minder richtete er die heftigsten Beschwerdeschriften an den italienischen Premierminister Ratazzi, welchen er beschuldigte, daß er die Freischaaren-Invasion unter der Hand begünstige. Hiedurch wurde die Stellung des Ministers untergraben; völlig unhaltbar aber wurde sie, als jetzt der Telegraph die Flucht Garibaldi's meldete. Das Ministerium Ratazzi reichte also am 20. October seine Entlassung ein und der König Victor Emanuel beauftragte sofort den General Cialdini ein neues zu bilden. Dieser versuchte es verschiedene Tage lang, allein er brachte keines zusammen und das Schlimmste dabei war, daß während seines Versuchs eigentlich keine Regierung bestand. Sonst hätte Garibaldi unmöglich vom 21. bis 23. October in Florenz verweilen und dann von da mit einem Extrazug nach der römischen Gränze reisen können! Weil nun übrigens General Cialdini mit keinem Ministerium zu Stande kam, erhielt General Menabrea den Auftrag hierzu und ihm gelang auch richtig das schwierige Werk. Allein was half es nun, daß das neue Ministerum seinen Amtsantritt am 27. October mit einer Proclamation einleitete, welche das Unternehmen Garibaldi's auf's härteste tadelte? Was half es, daß Menabrea sofort eine größere Truppenmacht aufbot, um weitere Zuzüge von Freischaaren mit Gewalt zu verhindern? In die Zwischenzeit fielen Ereignisse, welche durch all' dieß nicht mehr gut gemacht werden konnten, denn dieselben endigten damit, daß nicht nur die Franzosen Rom von neuem besetzten, sondern daß sie auch italienisches Blut in Strömen vergossen — sie, vor kurzem noch die Verbündeten Italiens!

Digitized by Google

Sobald Garibaldi bei den Freischaaren angelangt war, ließ er am 24. October Viterbo stürmen und beordnete zugleich einige kleinere Corps unter Nicotera und Orsini gegen Rom vorzugehen. Doch handelte es sich hiebei noch nicht um die Eroberung der Stadt, sondern vielmehr nur um ihre immerwährende Beunruhigung. Die Besatzung sollte von den ewigen Wachen, den ewigen Anstrengungen erschöpft, die Bevölkerung aber ermuthigt werden einen nochmaligen Aufstand zu wagen. Am 25. besetzte Garibaldi Monte Maggiore und den Paß von Corese. Auch erhielt er einen neuen Zuzug, so daß die unter ihm vereinigte Schaaren bis auf 4000 Mann anwuchsen. Am 26. October erstürmte er Monte Rotundo, das nur sechs kleine Stunden von Rom entfernt liegt, und zwang die päbstliche Besatzung, die sich übrigens tapfer gewehrt hatte, zur Capitulation. Jetzt wurde die Lage Roms eine fast verzweifelte, und wenn es Garibaldi gelang, seine Schaar auf 8000 Mann zu bringen, so war er der Besatzung bei weitem überlegen. Alle päbstlichen Truppen in der Campagna erhielten daher schnellstens Befehl, sich nach Rom zurückzuziehen, und zugleich beschwor der Papst den Kaiser Napoleon durch den Telegraphen, ihm seine Hülfe nicht länger vorzuenthalten, indem sie sonst leicht zu spät kommen könnte. Solches befürchtete der Kaiser selbst und gab daher den Truppen sogleich Befehl, sich einzuschiffen. Es geschah noch am selben 26. und in der Nacht auf den 27. segelte die Panzerflotte von Toulon ab. Am 28. kam die Flotte in Sicht von Civitavecchia, aber erst am 30. in der Früh gelang die Ausschiffung, des stürmischen Wetters wegen. Um fünf Uhr am Abend desselben Tags zogen die zwei ersten Bataillone der französischen Armee in Rom ein; das Gros folgte in der Nacht und am andern Morgen; Oberbefehlshaber war der Generallieutenant de Failly und unter ihm commandirten die Generale Dumont und Polhès.

Unterdessen war Garibaldi ebenfalls nicht müssig gewesen und hatte seine Vorposten bis Santa-Columba bei Marcigliana, nur noch 8 Miglien — 3½ Stunden — vor Rom vorgeschoben. Ueberdieß überschritt auch die reguläre italienische Armee die päbstlichen Gränzen — die furchtbare Aufregung des Landes zwang die italienische Regierung zu dieser Demonstration gegen das intervenirende Frankreich — und besetzte Aquapendente, Civitacastellana, Ceperano und Frosinone. Was sollte nun aus all' dem Wirrwarr werden? Die italienische Regierung unterstützt von den einsichtsvolleren Patrioten versuchte den letzten friedlichen Ausweg und sandte dem General Garibaldi unter der Hand Boten über Boten, von seinem Unternehmen abzustehen. „Es sei ja ein purer Wahnsinn mit seinen ungeübten und schlechtbewaffneten Leuten, die noch überdem zum großen Theil dem Jünglings-, ja fast dem Knabenalter angehörten, den Kampf mit den wohldisciplinirten und in jeder Beziehung vorzüglich ausgerüsteten Franzosen aufnehmen zu wollen!" Die Wahrheit dieses Satzes konnte dem General Garibaldi nicht entgehen und mit Verzweiflung im Herzen concentrirte er seine Schaaren, im Ganzen jetzt über 7000 Mann, am 2. Nov. in Monte-Retundo, um mit ihnen über Montana nach Tivoli abzuziehen. Dort wollte er sie auflösen, denn von dort konnten sie ungehindert über die Grenzen kommen. Das Verhängniß jedoch hatte es anders bestimmt.

Digitized by Google

In der Morgenfrühe des 3. November nehmlich waren die päbstlichen Truppen in der Stärke von 3500 Mann und geführt von dem General Kanzler, dem römischen Kriegsminister, von Rom ausgezogen, um sich Monte Rotondo's wieder zu bemächtigen. Unmittelbar hinter ihnen folgte die französische Briegade Polhès, 2500 Mann stark und mit Artillerie wohl versehen. Nach 12 Uhr Mittags stießen die Päbstlichen eine Strecke vor Mentana auf die Vorposten Garibaldis, der sich mit seinem Corps auf dem Marsch nach Tivoli befand. Die Ueberraschung der Freischaaren war vollkommen, aber alsbald angegriffen stürzten sie sich doch mit Heroismus in den Kampf. Eine zeitlang schwankte die Wage; da drangen die Päbstlichen, vor allem das Zuavencorps, welche der Legitimist Charette aus der Vendée commandirte, mit Ungestüm vor und die von Hunger und Anstrengung erschöpften Garibaldianer mußten sich hinter die Mauern der Vigna Santucci von Mentana werfen. Aber nun richteten sich die päbstlichen Kanonen auf sie, während sie selbst gar keine Artillerie besaßen, und sie waren gezwungen, abermals zurückzuweichen. In dieser großen Bedrängniß machte Garibaldi eine verzweifelte Anstrengung, den Feind mit zwei starken Colonnen in die Flanken zu nehmen, und der Heroismus der Freischaaren leistete nun das fast unmögliche. Die Päbstlichen wurden geworfen und schon war ihr ganzes Corps nahe daran, vollständig aufgerieben zu werden, als General Kanzler die französische Brigade zu seinem Schutze herbeirief. General Polhès stürmte vorwärts und seine 2500 Mann überschütteten die Garbaldischen mit einem dichten Kugelregen aus ihren Chassepotgewehren. Dieß geschah Mittags 3 Uhr, denn so lange hatte der Kampf bereits gedauert. Nun aber ging er schnell zu Ende, denn — wie der französische Obergeneral sich in seinem Bericht an das Kriegsministerium auszudrücken beliebte — „die Chassepots thaten Wunder und die Garibaldischen sanken zu Hunderten." Dennoch kämpften dieselben auch jetzt noch mit Todesverachtung und selbst unreife Knaben von fünfzehn Jahren stürzten sich mit Pike, Dolch oder Bajonett auf den Feind. Ja eine kleine Schaar, die sich in das burgähnliche Baronenschloß von Montana geworfen hatte, behauptete dieses bis an den andern Morgen und übergab es dann nur unter der Bedingung des freien Abzugs. Kurz die Freischaaren kämpften mit einer Tapferkeit, welcher selbst die Franzosen ihre Achtung nicht versagen konnten; aber ihre Verluste waren ungeheuer, mehr als tausend Todte und Verwundete, während etwa vierzehnhundert gefangen genommen wurden. Den Uebrigen gelang es mit Garibaldi sich nach Correse auf italienischen Grund und Boden zurückzuziehen, wo sie sofort die Waffen niederlegten und sich zerstreuten.

So endete die Invasion Garibaldis in's Römische mit einer vollständigen Niederlage; die Niederlage aber ward ihm nicht von den Päbstlichen bereitet, sondern von den Franzosen, den Verbündeten Italiens, und das war eben das Empörende an dieser Niederlage. Selbstverständlich folgte auf diese die Verhaftung Garibaldis in Figline bei Arezzo auf Befehl der italienischen Regierung, denn so ein gefeierter Nationalheld er auch war, so konnte er doch nicht darauf Anspruch machen, außerhalb der Verfassung und der Gesetze des Staats zu stehen. Nein er besaß keinen Freibrief, als Dictator auf eigene Faust zu handeln und, als wäre er eine

Digitized by Google

Macht für sich, über das Gut und Blut von Tausenden nach Willkür zu verfügen! Man verhaftete ihn also und brachte ihn nach dem Fort Varignano bei La Spezzia. Allein nach kurzem schon amnestirte ihn die Regierung und er lebt jetzt längst wieder als freier Mann auf seiner Duodezinsel Caprera. Für ihn persönlich also hatte die Schlacht von Montana keine bleibenden Nachtheile, wie aber für Italien? Nun die Franzosen stehen jetzt wieder in Rom wie von 1849 bis 1865 und dieses fortdauernde französische Protectorat über den Kirchenstaat abzuschütteln ist bis jetzt der italienischen Regierung nicht gelungen. Doch wird der französische Schutz ewig dauern können? Muß er denn nicht jedenfalls dann ein Ende nehmen, wenn Napoleon III. aufgehört hat, die Geschicke Frankreichs zu lenken? Sobald aber dieser Fall eintritt, welche katholische Macht der Welt würde sich dann den Italienern widersetzen, wenn sie endlich den schon so lange ersehnten Traum zur Wahrheit machen und ihre Fahne auf dem Capitol zu Rom aufpflanzen? Sicherlich also ist das Fortbestehen des Papstes rein nur eine Frage der Zeit und was liegt am Ende daran, ob Rom schon im nächsten oder erst in zehn Jahren die Hauptstadt Italiens wird? Der Schwerpunct liegt darin, daß dieses Ereigniß unmöglich ausbleiben kann.

Freilich Einer glaubt nicht daran und dieser Eine ist jener alte Mann, der nun schon seit mehr als zwei Decennien auf dem Stuhle Petri sitzt. Er träumt vielmehr davon, daß in seiner Person die päbstliche Macht wieder zu der riesigen Position zurückkehren werde, welche sie im Mittelalter eingenommen hatte, und zu diesem Zweck ist er im Begriff ein ökumenisches Concil in Rom abzuhalten. Alle Christen hat er zu demselben eingeladen, auch die Protestanten und Griechen; aber nicht um sich mit ihnen zu versöhnen, oder gar um ihnen Concessionen zu machen; nein, Gott bewahre, sondern weil er davon träumt, daß sie sich ihm sämmtlich freiwillig unterwerfen, daß sie ihn sämmtlich als von Gott eingesetzten Pabst anerkennen werden! Man muß unwillkürlich lächeln ob dem kindischen Gedanken, allein ebenso unwillkürlich wird man an Romulus Augustulus erinnert, mit welchem das weströmische Kaiserreich ein Ende nahm.

Alle Anzeichen weisen also darauf hin, daß Pius IX. der letzte Pabst sein wird, in welchem die geistliche und weltliche Macht noch vereinigt waren, und merkwürdig, Pius selbst arbeitet unwillkürlich, wenn auch ohne Zweifel ganz gegen seine Absicht, daraufhin, die Welt zu überzeugen, daß das weltliche Pabstthum unter allen Umständen abzuschaffen ist. So that er insbesondere in der neuesten Zeit, als er die beiden armen Gesellen Monti und Tognetti hinrichten ließ. Diese zwei hatten sich bei dem Aufstandsversuch betheiligt, welcher beim Andrängen Garibaldis gegen Rom im October 1867 in Scene gesetzt worden war; allein sie hatten dabei nur eine untergeordnete Rolle gespielt und gehörten notorisch nur unter die Verführten, nicht unter die Verführer. Ueberdem zeigten sie große Reue und kein Mensch zweifelte daher daran, daß sie, nachdem sie ein ganzes Jahr gefangen gesessen, vom Pabste begnadigt werden würden. Aber Er, der Nachfolger Christi, Er, der die christliche Liebe und Milde repräsentiren sollte, Er ließ sie im November 1868 hinrichten und bewies damit, daß ein vollständiger Widerspruch darin liegt, welt-

Digitized by Google

licher und geistlicher Pabst zugleich zu sein. Der weltliche Pabst läßt aus Rache hinrichten, der geistliche Pabst ist der Träger der christlichen Milde und Liebe! Kein Wunder, wenn ob diesem häßlichen Racheact ein Schrei der Entrüstung durch die ganze Christenheit gieng und wenn nun selbst die besten Katholiken dem Pabste die Möglichkeit nehmen wollen, für die Zukunft sein Nachfolgerthum Christi durch ähnliche Handlungen herabwürdigen zu können. Er soll aufhören weltlicher Regent zu sein, damit er fähig sei, seinen hohen geistlichen Beruf zu erfüllen.

Fünftes Kapitel.

Die Revolution in Spanien.

Das gegenwärtige Spanien bietet eine ganz eigenthümliche Erscheinung dar, denn dasselbe treibt der Republik mit Riesenschritten entgegen. Man bedenke, das Land, welches bis vor kurzem noch eine Beute des Bigottismus, der Intoleranz und der absolutesten Despotie war, dieses Land ist im Begriff, sich die freisinnigste und aufgeklärteste Verfassung der Welt zu geben! Um dieß verstehen zu können, wird es nöthig sein, einen kleinen Rückblick auf die letzte Geschichte Spaniens zu werfen.

Durch die schmachvolle Regierung der von der Priesterparthei beherrschten Habsburger und ihrer Nachfolger der Bourbons war Spanien auf eine Weise herabgekommen, daß man es mit Achtung nicht mehr nennen konnte, und in diesem traurigen Zustand blieb es bis zum Jahr 1808. Seine Bevölkerung — unter der maurischen Herrschaft über 40 Millionen — betrug damals kaum noch 10 Millionen und mehrere Provinzen, wie Castilien und Estremadura, mußte man nahezu menschenleer nennen. Rechtspflege und Verwaltung befanden sich in einem gränzenlosen Wirrwarr, denn das Land war noch in dieselben Königreiche und Fürstenthümer wie im Mittelalter abgetheilt und in jedem dieser Königreiche und Fürstenthümer — sie hießen: Leon, Valencia, Murcia, Granada, Jaen, Cordowa, Navarra, Aragonien, Asturien, Catalonien, Biscaja, Estremadura, Castilien und die baskischen Provinzen — herrschte ein anderes Gesetz, ein anderes Steuerwesen, eine andere Verwaltung. Ja sogar das Maaß und Gewicht war ein verschiedenes und zum Ueberfluß besaßen Aragonien, Catalonien und Valencia auch noch ihre eigene Münze, die man in den andern Provinzen nicht nehmen wollte. Straßen gab's nur drei; von Madrid nach Cadix, nach Irun und nach Barcelona; die übrigen Wege konnten zur Noth von Pferden, Maulthieren und Menschen benützt werden. Natürlich aber nicht bei schlechtem Wetter und nach Schneegängen, weil man da über die angeschwollenen Bäche — denn Brücken galten als ein Ueberfluß — nicht hinüber konnte. Wie es unter solchen Umständen um den Handel und Wandel, wie um das Postwesen und was dergleichen mehr ist, stehen mußte, kann man sich denken, und oft herrschte in diesem oder

Digitized by Google

jenem Distrikt eine gräßliche Hungersnoth, während in einer Entfernung von dreißig Stunden die Leute alles im Ueberfluß hatten. Noch schlimmer stand es um den Schutz des Handels zur See, denn nachdem die spanische Flotte bei Trafalgar vernichtet worden war, dachte die Regierung nicht nur nicht daran, eine neue zu gründen, sondern ließ sogar die wenigen Schiffe, die noch vorhanden waren, vollends abtackeln. In Folge dessen zerstörten die Engländer, mit denen sich Spanien (seines Bündnisses mit Napoleon wegen) im Krieg befand, auch die Kauffartheiflotte und die Küsten des Mittelmeers wurden fast alle Tage von den Barbaresken geplündert. Ein prächtiger Zustand! Doch noch weit schlimmer war es mit dem Besitz bestellt. Vom Grund und Boden Spaniens gehörte nehmlich nur ein Viertheil dem Bauernstande an, indem die übrigen drei Viertheile theils vom Könige und seiner Familie (Krongüter), theils vom Adel (Majorate), theils aber und hauptsächlich von der Kirche geeignet wurde, und nun kann man sich denken, wie es mit dem Ertrag dieser „Todtenhandgüter" stand. Gerade ebenso vortrefflich wie mit dem Volksunterricht, und mit diesem letzteren stand es so, daß ein Bauer, der lesen und schreiben konnte, eine Rarität war. Ja noch mehr, wenn ein Frauenzimmer es bis zum lesen und schreiben brachte, so kam sie dadurch in den Verdacht, es mit der Sittlichkeit nicht allzugenau zu nehmen, und dieß war bei den hochadeligen Damen gerade so gut der Fall als bei den bürgerlichen. Um so stolzer dagegen durfte das Priesterthum sein Haupt erheben, denn tiefunterthänig lag ihm ganz Spanien zu Füßen. Ueberall an allen Straßenecken und allen öffentlichen Plätzen hatte man Nischen für die Heiligen angebracht und in diesen Nischen brannten vom Abend bis zum Morgen Wachskerzen, damit man des Nachts so gut wie bei Tage beten und opfern könne. Jede Einsiedelei, jedes Kloster, jede Kirche hatte ihren eigenen Heiligen und man stach ordentlich auf einander, welcher Heilige am meisten werth sei. Hatte man da eine Marie, welche die Augen verdrehte, so that man sich dort einen Christus ein, welcher Thränen vergoß, und wuchs hier einem heiligen Franz Xaver das lange Haar fort und fort, so ruhte man anderswo nicht, als bis man ein Kreuzesbild auftrieb, welches Blut schwitzte. Alle Krankheiten wurden durch Amulette und Reliquien geheilt und wenn man doch starb, so versäumte man sicherlich nicht, vorher für die arme Seele durch gut bezahlte Seelenmessen zu sorgen. Dazuhin besaß Jedweder seinen eigenen Engel, seinen eigenen Schutzheiligen, seinen eigenen Fürsprecher im Himmel, und ebenso hatte auch jedes Dorf, jede Stadt, selbst jedes Haus und Schiff seinen eigenen Heiligen. Ja die spanische Nation als solche besaß deren sogar zwei: die Maria von der allerreinsten Empfängniß und den heiligen Jago; die „Tage" dieser sämmtlichen Heiligen aber wurden immer besonders festlich, das heißt mit Tänzen und Gelagen begangen. Dazu kamen dann noch die Hunderte von andern Festtagen; weiter die Umgänge und Processionen, sowie die Römerfahrten nebst den Fahrten der „Virgen del Pilar" zu Saragossa und der „Virgen de Monserrat" in Catalonien; endlich die Saturnalien und Bachanalien zur Christ- und Osterzeit, oder wie die aus dem Heidenthum übernommenen Götzendienereien sonst hießen, und kurz und gut das Priesterthum, das weltliche wie das mönchische (das

der Nonnen natürlich auch nicht ausgeschlossen) hatte ein Leben, wie man es sich herrlicher nicht denken kann. Es gab aber auch in Spanien anno 1808 nicht weniger als 150,000 Priester, Mönche und Nonnen, also auf je 1000 Einwohner: eilfe!

So sah es in Spanien noch bis zum Jahre 1808 aus. Der große Haufen willensstark und patriotisch, aber unwissend und fanatisch; der Adel ohne viel Bildung und Ansehen; in der Königlichen Familie bourbonisches Blut, womit übergenug gesagt ist; nur die Mittelclasse in den Städten, wenn auch nicht allzu zahlreich, doch gescheidt, thätig und mit den Grundsätzen der französischen Revolution vertraut. Nun kam anno 1808 die Invasion Napoleons, von welcher ich früher bereits das Nöthige erzählt habe, und von dieser Invasion an datirt sich der Wiederaufschwung Spaniens. Nicht nur nehmlich erhob sich die spanische Nation fast einstimmig und voll des glühendsten Patriotismus gegen diese Invasion, sondern die Centraljunta, das ist die Regierung der Aufständischen, berief auch anno 1810 die constitutionirenden Cortes nach Cadix, um im Namen des souverainen Volks eine Verfassung für Spanien zu entwerfen, und diese Cortes, deren Mehrzahl den Mittelclassen in den Städten entnommen war, setzten bis zum Jahr 1812 eine Constitution auf, democratischer als je eine zuvor von einem Könige beschworen worden ist. Ja eine Constitution, welche das Loosungswort aller Freisinnigen bis zur französischen Revolution von anno 1848 blieb und vor der alle anderen Verfassungen der europäischen Staaten in den meisten Dingen, obwohl allerdings nicht in allen, die Segel streichen mußten! Freilich blieb sie für's Erste nur zwei Jahre lang in Kraft, nur bis zum Jahr 1814, wo Ferdinand VII. den Thron Spaniens bestieg, denn dieser Regent, dessen Laster zu groß sind, als daß ich länger von ihm reden möchte, hob sie sofort wieder auf, indem er zugleich die liberal und aufgeklärt Denkenden mit einer an den Wahnsinn gränzenden Grausamkeit verfolgte; allein deßwegen hörten doch die Bürger der größeren Städte nebst der ganzen Mittelclasse des Volks und den besseren Arbeitern nicht auf an selbiger Constitution zu hängen und weil ihr lebendiger Geist mehr und mehr in die Nation eindrang, so ließ sich schon damals, wo Ferdinand VII. sich mit seinen Menschheits-Metzeleien schändete, voraussehen, daß ihre Gegner, die Priester und Mönche nebst einem Theil des Adels und der bigott-unwissenden Bauernschaft, mit der Zeit doch unterliegen müßten.

Diese Niederlage kam schon mit dem Jahre 1820, wo die Generale Riego, Quiroga und andere Befehlshaber der auf der Insel Leon versammelten Armee — sie sollte gegen die aufständischen Colonien in America eingeschifft werden — die Verfassung von 1812 ausriefen, denn, merkwürdig, der Ausruf zündete so, daß in einem einzigen Moment ganz Spanien in Flammen stand. Die Mittelclassen in den großen Städten, die Arbeiter und ein großer Theil des Heeres schlossen sich sofort der Revolution an und die gebildeten Reichen traten ihr wenigstens nicht entgegen. Ja selbst Viele vom niederen Volk bezeugten ihren Abscheu gegen die Schändlichkeiten, welche das Priesterthum seither mit Hülfe Ferdinand's VII. ausgeübt, indem sie den Palast der Inquisition anzündeten, Alles zerstörten, was ihnen in die Hände fiel, die Gefangenen

Digitized by Google

befreiten und die Inquiſitoren, deren ſie habhaft wurden, todtſchlugen. Jetzt beſchwor Ferdinand VII., weil er keinen andern Ausweg mehr kannte, die Verfaſſung und berief ſofort die Cortes, um dieſelbe vollends im freiheitlichen Sinne auszubauen. Und in der That eine Menge von guten Geſetzen wurden erlaſſen und ſofort in's Leben eingeführt, beſonders auch gegen die Mönchs- und Nonnenklöſter ſowie gegen den Fortbeſtand des großen geiſtlichen Beſitzes. Allein nach drei Jahren begannen die Prieſter, an ihrer Spitze der Pfarrer Marino, der Kanonicus Triſtani und der Trappiſt Moſen Benet, den Bürgerkrieg, und weil ſie allein

Grant.

nicht fertig werden konnten, riefen ſie die Hülfe der auswärtigen Regierungen an. Dieſe Hülfe wurde ihnen auch wirklich zu Theil und zwar in der Geſtalt von 100,000 Franzoſen. In Wien, Berlin, St. Petersburg und Paris nehmlich herrſchte damals die abſoluteſte Reaction und ſelbſtverſtändlich mußte alſo die democratiſche Verfaſſung von 1812 den dortigen Machthabern ein Greuel ſein. Die Franzoſen kamen alſo und die Folge war die Wiederherſtellung der Zuſtände von 1814 bis 1820.

Dieſelben dauerten von 1824 bis 1833; aber der Leſer erlaſſe mir es, dieſelben im Einzelnen zu ſchildern. Auf der einen Seite Feſte und Prozeſſionen, Mönche und Klöſter allüberall; auf der andern

Digitized by Google

Verfolgungen und Hinrichtungen, eine Schreckensherrschaft, die alle Begriffe übersteigt, und darum auch gränzenloses Elend. Je weiter die Regierung zurückgieng, um so mehr gieng die öffentliche Meinung vorwärts und das ganze Land bedeckte sich mit geheimen Gesellschaften, welche nur auf den rechten Augenblick warteten, um die reactionäre Schreckensherrschaft zu stürzen. Endlich, im September anno 1833, starb Ferdinand VII., dieser Schlimmste aller schlimmen Könige, die zwanzigjährige Geißel Spaniens, und mit seinem Tod brach wieder eine neue Epoche für das Land an. Keine friedliche Epoche aber, sondern eine des Kriegs, des blutigen Bürgerkriegs nehmlich zwischen Karlisten und Christinos.

Wie kam das? Ferdinand VII. war bis zum Jahr 1829 kinderlos, trotzdem er schon drei Frauen gehabt hatte, und sein Nachfolger konnte daher kein Anderer sein, als sein Bruder Don Carlos. Mit diesem jedoch stand er von jeher auf sehr gespanntem Fuße und so schloß er, um möglicherweise doch noch Kinder zu bekommen, im Dezember 1829 mit Christine, der Tochter seines Onkels, des Königs von Neapel, ein viertes Band der Ehe. Ein Jahr später im October 1830 wurde von dieser eine Tochter, die nachherige Königin Isabelle II. geboren, und wieder ein Jahr später im Januar 1832 folgte eine zweite Tochter, die Infantin Louise, die jetzige Herzogin von Montpensier. Unmittelbar nach der Geburt Isabellens berief Ferdinand VII. die Cortes zusammen und ließ sie das salische Gesetz abschaffen, welches Philipp V. in Spanien eingeführt hatte. Zugleich stellte er das altspanische Gesetz, welches die Frauen als Thronerbinnen zuließ, wieder her und somit war jetzt Isabella Thronerbin. Hingegen aber, sowie überhaupt gegen die Rechtmäßigkeit der Abschaffung des salischen Gesetzes protestirte Don Charlos und kaum hatte Ferdinand VII. die Augen geschlossen, so erhoben seine Anhänger unter dem General Don Santos Ladron im Norden von Spanien die Fahne der Empörung. So begann der große Karlistenkrieg, welcher Spanien sechs volle Jahre lang verwüstete, der aber zugleich die Ursache war, daß die liberalen Ideen zuletzt über das Priesterthum Herr wurden.

Don Carlos nehmlich war, wo möglich, noch reactionärer gesinnt, als sein verstorbener Bruder, und er konnte sich also in seiner Empörung nur allein auf die apostolische oder Priesterparthei stützen. Eben deßwegen aber mußte sich Christine, welche sofort nach dem Tode Ferdinands im Namen ihrer minderjährigen Tochter die Zügel der Regierung ergriff, der liberalen Partei in die Hände werfen, obwohl sie, die Tochter eines neapolitanischen Bourbon, auch nicht die mindeste Faser von Liberalismus in sich trug, und so kam es, daß man jetzt die Liberalen in Spanien „Christinos" nannte, während, wie bereits gesagt, die Apostolischen als „Karlisten" bezeichnet wurden. Es kann mir nun übrigens natürlich nicht einfallen, den großen Bürgerkrieg in seinem Verlaufe zu verfolgen, sondern ich constatire bloß, daß derselbe anno 1839 ein Ende nahm, nachdem der berühmte General Espartero auch die letzten Banden des Don Carlos zersprengt hatte, und nun sollte man meinen, werde Spanien endlich zur Ruhe gekommen sein. Mit Nichten jedoch, denn die Priesterpartei war mit der Flucht des Don Carlos über die Gränze noch keineswegs vernichtet.

Digitized by Google

Zwar allerdings große Dinge hatten sich in der Zeit des Bürgerkriegs ereignet und das Größte war, daß in der Mitte des Jahrs 1835 das katholische Spanien, dieser klassische Boden des Fanatismus und des Aberglaubens, urplötzlich den Mönchen den Vertilgungskrieg erklärte. In Ausübung gerechter Rache nämlich setzte ein Haufe Christinischgesinnter ein Kloster in Catalonien in Brand und dieser Brand, sich mit der Schnelligkeit des Blitzes fortpflanzend, entzündete in wenigen Wochen fast die ganze spanische Halbinsel. Ueberall von der Höhe der catalonischen Berge zu Poblet bis zu dem Kloster der Kapuziner zu Murcia erhob sich das Volk der Städte, plünderte die Klöster und schlug alle Mönche todt, die ihm in die Hände fielen. In Folge dessen mußte die Regentin Christine den berühmten Mendizabal, Spaniens Pombal — seine Feinde schimpften ihn einen getauften Juden — zu ihrem Premierminister ernennen und auf seine Verfügung hin nahm sofort die Regierung alle Klöster, an Zahl mehr als 2000 und so eben noch von 60,000 Mönchen und Nonnen bevölkert, in Besitz. Natürlich aber bei der Beschlagnahme blieb es nicht, sondern die eingezogenen Klostergüter nebst den Klöstern selbst und den darin vorgefundenen Bildern, Glocken, Statuen u. s. w. wurden sofort, soweit man sie nicht den Gemeinden zu Schulzwecken überließ, unter den Hammer gebracht, und die Bürger und Bauern beeilten sich, dieselben zu kaufen trotz der Bannflüche der Kirche, ja, trotz der Verweigerung von Beichte und Ablaß. Eben so freudig nahmen die Spanier das Decret auf, welches den Zehnten und die Erstlinge abschaffte, und wiederum half es nichts, daß das Priesterthum, welchem die Zehnten und Erstlinge seit Jahrhunderten gehörten, mit den Strafen der Hölle und des ewigen Feuers drohte. Ja selbst die Verordnung Mendizabals, alle Christus- und Marienbilder nebst den übrigen Heiligen und ihren Altären von den Straßen und öffentlichen Plätzen zu entfernen, wurde willigst befolgt und es war kein Hinderniß, daß der Pabst sein Interdict auf die schrecklichen Frevler schleuderte. Solch' große Dinge gingen während des Bürgerkriegs vor sich und wurden von den Fortgeschrittenen mit Freudenjauchzen begrüßt. Andere Zaghaftere aber, die man deßwegen die Moderatos nannte, schüttelten über dieses antikirchliche Vorgehen die Köpfe und verbanden sich nach Niederschlagung des Karlisten-Aufstands heimlich mit dem überwundenen Feinde, um den progressistischen Mendizabal und seine Partei zu stürzen. Es wurde ihnen leicht, auch die Regentin Christine für sich zu gewinnen, denn diese sehnte sich schon lange darnach, aus den beengenden Banden des Liberalismus herauszukommen, damit sie endlich einmal nach dem Muster ihres Vaters so recht neapolitanisch absolutistisch regieren könne, und somit ermangelte sie nicht sofort das Haupt der Moderados, Martinez de la Rosa, zu ihrem ersten Rathgeber anzunehmen. Allein sie hatte hiebei Eines vergessen, das nämlich, daß sie längst ihres verächtlichen Privatlebens wegen — ihr Zuhälter war ein gewisser Munnos, ein gemeiner Soldat von der Leibgarde, der Sohn eines Cigarrenhändlers aus Tarancon, welchen sie später, nachdem sie ihm verschiedene Kinder geboren, zum Herzog von Rianzares machte und heirathete — die Regentschaft verloren haben würde, wenn sie nicht von der progressistischen Partei, zu der auch die Armee unter Espartero gehörte, gehalten worden wäre. Darum als nun im

Digitized by Google

August 1840 gegen die neue Ordnung der Dinge in Barcellona, wohin Christine sich so eben gewendet hatte, um den General Espartero für sich zu gewinnen, eine Revolution ausbrach, machte Espartero nebst der ganzen Armee gemeinschaftliche Sache mit den Revolutionären, und in Folge dessen sah sich Christine gezwungen, sich alsbald flüchtig nach Frankreich einzuschiffen. Abermals gehörte also der Sieg der liberalen Partei und der Sieg war ein um so vollkommenerer, als nun Espartero, der Liebling des Volks, für die noch immer minorenne Isabella die Regentschaft von Spanien erhielt.

Espartero, der Liebling des Volks! Er war der Sohn eines armen Kärrners aus Granatula, einem Dorfe in La Marcha, und seine große Carrière machte er durch die unwiderstehliche Tapferkeit, die er im Felde bewies. So bedeutend nun aber auch sein militärisches Genie sein mochte, die Eigenschaften eines Regenten besaß er nicht und sein Hauptfehler bestand darin, daß er sich, weil ihm selbst das Regentenzeug abging, stets von Andern leiten ließ. Diese Andern redeten ihm ein, er müsse es sich zur Aufgabe machen, alle Parteien zu versöhnen, und eben über dieser Aufgabe gieng er zu Grunde, denn er verdarb es jetzt mit Allen. Den Moderados, zu denen auch die Apostolischen gehörten, war er zu revolutionär; den Progressisten aber, besonders den Democraten, der äußersten Fraction derselben, ging seine Regierung nicht weit genug. So entstanden Umtriebe über Umtriebe und aus den Umtrieben wurden Aufstände, in welchen das Geld der geflohenen Christine eine bedeutende Rolle spielte. Auch kam noch das dazu, daß die übrigen Generale und Offiziere, welche sich während des Bürgerkriegs ausgezeichnet hatten, sämmtlich — ich nenne nur die Namen O'Donnel, Narvaez, Concha, Zavalo, Serrano, Prim und Ametller — von der heftigsten Eifersucht auf Espartero verzehrt wurden, und um's kurz zu sagen, die verschiedenen Aufstände endeten damit, daß anno 1844 unter Narvaez's Führung die Moderirten, welche am geschicktesten zu operiren gewußt hatten, an's Ruder kamen. Espartero ging sofort nach England in die Verbannung; Isabella II. aber wurde für volljährig erklärt, damit man unter ihrer Firma die Arme desto freier regen könne.

Natürlich nämlich regierte nicht sie, die erst vierzehn Jahre zählte, sondern an ihrer Statt ihre Mutter Christine, die jetzt schnellstens aus Frankreich zurückkehrte, so wie Narvaez und die übrigen Führer der Moderirten. Damit aber die junge Königin nicht etwa ein Gelüste bekäme, sich in die Regierungsangelegenheiten zu mischen, umringte man sie mit Schmeichlern und Poussceuren und ließ sie in Allem gewähren, was nicht mit der Politik zusammenhing. So wurde sie unter Andern auch mit dem damals noch sehr jungen General Serrano bekannt, den sie bald allen Andern vorzog. Sie nannte ihn nur ihren hübschen General und überhäufte ihn mit Ehrenstellen, denn die Sinnlichkeit war eben in ihr erwacht und ihre Umgebung versicherte sie täglich, daß sie nicht nöthig habe, sich auch nur den geringsten Zwang anzuthun. Demgemäß begann jetzt im Königspalast zu Madrid ein Skandalleben, welches, obwohl man nur das Wenigste erfuhr, die ganze ehrbare Welt mit Verachtung erfüllen mußte; die am Ruder des Staats Befindlichen aber rieben sich vor Freuden die Hände, denn während die junge Königin den Becher der Liebe — besser

Digitized by Google

gesagt der Wollust, weil sie Serrano's nach kurzem müde geworden, fast jede Woche mit ihren Liebhabern wechselte — mit den vollsten Zügen trank, konnten sie die Staatsaffairen ganz nach Belieben behandeln. Und ganz nach Belieben behandelten sie dieselben; doch muß ich zur Steuer der Wahrheit gestehen, daß sie, ihrem Namen Moderados getreu, einen sogenannten mittleren Weg gingen und die Verfassung nicht ganz aufhoben, sondern sie anno 1845 nur etwas mehr oder weniger absolutistisch — apostolisch ummodelten. Ganz eben so hielten sie es auch in allen andern Dingen. So stellten sie z. B. den ferneren Verkauf der Kirchengüter, welchen die Cortes anno 1841 beschlossen hatten, ein, wagten es aber nicht, sie der Kirche wieder zurückzugeben oder gar die schon vollzogenen Verkäufe für ungültig zu erklären. So riefen sie die Erzbischöfe und Bischöfe zurück, welche seiner Zeit mit Don Carlos in's Elend gegangen waren; daran aber, die aufgehobenen Klöster zu restauriren, wagten sie sich ebenfalls nicht. So versetzten sie die progressistisch gesinnten Offiziere dahin oder dorthin in weit entfernte Garnisonen; dieselben jedoch aus der Armee auszustoßen, nein auch hieran wagten sie sich nicht. So gestatteten Sie den Jesuiten nach Spanien zurückzukehren; aber die Söhne Loyolä mußten einen unschuldigen Namen — Verbrüderung des St. Vincent de Paul — annehmen und überdem war von einer Restitution ihres frühern Reichthums keine Rede. Mit der Zeit jedoch trieben sie immer mehr in's absolutistische Lager hinüber und nach einigen Jahren, als sie sich überzeugt hatten, daß die Progressisten durch Nichts zu gewinnen seien, stützten sie sich blos noch auf die Geistlichkeit und auf die mit derselben zusammengewachsene frühere carlistische Partei. Ja, als in Folge der Pariser Revolution von anno 1848 die democratische Partei auch in Spanien eine Volkserhebung zu veranstalten im Begriff war, pflanzte die Regierung von Madrid ganz ungescheut die Fahne der finstersten Reaction auf und ließ sich von da an gänzlich von Bravo Murillo, dem Berüchtigsten aller Absolutisten, leiten. Man erschoß also die Führer der Democratie ohne Erbarmen und von den minder Gravirten deportirte man über 4000 nach den Philippinen!

So schienen denn die Zeiten Ferdinands VII. zurückkehren zu wollen; allein eine solche Schreckensherrschaft ging selbst den Moderados, oder wenigstens dem größern Theil von ihnen zu weit, und demgemäß beschlossen diejenigen, welche wirklich constitutionell und nicht wie Bravo Murillo, Sartorius und Pezuela vollkommen ultra-reactionär dachten, die Königin zu zwingen, ein anderes Ministerium zu ernennen. An eine Revolution dachten sie nicht, aber auch nicht daran, daß wegen der allgemeinen Verachtung, welche die gemeine Unsittlichkeit am Hofe und die wahnsinnige Verschwendung der Staatsgelder durch die höchsten Beamten in der Volksmasse erzeugt hatte, der erste Funken schon eine Flamme erzeugen müßte, die nur schwer mehr zu löschen sei. Sie machten sich also ohne Furcht ans Werk und begannen die Bewegung damit, daß die Generale Dulce, O'Donnel, Medlina, Ros de Olano, Echagüe und Serrano (er war, wie gesagt, längst nicht mehr der Günstling Isabellens, denn diese liebte, wie alle gemeine sinnliche Naturen, eine immerwährende Abwechslung und hieran ward dadurch nichts geändert, daß man sie im

October 1846 an ihren körperlich wie geistig gleich unfähigen Vetter, Franz de Assisi, Sohn des jüngeren Bruders von Ferdinand VII., verheirathete) Ende Juni 1854 mit ihren Truppen, 2000 Reitern und doppelt so viel Fußgängern, aus Madrid auszogen, um eine Position vor der Stadt einzunehmen. Durch diese Demonstration hofften sie einen solchen Eindruck auf Isabella II. zu machen, daß dieselbe sofort die Generale Dulce und O'Donnel berufen werde, ein neues Ministerium zu bilden; allein dies geschah keineswegs, sondern die Königin, aufgestachelt von ihren reactionären Ministern, sammelte vielmehr die ihr treu gebliebenen Truppen und hatte also offenbar im Sinn, die Aufständischen mit Gewalt zu Paaren zu treiben. Solchem zuvorzukommen, erließ nun O'Donnel einen Aufruf an die gesammte Armee, so wie auch zugleich an das spanische Volk, und nun brach die Flamme, von der ich oben gesprochen habe, los. Nicht nur nämlich erklärte sich fast die ganze Armee, noch ehe der Juli vorüber war, für die Bewegung; nein, es erhoben sich auch die bedeutendsten Städte des Landes wie auf ein Commandowort und nur in Madrid leistete die Garde einen kurzen, aber blutigen Widerstand. Dafür stürmte aber auch das Volk die Paläste der Minister — so wie der Königin-Mutter Christine — und zerstörte, um sie für ihren Diebstahl an den Staatsgeldern zu strafen, Alles, was ihm unter die Hände kam. Nun bekam Isabella II. Todesangst und weil sie wohl einsah, daß die Bewegung oder besser gesagt die Revolution längst den Moderados Dulce, O'Donnel und wie sie sonst hießen, über den Kopf gewachsen war, berief sie den Liebling des Volks, Espartero, den sie so lange verfolgt hatte (die Rückkehr aus England war ihm nur unter der Bedingung gestattet worden, daß er sich auf sein Gut Logrono in's Exil zurückziehe), um ihr in ihrer Noth beizustehen. Espartero folgte dem Ruf und erhielt nicht nur die Königin Isabella auf ihrem Thron, sondern rettete auch deren Mutter Christine vor der Volkswuth, indem er ihr gestattete, heimlich nach Paris zu entfliehen. Dagegen machte er die Bedingung, daß sofort constituirende Cortes einberufen werden müßten, um die Verfassung von 1845 im Sinne der Verfassung von 1812 zu verbessern, und diese Cortes, welche noch im Herbst 1854 zusammentraten, erfüllten auch wirklich ihre Aufgabe. Nicht minder wichtig waren die Reformen im sonstigen Staatswesen, welche Esparteros Freund und Mitminister, der Progressist San Miguel, durchsetzte, und man kann also nicht umhin, die Periode, während welcher Espartero zum zweiten Male das Regiment führte, eine höchst gesegnete für Spanien zu nennen. Allein leider trat auch diesmal wieder derselbe Fehler hervor, der ihn schon das erste Mal zu Falle gebracht hatte, der Fehler nämlich, sich von Andern leiten zu lassen, weil es ihm selbst an der nöthigen Entschlossenheit und Energie fehlte, und so kam es denn, daß O'Donnel von ihm mit in's Cabinet gezogen wurde. Ja noch mehr, diesem O'Donnel, seinem früheren ausgesprochenen Gegner und noch dazuhin einem Anhänger des lauen Constitutionalismus, wie ihn die Moderados predigten — diesem Manne, welchem er nicht auf zehn Schritte hätte trauen sollen, überließ er das in Spanien wichtigste Ministerium, nämlich das des Kriegs, und machte ihn damit zum Herrn der Situation! Auch stand es keine zwei Jahre an, so war die Stellung Esparteros so

Digitized by Google

vollständig untergraben, daß er ohne irgend eine Gefahr entfernt werden konnte, und nachdem dies sofort anno 1857 geschehen, übernahmen wieder die Moderados mit O'Donnel an der Spitze die Regierung. Von nun an wurde selbstverständlich die bisherige Vorwärtsbewegung in Spanien abermalen in eine rückläufige umgewandelt; allein doch nicht in dem ultrarevolutionären Sinn, wie dies von Männern wie Bravo Murillo, Pezuela und dem Marques de Valdegamas, den geschwornen Feinden des constitutionellen Systems, gewünscht wurde, denn es blieb nicht nur die Verfassung in der Hauptsache bestehen, sondern es nahm auch der Aufschwung, der sich in Spanien seit 1808 geltend machte, der materielle wie der geistige, fortwährend zu und brach sich selbst gegen den Willen der Regierung Bahn. Eine Kugel, die einmal im Rollen begriffen ist, läßt sich nur schwer wieder aufhalten und die vortrefflichen Gesetze, Verordnungen, Einrichtungen und Verbesserungen, welche zur Zeit der liberalen Perioden gemacht worden waren, mußten nothwendigerweise ihre Nachwirkung haben. So lag es denn ganz in der Natur der Sache, daß es, nachdem endlich das Jahr 1866 herangekommen war, in Spanien ganz anders aussah als im Jahr 1808, und gleichwie ich nun das Aussehen von 1808 geschildert habe, so wird es nicht minder meine Pflicht sein, auch über das Aussehen von 1866 das Nöthige zu berichten.

Schon die stetige Zunahme der Bevölkerung Spaniens in diesem Jahrhundert beweist, daß es im Fortschritt begriffen ist. Im ersten Jahrzehnt desselben betrug sie kaum etwas über 10 Millionen; eine Volkszählung vom Jahre 1836 aber ergab 11,800,413 Seelen. Anno 1842 war sie schon auf 12,054,008 Seelen gestiegen und anno 1846 auf 12,162,872. Weit schneller ging's in den nächsten zwölf Jahren, denn anno 1858 zählte man nicht weniger als 16,199,720 Einwohner. Greifen wir aber zurück auf die Zeiten von Philipp II. bis zu Karl IV., der anno 1808 abdankte, also auf die lange Periode von fast drei Jahrhunderten, so finden wir, daß die Einwohnerzahl stets zwischen acht und zehn Millionen schwankte und daß somit von einer eigentlichen Zunahme nie die Rede war. Woher kam nun das? Einfach daher, weil die damaligen bigott-reactionären Regierungen jede Entwickelung und jeden Aufschwung des Volks hinderten, während umgekehrt das neue Leben, welches vom Jahre 1808 an in Spanien einzog, dem Volke ein frischeres, thatkräftigeres Blut gab. Das ist ein Erfahrungssatz, der sich schon tausendfältig bewährt hat: „ein Volk, das sich frei regen kann, besitzt eine größere Productionskraft und umgekehrt nimmt bei ihm die Sterblichkeit ab."

Was trug nun aber am meisten dazu bei, daß das Volk von Spanien sich frei regen konnte? In erster Linie nenne ich die Befreiung des Grund und Bodens und den Verkauf der Güter der Geistlichkeit. Man weiß aus dem Eingang dieses Kapitels, in welchem Elend der Bauernstand Spaniens schmachtete. Kaum ein Viertel des Grund und Bodens gehörte ihm und von diesem Viertel hatte er noch außer den Steuern und anderen Abgaben dem Clerus den Zehnten und die Erstlinge zu leisten. Wie ganz anders stellte sich nun der Bauer, nachdem die Zehnten und die Erstlinge abgeschafft waren! Wie ganz anders erst, als man die geistlichen Güter — zuerst die der Klöster und dann die der Bischöfe und Erzbischöfe —,

Digitized by Google

zusammen gut den dritten Theil des Grund und Bodens von ganz Spanien, in den Jahren 1820—1823, dann von 1835—1843 und endlich von 1854—1856 stückweise unter den Hammer brachte und so jedwedem Bürger Spaniens Gelegenheit gab, ein größeres oder kleineres Bauerngut zu kaufen! Jetzt konnte sich der spanische Bauer regen und er regte sich auch so sehr, daß der Werth des Grundbesitzes bald auf's Doppelte, ja an vielen Orten auf's Dreifache stieg.

Ganz denselben Aufschwung nahm auch der Bürgerstand, denn immer wenn die Liberalen am Ruder waren, wurde Alles gethan, um die Gewerbe, die Industrie und den Handel zu heben, und alle diese Einrichtungen konnten zur Zeit der Reaction eben so wenig mehr rückgängig werden, als man sich im Stande sah, die verkauften geistlichen Güter den Käufern wieder zu nehmen. Auf Näheres kann ich mich natürlich nicht einlassen, aber liegt nicht der beste Beweis schon darin, daß nur allein der Werth der jährlichen Ausfuhr von Seidewaaren, deren Fabrikation vor 1808 fast ganz darniederlag, am Ende der jetzigen Periode auf mehr als 26 Millionen Realen stieg? Eben so sehr hob sich die Wollen- und Baumwollenindustrie und noch rascher die Papierfabrikation, besonders die zu Cigaretten und Spielkarten. Kurz die Gewerbe und die Fabriken entwickelten sich in den letzten dreißig Jahren auf eine wahrhaft überraschende Weise und natürlich blieb nun auch der Handel nicht zurück, besonders als die Regierung daran ging, Eisenbahnen zu bauen und eine neue Kriegsmarine zu schaffen. Ja wohl, in demselben Lande, in welchem unter Karl IV. das letzte noch vorhandene Kriegsschiff vollends zerschlagen wurde, um das Material als alt Eisen und Holz unter den Hammer zu bringen, wurde während des constitutionellen Regiments mit großem Kostenaufwand eine neue Kriegsmarine in's Leben gerufen und diese Marine bestand anno 1862 — abgesehen von den Segelschiffen — bereits aus 89 Dampfern zusammen mit 18,900 Kanonen. Ja wohl, in demselben Lande, welches Jahrhunderte lang sich mit eiserner Consequenz allen Neuerungen verschloß, um ja den Bigottismus nicht in Gefahr zu bringen, wurden — abgesehen von den Wasser- und Landstraßen, deren Vermehrung und Verbesserung man ebenfalls eine große Aufmerksamkeit schenkte, — vom Jahr 1848 an Schienenwege nach einem bestimmten Gesetze hergestellt und jetzt sind alle größeren Städte, Seehäfen und Festungen der Halbinsel durch solche Wege theils mit sich selbst, theils mit der Hauptstadt Madrid, theils endlich mit den angränzenden Ländern Portugal und Frankreich verbunden. Muß man das nun nicht als eine ganz außerordentliche Bewegung nach Vorwärts bezeichnen?

Doch so groß auch die materiellen Fortschritte waren, so hatten doch die geistigen einen fast noch höheren Werth, denn man bedenke nur, in Spanien, welches allen andern Ländern der Welt als Muster der krassesten Unwissenheit voranleuchtete — in diesem Spanien drangen schon vor zwanzig Jahren die Liberalen damit durch, daß ein Gesetz erschien, wornach in jedem Dorfe von fünfhundert und mehr Einwohnern eine gedoppelte öffentliche Elementarschule, eine für Knaben und eine für Mädchen, in jedem Dorfe von zweitausend und mehr Einwohnern aber vier solche Schulen errichtet werden sollten. Ueberdem sollte jede Provincialstadt eine Normal-

Digitized by Google

ſchule und die Hauptſtadt Madrid eine Centralſchule erhalten; Univerſitäten aber ſollten es, außer der Centraluniverſität in Madrid, neun geben, nehmlich in Barcellona, Granada, Oviedo, Salamanca, Santiago, Sevilla, Valencia, Valladolid und Saragoſſa. Alſo beſtimmte das Geſetz und dieſes Geſetz ward wenigſtens theilweiſe in Vollzug geſetzt. Welches waren nun aber die Folgen? Ich denke, Zahlen ſprechen am lauteſten. Im Jahr 1797 gab es in ganz Spanien, die höheren Unterrichtsanſtalten mit inbegriffen, 11,513 Schulen zuſammen mit 429,076 Schülern; anno 1859 aber waren es der Schulen im Ganzen 22,273 und dieſe wurden von

Serrano.

1,101,199 Schülern frequentirt. Welch' ein koloſſaler Zuwachs! Natürlich übrigens, je mehr die allgemeine Volksbildung zunahm — man verſtehe mich aber recht: ich ſpreche blos von einer „Zunahme", denn im großen Ganzen iſt das Volk ſelbſt jetzt noch ſehr weit zurück, wie denn nach einer anno 1860 vorgenommenen Aufnahme nur 3,130,015 leſen und ſchreiben, dagegen aber 11,837,415 Seelen nicht leſen und ſchreiben konnten — — alſo je mehr die Volksbildung zunahm, um ſo mehr ſchwand der Aberglauben und merkwürdig, mit dem Schwinden des Aberglaubens ſchwanden auch die Geiſtlichen immer mehr zuſammen. Darum betrug deren Anzahl

Digitized by Google

anno 1859 nur noch 58,000 in runder Summe, während es anno 1797 ihrer nicht weniger als 134,595 gegeben hatte, und wenn es im gleichen Verhältniß fortgeht, so dürften am Schluß dieses Jahrhunderts nur noch etwa 7000 Geistliche in Spanien vorhanden sein. Uebrigens auch in anderer Beziehung machte sich der geistige Aufschwung Spaniens, ich meine die Emancipation seiner Bevölkerung aus den Banden des ultra-katholisch-apostolisch-römischen Priesterthums vielfach bemerklich, wie zum Beispiel in der Constitution selbst. Die freie Verfassung von 1812 nehmlich erklärte in einem eigenen Paragraphen ausdrücklich, daß — so gut katholisch dachten die sonst so liberalen Cortes damals noch — die römisch-katholische Religion das Bekenntniß der Spanier sei und zwar „mit Ausschluß eines jeden anderen Cultus;" die Cortes von 1854 aber setzten fest: „Die katholische Religion ist Staatsreligion, doch kann Niemand wegen seiner religiösen Ansichten verfolgt werden." Ja, beinahe wäre der Antrag, alle Religionsbekenntnisse in Spanien zu dulden, durchgegangen, denn 115 Abgeordneten stimmten dafür und nur 132 dagegen. Gewiß also ein immenser Fortschritt, wenn man bedenkt, wie unendlich groß noch vor kurzem der Einfluß der Geistlichkeit war! Uebrigens darf ich nicht verhehlen, daß in der Praxis der Satz: „Niemand dürfe in Spanien wegen seiner religiösen Ansichten verfolgt werden," nicht immer zur Geltung kam, indem z. B. noch im Jahr 1860 in Granada drei Akatholiken, Matamoros, Trijo und Alhama zu eilf Jahren Galeere (in Folge energischer Verwendung Englands verwandelte die spanische Regierung später die Galeerenstrafe in „ewige Verbannung") verurtheilt wurden, einzig und allein weil sie die Bibel in spanischer Sprache besaßen. Umgekehrt aber ist es meine Pflicht, davon ebenfalls nicht zu schweigen, daß ein großer, sogar ein sehr großer Theil der Spanier, vom hohen Adel bis zum geringen Arbeiter herab, gegen den katholischen Cultus, das ist gegen die Mysterien desselben und den daran hängenden Wunderglauben äußerst gleichgültig geworden ist, wie denn auch die Tempel nicht zum zehnten Theil mehr so besucht sind, wie früher. Noch mehr, welchem ordentlichen Menschen in Spanien fällt es jetzt noch ein, sich mit Reliquien zu bedecken, zu Hause Altäre aufzustellen und vor den Heiligenbildern Wachkerzen anzuzünden? Das thun nur noch auf dem Lande die armen unwissenden Bauern und Bauernweiber; in den Städten aber die Heuchler so wie jener Theil der Bevölkerung, welcher zur geringsten Klasse gerechnet wird. Ich meine die Diebe und besonders die Freudenmädchen, denn in letzterer Beziehung steht fest, daß in keinem Alkoven, welcher der Wollust gewidmet ist, ein Crucifix, eine heilige Jungfrau und ein Becken mit Weihwasser fehlen darf.

Wie nun aber Spanien seit 1808 in materieller und geistiger Hinsicht ein anderes geworden ist, so auch in politischer, denn diese drei Potenzen gehen stets Hand in Hand. Jahrhunderte hindurch herrschte in Spanien der reinste Absolutismus. Es waren dieß jene Jahrhunderte, in welchen Spanien so tief herabsank, daß man nicht wußte, ob dort die Armuth und das Elend größer sei als die Unwissenheit, der Aberglaube und der Bigottismus. Mit der französischen Revolution kamen andere Ideen über die Pyrenäen und setzten sich sofort wenigstens in den Städten fest. Auch wuchsen diese Ideen mit der wachsenden Aufklärung und das

Digitized by Google

beste Zeugniß hievon liegt in der Verfassung vom 1812, durch welche das seit drei Jahrhunderten rein absolut regierte Spanien in die Reihen der constitutionellen Staaten eintrat. Die ganze Welt staunte über dieses Wunder, denn ohne ein Wunder schien jenes Factum nicht wohl begreiflich. Doch zeigte es sich nur zu bald, daß der Constitutionalismus noch keineswegs in die Hauptmasse des Volks eingedrungen sei, indem es sonst dem schlimmen Könige Ferdinand VII. nicht möglich geworden wäre, sieben Jahre lang so tyrannisch zu regieren, als er von 1814 bis 1820 that. Eben aber das, daß er die absolute Gewalt auf die schändlichste Art mißbrauchte, gab dem Constitutionalismus neue Kraft und noch mehr Anhänger bekam er unter Ferdinands Regiment von 1823 bis 1833. Ja, in letzterem Jahre hatte die Partei der Constitutionell-Gesinnten eine solche Stärke erlangt, daß die reinen Monarchisten, welche sich um das Banner des Don Carlos schaarten, trotzdem sie das Priesterthum auf ihrer Seite hatten, schließlich eine vollständige Niederlage erhielten!

Die Thatsache steht also fest, daß nach Besiegung des Karlistenaufstands bei weitem der größte Theil der spanischen Nation dem Constitutionalismus anhing, und wenn auch natürlicherweise die Constitutionell-Gesinnten nicht in Allem und Jedem harmonirten, sondern sich vielmehr in so fern von einander unterschieden, daß die Einen in ihren liberalen Ansichten und Zwecken viel weiter gingen als die Andern, so standen sie doch in der Hauptsache geeinigt da; darin nehmlich, daß ihre Devise war: „Die Souveränetät ist beim Könige und den Cortes“. Spanien konnte sich somit auch in politischer Hinsicht in aller Ruhe entwickeln, wenn die Regierung treu an der Verfassung festhielt, denn die zwei Fractionen der Constitutionellen, die Moderados und die Progressisten, gingen in keiner Frage so weit auseinander, um den Verfassungsausbau, wenn er ehrlich gemeint war, unmöglich zu machen. Allein was that die Spitze der Regierung? Nun aus dem kurz zuvor Erzählten hat der Leser sich überzeugen können, wie wenig sowohl Christine, die Königin-Mutter, als auch Isabella II., die regierende Königin, dem Constitutionalismus hold war, sondern wie Beide vielmehr jede nur irgend günstige Gelegenheit benutzten, um den Thron wieder in einen absoluten umzuwandeln. „Die Souveränetät ist beim Könige und die Cortes haben nichts zu sagen“, das war von Anfang an ihre Parole, und um diese durchzusetzen, scheuten sie vor keiner Verfassungsverletzung zurück. Solches hatte Zweierlei zur Folge. Einmal das, daß nun wieder die reinen Monarchisten, welche nach der Unterdrückung des Karlistenaufstands nur noch im Verborgenen forterisitirten, ihr Haupt wieder stolzer als je erhoben und unter dem Schutze der Königin eine eigene Partei zu bilden anfingen; zum andern das, daß aus den Progressisten heraus sich eine noch weiter gehende Partei entwickelte, die Partei der Democraten und Republikaner, welche den Satz: „die Souveränetät ist beim Volke und einzig und allein beim Volke“ kühnlich auf ihre Fahne schrieben. „Das Königthum hält dem Volke nie Wort,“ sagten die Democraten, „sondern strebt seiner Natur gemäß stets darnach, die Alleingewalt zu bekommen, und darum muß jedes Volk, welches seine Ehre und sein Glück darin findet, kein Sklave zu sein, das Königthum mit allem, was daran hängt, über Bord werfen.“ So sprach diese neue Par-

Digitized by Google

tei, deren erste Spuren nicht viel über das Jahr 1848 hinaufgehen; allein so bestechlich auch die Worte klangen, so schreckten doch die Meisten vor dem Gedanken: „Abschaffung des Königthums“ zurück und darum konnten die Republikaner, als sie in genanntem Jahre sich zum ersten Male hervorwagten, auch nur auf einen geringen Erfolg rechnen. Trotzdem sie nun übrigens überall, in Madrid wie in Valencia, in Alicante wie in Aragonien, vollständig geschlagen und wie man glaubte, sogar gänzlich aufgerieben wurden — sie waren nirgends mehr als ein paar hundert Mann stark, aber fast durchaus junge, kühne Männer, die das Leben für nichts achteten —, so bestanden sie doch fort und verstärkten sich sogar im Stillen tagtäglich. Die Beweise hiefür liegen in den Aufständen, welche von ihnen anno 1856 in Malaga und Sevilla versucht wurden, denn wenn sie auch an beiden Orten abermals unterlagen, so geschah es nur, nachdem die Regierung alle ihre Streitkräfte gegen sie aufgeboten hatte. Noch mehr, diese Niederlage führte ihnen eine Menge neuer Anhänger zu, indem alle Welt ihren Heldenmuth bewunderte, und wenn die Regierung mit blinder Grausamkeit ihrer Hunderte standrechtlich erschießen ließ, so erstanden aus diesen Hunderten eben so viele Tausende, welche bereit waren, für dieselbe Sache denselben Tod zu sterben.

Doch nicht sowohl die republikanische Idee war es, welche den Republikanismus in Spanien förderte, als vielmehr das Königliche Haus selbst, welches sich mit jedem Jahre tiefer und tiefer mit Schmach und Schande bedeckte. Da war die Königin-Mutter Christine — sie hatte sich nicht geschämt, jenen gemeinen Soldaten Munnos, mit dem sie zuerst in wilder Ehe gelebt, unter dem Titel eines Herzogs von Rianzares zu ihrem Gemahl zu erheben, und dieser schmählichen Verbindung entsprossen eine ziemliche Anzahl von Kindern. Da war dann das Königliche Ehepaar selbst — Er, der König-Gemahl, Franz von Assisi, geistig wie körperlich gleich unfähig, eine Null als Mensch, als Prinz und als Ehemann, und dazuhin noch von seinem Günstling Meneses vollkommen beherrscht; Sie, die Königin Isabella II., eine gemeinsinnliche Frau, ohne irgend geistige Begabung, aber gewohnt, seit ihrem fünfzehnten Jahre alle Jahre ein dutzend Mal, wenn nicht öfter, mit den Liebhabern zu wechseln, und ebendeßwegen im höchsten Grade bigott, um dadurch den täglichen Ehebruch abzuverdienen. Da waren endlich die Sprößlinge dieses würdigen Ehepaares, die Infantin Isabella, geboren im December 1851 (und neuester Zeit verheirathet an den Prinzen Gaëtan von Girgenti, Stiefbruder des Exkönigs Franz II. von Neapel), der Infant Alfons, Prinz von Asturien, geboren im November 1857, die Infantin Maria del Pilar, geboren im Juli 1861, die Infantin Maria della Paz, geboren im Juni 1862, und endlich die Infantin Eulalia, geb. im Februar 1864; diese Kinder waren da und man wußte, wer ihre Mutter sei, wer aber war ihr Vater? Schon damals, als die Königin Christine anno 1830 die Isabella und nachher anno 1832 die Infantin Louise gebar, hielten Viele die Vaterschaft des Königs Ferdinand für sehr zweifelhaft, doch konnte man nichts beweisen; bei den Kindern der Königin Isabella II. aber lag es offen zu Tag, daß Don Francesko der Vater nicht sein konnte, und folglich waren dieselben sämmtlich Bastarde. Ja so sehr Bastarde, daß jedes derselben einen andern Vater hatte oder daß deren Mutter nicht einmal angeben konnte,

Digitized by Google

welches der wirkliche Vater sei. Mußte nun aber nicht ein solches Schandleben alle Welt mit dem größten Ekel erfüllen und zwar um so mehr, als einer dieser Bastarde, der Prinz von Asturien, dazu bestimmt war, den Thron von Spanien zu erben? Wenn aber die Liederlichkeit der Königin die Menschen mit Ekel erfüllte, so mußte das, was aus dieser Liederlichkeit folgte, nothwendig Ingrimm und Haß hervorrufen. Oder wie? War nicht der jeweilige Liebhaber immer tonangebend am Hofe und wurde von der Regentin mit Gnadenbezeugungen überschüttet? Wurde er dieß nicht, selbst wenn er der Unwürdigste der Unwürdigen war, während natürlich die Würdigen leer ausgingen? Ueberdem wenn die Königin zur Abbüßung ihrer Ehebruchssünden alle Tage zu Beicht und Messe ging und so ihre Zeit gleichsam zwischen Beten und Lieben theilte, mußte da nicht nothwendigerweise der Beichtvater eine große Rolle spielen und mit dem Beichtvater auch jene verhaßte Priesterpartei, welche zu besiegen Spanien schon so viele Opfer gekostet hatte? Man sieht, das Königliche Haus gab seit Isabella's Thronbesteigung hinlänglich viel Grund zu Zorn, Haß, Ekel und Verachtung; am allerärgsten aber wurde es in den letzten Jahren, als die Königin den neuesten Liebhaberwechsel vornahm. Der Erwählte nehmlich, ein gewisser Marfori, war ein Mann nicht nur von sehr geringer Herkunft, der früher als gemeiner Soldat und dann als Chorist bei der italienischen Oper fungirt hatte, sondern auch von sehr geringer Bildung, der aber dennoch sich in Alles mengte und auch Alles durchzusetzen wußte, was er nur irgend erlangen wollte. Ja wohl Alles, was er wollte, denn das Liebesfeuer flackerte dießmal in der sinnlichen Isabella zu einer solch' mächtigen Flamme auf, daß sie ihre Brunst ganz offen vor aller Welt zur Schau trug! Wahrhaftig, so schamlos hatte sie's noch nie getrieben; je schamloser sie aber wurde, um so mehr betete sie mit der alten berüchtigten Nonne Patrocinio, ihrer Freundin, und letztere, so wie der nicht minder berüchtigte Pater Claret, ihr Beichtvater, bildeten nun mit Marfori das Kleeblatt, welches eine fast unumschränkte Gewalt über sie ausübte. Ich habe bei der Nonne Patrocinio sowohl als bei dem Pater Claret den Ausdruck „berüchtigt" gebraucht und glaube ein vollkommenes Recht dazu zu haben. Pater Claret nehmlich, ein willenloses Werkzeug der beiden Erzbischöfe von Saragossa und Toledo, welche früher die Sache des Don Carlos auf's eifrigste unterstützt hatten, munterte die Königin durch die Leichtigkeit, mit der er ihr Absolution ertheilte, wenigstens indirect zur Fortsetzung ihres sittenlosen Lebenswandels auf und der geheime Zweck, warum er es that, war der, den Thron derselben zu untergraben, damit der Erbe des Don Carlos schließlich zum Könige berufen werde; die Nonne Patrocinio aber war früher, anno 1835, von den Gerichten zu Madrid als Betrügerin gebrandmarkt worden, weil sie sich, in Nachahmung der Wundmale Christi, an der Seite so wie an Händen und Füßen Wunden beigebracht hatte, welche sie von dem heiligen Franziskus in Person erhalten haben wollte. Trotzdem brachte sie es später durch ihre Scheinheiligkeit bis zur Aebtissin des Klosters von San Pascual de Aranjuez und dreißig Jahre nach ihrer gerichtlichen Verurtheilung avancirte sie durch die obengenannten zwei Erzbischöfe gar zur Wunderthäterin, welche mit der heiligen Maria in unmittelbarer Berührung stand. Nun aber

Digitized by Google

frage ich, wenn dieses Kleeblatt, der Buhle Marfori, der hinterlistige Pater Claret und die alte Betrügerin Patrocinio, bei der Königin Alles galt, mußte da nicht jedem Spanier, der sein Vaterland liebte, die Scham in's Gesicht steigen? Ja, war es unter solchen Umständen nicht eine Sache der Nothwendigkeit, daß das Lager der Democraten, das ist der Feinde des Königthums, jeden Tag einen neuen Zuwachs erhielt?

Also das Königliche Haus in Spanien trug selbst die Schuld, daß in den letzten Jahren die Partei der Republikaner einen solch gewaltigen Aufschwung nahm. Auch wäre der Aufschwung ein noch viel gewaltigerer geworden, wenn nicht ein großer Theil der Constitutionellgesinnten einen Ausweg gefunden hätte, um trotz der zugestandenen Unmöglichkeit, die allgemein verachtete Isabella II. noch länger als Königin beizubehalten, dennoch den Constitutionalismus zu retten. Und worin bestand nun dieser Ausweg? Einfach darin, anstatt der Isabella und ihrer Bastardnachkommenschaft einen andern Prinzen, wo möglich den König von Portugal auf den Thron von Spanien zu setzen. Gelang dieß, so erreichte man Dreierlei mit einem Schlage. Einmal die Aufrechthaltung der constitutionellen Monarchie, an welcher den Moderados besonders viel gelegen war; dann die Beseitigung des Geschlechtes der Bourbonen, welches als ein unverbesserliches fast gar keinen ehrlichen Vertheidiger mehr fand; zum dritten endlich die Verschmelzung Portugals mit Spanien, so daß die ganze Halbinsel nur noch einem einzigen Herrscher gehorchte. Das war gewiß eine verlockende Aussicht und wir dürfen uns also nicht darüber verwundern, daß sehr Viele der Constitutionellgesinnten, sowohl Moderados als Progressisten, auf diesen Plan eingingen. Demnach gab es von jetzt an vier Hauptparteien in Spanien. Zum ersten die Absolutisten, das ist die Anhänger des Don Carlos oder vielmehr seines Erben, des sich so nennenden Herzogs von Madrid; zum zweiten die Royalisten oder die Anhänger Isabellas und ihrer Familie, bestehend theils aus reinen Monarchisten, theils aus moderirten Constitutionellen, welche noch immer an Isabella festhielten, hoffend, durch sie ihre Zwecke am besten zu erreichen; zum dritten aus Iberianern, fast lauter Progressisten, deren Endzweck war, das alte Reich Iberia — so hieß früher die Halbinsel jenseits der Pyrenäen, die sich später in die zwei Länder Portugal und Spanien zertheilte — durch Berufung des Hauses Braganza auf den spanischen Königsthron wiederherzustellen; zum vierten die Republikaner, die von gar keinem Königthume mehr etwas wissen wollten.

So kam endlich das Jahr 1866 herbei, welches den Anfang zum heutigen Umschwung bilden sollte. Plötzlich nehmlich am 4. Januar 1866 erscholl die Kunde, daß in den Städten Aranjuez, Avila und Ocanna zu gleicher Zeit ein militärischer Aufstand ausgebrochen sei, an dessen Spitze der berühmte General Prim stehe, und wenn nun auch die Regierung sofort verkündigte, daß die Bande der Insurgenten bereits den Bergen von Cuenca (in Neukastilien) zufliehe, so kam doch halb Spanien ob der Kunde in eine fieberhafte Aufregung. Ging ja doch die Bewegung von General Prim aus und Prim war nicht nur ein Liebling der Armee, sondern auch das anerkannte Oberhaupt der Progressisten! Don Juan Prim, Viscount del Brugsch, Graf von Reusch, Marquis de los Castillejos, spanischer

Digitized by Google

Grand erster Klasse, hatte sich schon im Kampfe gegen die Karlisten als ein tapferer Kämpe bewährt und im marokkanischen Kriege wäre die Schlacht von Castillejos verloren gegangen, wenn sein hoher persönlicher Muth das schon fliehende Regiment Cordova nicht zum Stehen gebracht hätte. So wurde er ein Liebling der Soldaten; aber auch in der übrigen Gesellschaft stieg er zu hohem Ansehen, wozu der Umstand nicht wenig beitrug, daß er eine edle Mexikanerin, welche ihm eine Mitgift von anderthalb Millionen Gulden zubrachte, als Gemahlin heimführte. Ueberdem besaß er ungewöhnliche geistige Gaben und so wurde es ihm nicht schwer, sich schon sehr bald in der politischen Partei, welcher er sich zugesellte, der progressistischen nehmlich, eine hervorragende Stellung zu erobern. Ja die Partei ernannte ihn neben Joaquin Aguirre, Praxedes Mateo Sagasta und Manuel Lasala zu einem ihrer vier Vicepräsidenten, und als der wirkliche Präsident, der alte Espartero, Herzog von Valencia, sich nach seinem Landsitz Logronno zurückzog, trat er wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach an seine Stelle. Wenn also ein solcher Mann die Fahne der Empörung erhob, so ließ sich voraussehen, daß dieselbe kein gewöhnlicher militärischer Putsch sein würde, und somit wird sich Niemand mehr darüber wundern, daß ob der Kunde aus Aranjuez halb Spanien in eine fieberhafte Aufregung gerieth.

Dazu kam noch ein ganz besonderer Umstand. Die bisherigen Aufstände und Revolutionen in Spanien, deren die Spanier seit dem Tode Ferdinands VII. nun schon so viele erlebt hatten, waren alle nur gegen das jeweilige Ministerium, das ist gegen die am Ruder befindliche Partei gerichtet und wenn man siegte, so begnügte man sich damit, daß die Königin Isabella andere aus der Partei der Sieger genommene Männer an die Spitze der Geschäfte stellte. Dießmal jedoch galt es einem anderen Ziele, denn General Prim sagte in seinem Manifeste, das er zu Anfang seiner Schilderhebung erließ, ausdrücklich: „Meine Fahne ist das jüngste Manifest des progressistischen Centralcomité's und mit der Energie, die man an mir gewohnt ist, werde ich sie fest emporhalten gegen die Regierung, die uns im Auslande entehrt, und im Inland zu Grunde richtet, aus uns den Spielball der fremden Völker gemacht und uns an den Rand des Bankerotts gebracht hat." Also der Regierung galt es dießmal, oder um noch deutlicher zu sein, der Königin Isabella selbst, welche die Spanier im Auslande entehrte, und deßwegen richtete Prim auch sofort eine provisorische Regierung ein. Wer sollte aber von nun an Spanien regieren? Nun darüber schwieg General Prim vor der Hand und verwies nur auf das Manifest des progressistischen Centralcomité's, welches sich vom 20. Novbr. 1865 datirte. Allein auch in diesem Manifest sprachen sich die Führer der Progressisten, ohne Zweifel, um nicht augenblicklich verhaftet zu werden, nicht ganz klar und deutlich aus, sondern sie stellten im Allgemeinen den Satz auf, daß Spanien einer constitutionellen Monarchie bedürfe, die sich des Beifalls des Volks und der Achtung des Auslands erfreue. „Da aber," setzten sie weiter hinzu, „da aber noch immer in den hohen Regionen der theokratische Einfluß (zu deutsch: der Einfluß des Priesterthums) herrscht, so ist die Lage heute dieselbe, die sie gestern war, die sie immer gewesen ist, und die sie immer sein wird, so lange die politischen Funda-

Digitized by Google

mente nicht radikal geändert und die mit jeder Freiheit unverträglichen traditionellen Hindernisse (zu deutsch: die Dynastie der Bourbonen) beseitigt werden." Diese Worte ließen ziemlich deutlich zwischen den Zeilen lesen und wer nachdachte, konnte also darüber nicht im Zweifel sein, daß es auf die Absetzung Isabellens und auf die Vertreibung des Bourbonenthums überhaupt abgesehen sei. Allein vorsichtigerweise wurde der Name des neuen constitutionellen Herrschers, der dazu angethan sei, sich des „Beifalls des Volks" und der „Achtung des Auslands" zu erfreuen, nicht genannt, sondern so zu sagen als bekannt vorausgesetzt und wer war nun dieser Zukunftskönig? Ei natürlich kein Anderer, als der jugendliche Beherrscher von Portugal, welchem die Progressisten schon längst die Krone des neu erstandenen iberischen Reichs bestimmt hatten.

Mit ungeheurer Spannung sah man also in Spanien, wie auch im Auslande den kommenden Ereignissen entgegen; doch schon nach kurzem zeigte es sich, daß der Aufstand nicht die Folgen haben werde, welche ihm Viele zugetraut hatten. Einmal nehmlich entwickelte die Regierung, an deren Spitze noch immer der tapfere O'Donnel, Herzog von Tetuan, als Premier und Kriegsminister stand, eine ganz außerordentliche Energie und bot nicht nur sofort eine große Streitkraft auf, um gegen Prim zu marschiren, sondern verhängte auch augenblicklich (noch am 4. Januar) den Belagerungszustand über Madrid nebst ganz Neukastilien und ließ, nachdem sie sämmtliche Clubs geschlossen, Alle verhaften, die ihr gefährlich schienen. Zum zweiten stellten die Absolutisten und Karlistischgesinnten — unter den ersteren nenne ich den Marschall Narvaez, Herzog von Valencia — der Regierung ihren Degen zur Verfügung und zwar einfach deßwegen, weil sich ihr spanischer Stolz dagegen empörte, künftig von einem Braganza regiert zu werden. Zum dritten traten die Republikaner und Demokraten dem Prim'schen Unternehmen feindselig entgegen, denn wenn daßselbe verwirklicht worden wäre, so hätten sie auf lange, vielleicht für immer auf ihre republikanischen Endziele verzichten müssen. Zum vierten endlich hielten, wie's zum Ernst kam, unter den Progressisten selbst viele bedeutende Männer, auf die General Prim natürlich gerechnet hatte, aus Angst ihr ihm gegebenes Versprechen nicht und namentlich scheiterte deßwegen die in Barcellona und Saragossa projectirte Erhebung. Kurz das Unternehmen schlug gänzlich fehl und somit zog sich Prim mit seinem kleinen Heere, ohne den Königlichen irgend ein Gefecht geliefert zu haben, am 17. Jan. in guter Ordnung auf das portugiesische Gebiet hinüber, wo er sofort die Waffen ablieferte. Seine Leute wurden dann im Lande internirt und er selbst ging nach England in die Verbannung.

Das war ein klägliches Ende für eine Bewegung, welche mit so großen Versprechungen und Zielen begonnen hatte; allein deßwegen sollte sie doch die allerwichtigsten Folgen nach sich ziehen. Es drang nehmlich jetzt das Camarillakleeblatt, von dem ich oben gesprochen habe, bestehend aus dem Günstling Marfori, dem Beichtvater Pater Claret und der alten Nonne Patrocinio, so wie unterstützt vom Marques Viluma und einigen anderen gleichgesinnten Granden, mit aller Macht in die Königin Isabella, den ihr so günstigen Zeitpunkt, wo alle ihre Feinde unterlegen seien, zu benützen, um endlich einmal „ein Ministerium zu ernennen, welches die Kraft besitze,

Digitized by Google

die Monarchie und die Religion zu retten". So nehmlich drückten sie sich aus, die Worte aber bedeuteten nichts Anderes als ein Ministerium, welches den früher unter Ferdinand VII. und seinen Vorfahren herrschenden Priesterthums-Absolutismus wieder einführen und allem Constitutionalismus ein Ende mache. Die Königin schwankte längere Zeit; nicht deßwegen weil ihr Inneres etwa den Vorschlägen ihrer Camarilla widerstrebt hätte, sondern deßwegen, weil eine instinctive Angst sie davor zurückhielt, den tapferen O'Donnell, ihren Erretter aus so vielen Gefahren, und mit ihm die ganze große Partei der Moderados, ihre bisherige Hauptstütze, vor

Prim.

den Kopf zu stoßen. So blieb denn das Ministerium O'Donnell nach der Unterdrückung des Prim'schen Aufstandes noch mehrere Monate am Ruder und benützte diese Zeit hauptsächlich dazu, um unter den Progressisten sowohl als unter den Republikanern aufzuräumen. Wenn aber damit von O'Donnell beabsichtigt wurde, die absolutistische Partei zu gewinnen, so war dieß ein vollkommener Fehlgriff, denn die Absolutisten verlangten viel weiter gehende Maßregelungen und nahmen daher die Bemühungen des Oberhaupts der Moderados nur mit Hohn und Schadenfreude auf. Umgekehrt dagegen schuf sich O'Donnell durch seine Strenge eine Menge neuer

Digitized by Google

energischer Feinde, deren Haß sich bald durch neue Aufstandsversuche kundthat, und bei jedem dieser Aufstandsversuche jubelte die Camarilla im Stillen. Endlich am 22. Juni 1866, fast zu gleicher Stunde, nehmlich Morgens fünf Uhr empörte sich ein Theil der Garnisonen von Gerona und Madrid und diese zwei Empörungen waren so ernster Art, daß sie nur erst nach einem zehnstündigen Kampfe niedergeschlagen werden konnten. „Ha!" rief jetzt die Camarilla der Königin laut zu, „liegt in diesem Revoltiren des Militärs nicht der klarste Beweis, daß O'Donnell nicht einmal mehr die Armee für sich hat, und daß überhaupt seine Regierungsweise viel zu energielos und milde ist, um die revolutionären Parteien gehörig im Zaume zu halten? Ja noch mehr, ist O'Donnell nicht viel zu furchtsam und charakterlos, um den Feinden von Thron und Kirche gewachsen zu sein?" Also rief die edle Umgebung Isabellens ihrer noch edleren Herrin zu und dießmal erscholl der Ruf nicht vergebens. Schon am 8. Juli nehmlich wurde Marschall Narvaez, der Herzog von Valencia, beauftragt, ein neues Ministerium zu bilden, und am 10. war er damit fertig. Dasselbe bestand aus folgenden Männern: Narvaez Präsidentschaft und Krieg, Arrazola Justiz, Pezuela Auswärtiges, Barzanallano Finanzen, Gonzalez Bravo Inneres, Castro Colonien, General Calonge Marine, endlich Orovio Handel und öffentliche Arbeiten.

Welch' ein Jubel nun unter den Ultraroyalisten! Sie hatten übrigens auch alle Ursache dazu, denn neben Narvaez saß ja jetzt ein Calonge am Ruder und neben Calonge ein Gonzalez Bravo; von den übrigen Minister-Collegen aber dachte auch nicht Einer minder apostolisch-absolutistisch, als der Pater Claret selbst. Was jetzt kommen würde, lag klar zu Tage. Vor allem die Dictatur und als erste Folge derselben die Verhängung des Belagerungszustandes über ganz Spanien. Dann Umänderung der Verfassung und Reducirung der Rechte der Cortes auf Null. Endlich Geschweigung der Presse durch die strengsten Maßregelungen und Purificirung der Armee durch Ausstoßung aller liberalen Elemente. Weil nun aber solches Alles und noch verschiedenes Anderes zu erwarten war, so brannte Vielen der Boden unter den Füßen, und sie begaben sich sofort — unter Andern auch der Marschall O'Donnell, welcher nicht ganz ein Jahr später, am 5. Novbr. 1867, im Exile zu Biarritz, dem Favoritseebade Napoleons III., starb — entweder in's Ausland oder wenigstens in eine der Gränze nahe gelegene Provincialstadt, um sich im Nothfall schnellstens salviren zu können. Diejenigen unter den hervorragenderen Liberalen dagegen, welchen ihre Verhältnisse nicht gestatteten, ihr Domicil zu ändern, bereiteten sich auf das Schlimmste vor, zugleich aber auch darauf, der zu erwartenden absolutistischen Wirthschaft durch eine neue Revolution ein Ende zu machen.

Alles kam, wie man es erwartet hatte. Zuerst die Dictatur und dann die Maßregelungen. So erschien unter Anderem, schon am 19. Juli ein Edict, welches allen Bürgern Madrids und anderer großer Städte bei schwerer Pön befahl, innerhalb 48 Stunden sämmtliche Waffen abzuliefern, „denn", sagte sich die Camarilla, „ein Volk, das keine Waffen hat, kann sich auch nicht empören". Am besten übrigens kennzeichnet den Geist der neuen Regierung ein Rundschreiben, welches der Minister des Innern, Gonzalez Bravo, an alle Generalcapitäne oder Gouverneure der verschie-

Digitized by Google

denen Provinzen erließ, denn darin heißt es unter Anderem folgendermaßen: „Dem Geiste der democratischen und anarchischen Minoritäten jeder Färbung gedenkt die Regierung der Königin den Geist der großen religiösen, monarchischen, ehrsamen und friedliebenden Majorität gegenüberzustellen. Durch Gewalt muß jede Art von Skandal, von Drohungen und Aufruhrversuchen niedergehalten werden; schonungslos müssen die gesetzwidrigen Vereine und Versammlungen verfolgt, und alle, welche sie in's Leben rufen, einrichten und leiten, mit äußerster Strenge gerichtlich belangt werden. Die schlechten Gewohnheiten müssen unterdrückt, alle Pflichtvergessenen gezüchtigt und dafür die, welche dem Gesetz gehorchen, in besondere Obhut genommen werden. Die Regierung erwartet von Ew. Excellenz eine thätige, eindringliche Mitwirkung, um endlich zu dem vorgesetzten Ziele zu gelangen, und sie stellt daher Ew. Excellenz alle Mittel, welche die Ausführung der in dieser Note enthaltenen Anordnungen sichern, zur Verfügung." Also befahl der Minister Gonzalez Bravo den Gouverneuren der Provinzen und ganz demselben Geist gemäß handelten auch die andern Minister. War es nun aber bei einem solchen Schreckenssysteme ein Wunder, wenn von nun an im Auslande nur noch Weniges mehr über die Zustände in Spanien verlautete? Mein Gott, kein Mensch wagte es fortan, sich in seinen Briefen offen auszusprechen, weil er wohl wußte, daß sie geöffnet wurden! Nur von Reisenden, wenn sie die Gränzen Spaniens wieder hinter sich hatten, konnte man von Zeit zu Zeit Etwas erfahren. Welches waren nun aber die Zustände, welche durch das Schreckenssystem geschaffen wurden? Ein wahrheitsgetreuer Mann schildert sie folgendermaßen: „Man kann sich nur schwer eine Vorstellung von der Lage machen, in welcher sich Spanien gegenwärtig befindet. Seit den Zeiten der Inquisition und Ferdinands VII. herrschte kein solcher Schrecken, keine solche Todtenstille. Der absolute Despotismus des jetzigen Ministeriums hat alle liberalen Journale unterdrückt und die sonstigen wenigen Blätter, welche am Leben geblieben sind, beschränken sich darauf in Beziehung auf politische Nachrichten das kleine officiöse Blatt la Correspondencia nachzudrucken. Vereine gibt's ebenfalls keine mehr und alle öffentlichen Locale werden um 10 Uhr Abends geschlossen. Bei Einbruch der Nacht durchziehen Gensdarmeriepatrouillen mit geladenen Gewehren die Straßen und wer sich nur irgend verdächtig macht, wird festgenommen. Mit den Verhafteten aber macht man kurzen Proceß und jeder Tag bringt in Madrid, in Barcellona, in Sevilla, in ganz Spanien Todesurtheile, welche sogleich vollzogen werden. Die Erziehung des Prinzen von Asturien ist dem Erzbischof von Burgos, einem der Chefs der ultramontanen Partei, übertragen worden, und man geht jetzt damit um, die religiösen Orden, welche seit 1840 gänzlich verschwunden waren, wiederherzustellen. Eben so ist auch der Verkauf der Kirchengüter sistirt, denn diejenigen, welche noch nicht verkauft sind, sollen dem Clerus zurückgegeben werden. Kurz, was sich jetzt in Spanien zuträgt, kann nur mit dem verglichen werden, was in Neapel unter einem andern Bourbon geschah, und darum entflieht, wer es nur irgend heimlich hinter dem Späherauge der Polizei möglich machen kann, so schnell als möglich über die Gränze." War das nun nicht ein glorioses

Digitized by Google

Regiment, ein Regiment ganz dazu angethan, die Monarchie und die Religion zu retten?

Doch merkwürdig, trotz den vielen Hinrichtungen, Deportationen und Verhaftungen, trotz den abenteuerlichsten und lächerlichsten Preßverfolgungen und trotzdem daß vom Juli bis December 1866 mehr als 4000 Bürger und darunter Männer von großem Verdienste proscribirt wurden, wollte weder die Ruhe noch das Vertrauen in das unglückliche Spanien zurückkehren. Im Gegentheil, mit unendlicher Begierde hörte man überall auf die Gerüchte von Aufständen, welche sich von Zeit zu Zeit verbreiteten, und wenn sie sich als unwahr erwiesen, so seufzten Tausende tief auf. Ja die allgemeine Unruhe bemächtigte sich selbst der Deputirtenkammer (Cortes), welche das Ministerium in seiner großen Geldverlegenheit einzuberufen gezwungen worden war, obwohl dieselbe — dafür hatte der Narvaez-Bravosche Despotismus bei den Wahlen zu sorgen gewußt — fast nur aus gut monarchisch gesinnten Männern oder wenigstens aus sehr gemäßigten Constitutionellen zusammengesetzt war, und man wollte sogar wissen, daß die Muthigsten unter ihnen darauf ausgingen, die Regierung wegen ihrer vielen schreienden Verfassungsverletzungen zur Rede zu stellen. Sollte es nun das Ministerium so weit kommen lassen? Nein, sondern es beschloß die Cortes sofort — man schrieb jetzt Ende December 1866 — aufzulösen und die Königin unterschrieb natürlich das betreffende Decret mit größter Bereitwilligkeit. Aber jetzt geschah etwas, was man von diesen Abgeordneten für ganz unmöglich gehalten hätte. Ihrer hundert und sieben und dreißig versammelten sich sofort unter Anführung ihres Präsidenten Rios Rosas in ihrem Sitzungssaale und erließen eine Adresse an die Königin, in welcher sie gegen diesen Gewaltact Protest einlegten. Dies geschah am 29. December 1866 Abends. Doch schon wenige Stunden später, in der Nacht vom 29. auf den 30. December wurde von der Regierung, um die Ueberreichung der Adresse unmöglich zu machen, unter dem Befehl des Generals Pezuela, eines strengen Royalisten, eine starke Truppenmacht aufgeboten, und Pezuela dirigirte sofort, in Nachahmung der berüchtigten Pariser Decembernacht, einzelne Abtheilungen nach den Wohnungen der Führer der Bewegung, um dieselben in Gewahrsam zu nehmen. Am folgenden Morgen erschien dann das Auflösungsdecret der Cortes in der officiellen Zeitung und noch am selben Tag wurden die Verhafteten, fünf und dreißig an der Zahl, unter ihnen Rios Rosas, Herera und Andere, unter guter Bedeckung theils nach den canarischen Inseln, theils nach andern spanischen Colonien deportirt. Das war ein Staatsstreich ganz eines Napoleon würdig, und auf den Staatsstreich folgte natürlich die Suspendirung der Verfassung selbst. Merkwürdigerweise übrigens mit der naiven Zusicherung, daß später neue Cortes berufen werden sollten, um in der Verfassung Reformen einzuführen, „welche dem wesentlich monarchischen und katholischen Charakter Spaniens angemessen seien".

Abermals entzogen sich jetzt Viele durch die Flucht nach Frankreich der Verhaftung, so daß die Zahl der unfreiwilligen Emigranten bedeutend anschwoll; nicht minder aber vermehrte sich auch die Zahl der Deportirten und unter diese gehörten insbesondere verschiedene Generale, die über

Alicante nach Mahon auf der Insel Majorca gebracht wurden. Es war klar, die despotische Regierung wollte sich Alles vom Halse schaffen, was ihr der politischen Ketzerei verdächtig schien, denn nur durch solche Gewaltmittel vermeinte sie „die Monarchie und Religion retten zu können". Wenn nun aber schon jetzt das Regiment in Spanien ein fast unerträglich despotisches war, wie wurde dies erst, als nach dem Tode des Marschall Narvaez — er starb am 23. April 1868 — Gonzalez Bravo, der apostolische Ultra, die Premierschaft im Ministerium übernahm! „Mit den Waffen", so verkündete Gonzalez Bravo in dem Programm, das er beim Antritt der Premierschaft erließ; „mit den Waffen werden wir die bewaffnete Revolution, mit den Gesetzen die unbewaffnete unterdrücken", und diesem Programm gemäß handelte er. Nur hatte er einen etwas eigenthümlichen Begriff von „Revolution", denn er betrachtete alle die als Revolutionäre, welche nicht eben so bigott und nicht eben so absolutistisch, als er selbst, dachten und handelten.

Doch soll ich nun das unselige Regiment des Gonzalez Bravo in allen seinen Einzelnheiten schildern? Ich denke, einige wenige Pinselstriche werden genügen. Was zuerst die Finanzen betrifft, so wirthschaftete er, als ob er Niemanden Rechenschaft schuldig sei. Die Staatsgelder wurden vergeudet zu Privatzwecken, und wenn kein Geld mehr in den Staatskassen war, so nahm er seine Zuflucht zu Schatzscheinen oder verschaffte er sich von den Banken Vorschüsse zu Wucherzinsen. Was sodann die früher in Beziehung auf Kirche und Schule erlassenen Gesetze anbelangt, so wurden sie sämmtlich ohne weiteres annullirt und sofort wanderten alle Orden, selbst der der Jesuiten, wieder in Spanien ein. Eine Menge von Klöstern entstanden auf's neue und selbst zu der Wiedereinführung der Inquisition traf man die nöthigen Vorbereitungen, denn Spanien sollte, so wollte es die fromme Königin und ihr ebenso frommer Premier, in allen mit Religion und Erziehung in Berührung stehenden Angelegenheiten in die finstere Nacht des Mittelalters zurückgeworfen werden. Was endlich die Verfassung betrifft, die bisher wenigstens dem Namen und Schein nach fortexistirte, so machte Gonzalez Bravo mit ihr noch weniger Umstände, als mit den übrigen Gesetzen des Staats, und an ihre Stelle trat der nackteste Absolutismus. Damit aber das Volk sich geduldig füge, verfügte man alsbald über jede Stadt den Belagerungszustand, in welcher sich Elemente des Widerstands zeigten; ja selbst über solche, in welchen derartige Elemente nur vermuthet wurden, ohne daß man Beweise dafür hatte. Dieses Schicksal traf zum Beispiel Barcellona im Juli 1868; dann Valencia im August und so der Reihe nach noch verschiedene andere Städte. Wenn aber gar eine Zeitung ein Wort hören ließ, hinter welchem man einen Tadel witterte, so wurde nicht blos das Blatt schnellstens unterdrückt, sondern es wanderten auch sofort die Herausgeber und Drucker in's Gefängniß oder transportirte man sie in eine der Colonien über's Wasser. Die Folge hievon war, daß nun alle Zeitungen entweder auf die Seite der Gewalthaber traten oder aber — und dieser Fall war der gewöhnliche — über Alles schwiegen, was ihnen gefährlich werden konnte, und dieses Schweigen legten sich auch alle Bürger des Staats, denen es um ihre Existenz zu thun war, auf. Mit andern Worten, es herrschte

Digitized by Google

in Spanien die vollkommenste Ruhe, nur war diese Ruhe die Ruhe des Kirchhofs.

Trotzdem übrigens gab sich Gonzalez Bravo selbst jetzt noch nicht zufrieden, denn immer und immer sah er das Gespenst der Revolution vor sich und dieses Gespenst wollte nicht weichen, so lange noch Männer in Spanien lebten, welche die Fähigkeit hatten, eine Revolution zu machen. Freilich die ersten und hervorragendsten Freunde des Fortschritts lebten längst verbannt im Auslande, und unter diesen dürften besonders hervorzuheben sein der kühne General Prim, der Abgott des Heeres, so wie der vielbewährte Salustiano Olozaga, der erste Staatsmann Spaniens. Schon unter dem Marschall Narvaez hatten sie müssen flüchtig werden, um dem Gefängnisse, wenn nicht gar noch Aergerem zu entgehen, und unmittelbar nach ihrer Flucht erschien ein Decret, welches ihnen die Rückkehr in's Vaterland bei Todesstrafe verbot. Sie also waren glücklich beseitigt; dagegen aber gab es doch noch Viele, nur zu Viele unter den Höhergestellten, welche nicht daran dachten, Spanien zu verlassen und doch offenkundig mit dem Regimente Bravo's keineswegs harmonirten. Freilich für jetzt verhielten sie sich ruhig und auf gesetzliche Weise konnte man ihnen also nicht beikommen. Allein stand nicht zu befürchten, daß sie die erste günstige Gelegenheit ergreifen würden, um den Gonzalez Bravo zu stürzen, und gebot dem letzteren somit nicht die Pflicht der Selbsterhaltung, dieser zwar nicht gewissen, aber doch möglichen Erhebung zuvorzukommen? Ja wohl die Pflicht der Selbsterhaltung gebot dem spanischen Premier, mit allen Elementen aufzuräumen, welche ihm später gefährlich werden konnten, und was lag also daran, daß sich kein Rechtsgrund auffinden ließ, jenen gefährlichen Männern beizukommen? Gewalt geht bekanntlich vor Recht und so erfuhr man denn plötzlich durch den Telegraphen, daß am Morgen des 7. Juli 1868 die Generale Dulce, Latorre, Zabala, Serrano, Bedoya, Cordova, Ros de Olano und Letona in Madrid verhaftet worden seien. Weitere Verhaftungen wurden in den nächsten Tagen in den Hauptgarnisonsstädten vorgenommen und von diesen weiteren Verhafteten nenne ich den General Echague in San Sebastian, so wie den Brigadier de Rodas in Zamora. Keiner dieser hohen Militärs hatte sich nur das Geringste zu Schulden kommen lassen, allein Gonzalez Bravo wollte vorbeugen, daß sie sich auch künftig nichts zu Schulden kommen ließen, und dieselbe zarte Vorbeugungssorgfalt veranlaßte ihn auch unter den Civilisten ein wenig aufzuräumen. Mit andern Worten, er ließ noch eine Menge von Staatsbürgern und Staatsdienern aufgreifen, und besonders erpicht zeigte er sich auf solche, welche mit den Herren Geistlichen auf etwas gespanntem Fuße lebten. Was that man nun aber mit den Verhafteten? Wurden sie etwa vor Gericht gestellt, damit sie als überwiesene Missethäter ihren Lohn erhielten? O nein, Gonzalez Bravo machte nicht so viele Umstände, sondern ließ seine Gefangenen einfach per Schiff nach den Colonien deportiren. So kamen die Einen, wie z. B. Serrano, Herzog de la Torre — sein früheres Verhältniß zu der Königin konnte ihn nicht schützen, weil er es mit den Gemäßigtliberalen hielt — und Dulce, Marquis de Castellflorida nach der canarischen Insel Teneriffa, während Andere, wie Bedoya und Zavala, nach Palma oder Ferro gebracht wurden. Wieder Andere

Digitized by Google

erhielten ihr Domicil auf den Balearen, besonders auf der kleinen Strafinsel Cabrera, oder auch in Ivitza, einer der Fichteninseln unweit der Balearen. Kurz, die Verhafteten wurden regelrecht deportirt und die Statthalter der Strafplätze erhielten natürlich Befehl, über den Deportirten zu wachen, daß sie die Gränzen ihres Territoriums nicht überschritten.

Das war die große Sicherheitsmaßregel, welche Gonzalez Bravo ergriff, um seinem bigott-absoluten Regiment für immer die Herrschaft zu sichern, und dem In- wie Ausland gegenüber wurde dieselbe einfach damit gerechtfertigt, daß man in der Regierungszeitung bekannt machte, die Deportirten seien im Begriff gewesen, eine Verschwörung gegen die Regierung anzuzetteln. Weil nun aber alle Welt zu den Gewaltmaßregeln stille schwieg und namentlich in Spanien selbst kein Aufruhr erfolgte, glaubte Gonzalez Bravo noch einen Schritt weiter gehen zu dürfen, und es erfolgte sofort auch die Purification des Königlichen Hauses selbst. Schon das Jahr zuvor, im März 1867, war der Infant Don Enrique Maria de Bourbon, der Bruder des Königs — das heißt des Scheingemals der Königin Isabella — des Landes verwiesen und zugleich aller seiner Würden, Decorationen, Grade, Aemter und Titel beraubt worden, weil er sich über die Aufführung der Königin sehr despectirlich geäußert hatte. Hier also lag ein Grund vor, denn der Infant läugnete es durchaus nicht, solche Aeußerungen gethan zu haben, sondern erklärte vielmehr gleich darauf öffentlich in der Pariser Presse, daß es ihm die Ehre verbiete, der Königin Isabella noch länger zur Seite zu stehen. Ganz andere Motive aber veranlaßten jetzt den Gonzalez Bravo zu einer noch weiteren Purification des Königlichen Hauses, nämlich zu der Verbannung des Herzogs von Montpensier nebst seiner Gemahlin aus Spanien, und mit diesen Motiven hielt der spanische Premier keineswegs hinter dem Berge. „Das Land", heißt es in dem Ausweisungsbefehl, welchen die Königin Isabella erließ und der Minister Gonzalez Bravo gegenzeichnete; „das Land ist beunruhigt, die Revolutionäre bedienen sich Ihres Namens als einer Fahne und machen ihn zum Ziele ihrer Machinationen." Mit andern Worten also, der Herzog hatte nichts begangen, was strafwürdig gewesen wäre, aber er war dem Premier verdächtig, gerade wie die deportirten Generale Dulce, Serrano und wie sie sonst hießen, und deßwegen mußte er schleunigst über die Gränze nach Portugal, wo er übrigens nur sehr ungern geduldet wurde. Hieraus ersieht man, wie der Despotismus des Gonzalez Bravo und seiner in Liederlichkeit versunkenen Königin selbst vor dem Aeußersten nicht zurückschreckte, denn man bedenke wohl: der Herzog von Montpensier, der jüngste Sohn Ludwig Philipps, des früheren Königs von Frankreich, war mit der einzigen Schwester der Königin Isabella, der Infantin Donna Luisa, vermählt und stand also dem Throne so nahe, daß er für unverletzlich hätte gelten sollen. Ueberdem lebte er, um sich ja nicht verdächtig zu machen, seit vier Jahren in größter Zurückgezogenheit auf dem Schlosse von Sevilla und hütete sich diese ganze Zeit über wohl, Irgendwen zu empfangen, welcher den Machthabern unangenehm sein konnte.

Mit äußerster Spannung lauschte Gonzalez Bravo nach allen Seiten, welche Wirkung wohl diese Landesverweisung hervorbringen würde; allein

Digitized by Google

sie hatte weiter keine Folge, als daß sie allüberall das größte Aufsehen erregte. Keine Hand in Spanien erhob sich, um sich des Herzogs anzunehmen, und die Regierungen des Auslands fanden sich ohnehin nicht gemüssigt, sich in Dinge zu mischen, die sie nichts angingen. Somit verhallte der energische Protest, welchen der Herzog von Montpensier in seinem und seiner Gattin Namen von Portugal aus in den Zeitungen veröffentlichte, ganz spurlos, und Gonzalez Bravo nebst jenem berüchtigten Kleeblatt, das die Königin umgab, jubelte laut auf. Nicht minder jubelte die ganze Priesterpartei, so wie der alte legitimistische Adel, denn für diese Beiden war jetzt die Zeit der Ernte gekommen. Sie durften ja nur wünschen, so war auch ihr Wunsch schon erfüllt und selbst das Unmögliche wußte Gonzalez Bravo für sie möglich zu machen! Da gab's keine Stelle im Staat, in der Armee wie im Civil, die er nicht mit ihnen und ihren Freunden besetzt hätte, und wenn sonst für das Allernöthigste das Geld mangelte, so mangelte es doch gewiß nicht für sie. Kurz, die glorioſen Zeiten Ferdinands VII. waren wiedergekommen und den Zeitgeist des 19. Jahrhunderts, diesen teuflischen Aufklärungsgeist, hatte man glücklicherweise ausgetrieben. Ja nicht blos ausgetrieben, sondern vollkommen todtgeschlagen, so daß er sich — so hoffte man — nie, gar nie mehr erheben konnte!

Welch' eine Luſt nun, sich das jetzige Spanien zu betrachten! Allüberall herrschte — so sagten die Regierungszeitungen — die größte Zufriedenheit, denn das Volk fühlte sich glücklich, weil seine Königin glücklich war. Die Königin aber, warum hätte sie nicht glücklich sein sollen, da sie einen Liebhaber besaß, wie sie noch keinen besessen? Da sie in dem Zusammensein mit ihm gar nie mehr gestört wurde, weil das hohe Amt, das er inzwischen erhalten, die Generalintendanz des Königlichen Hauses und der Domänen (der Graf von Punnonrostro mußte es an ihn abtreten und wurde dafür Chef des Generalstabs der Armee), ihn täglich, ja stündlich an ihre Person fesselte? Ueberdem ward sie nicht vom Pabst mit der goldenen Rose bedacht, zum Lohn für ihre erhabene Tugend und Keuschheit? Endlich erlebte sie nicht jetzt auch noch das große Glück, ihre älteste Tochter verheirathen zu dürfen? Ja wohl, die Infantin Donna Maria Isabel, geb. am 20. December 1851, verlobte sich zu Anfang des Mai 1868 mit dem jungen, kaum zweiundzwanzigjährigen Grafen von Girgenti, dem Bruder des Exkönigs von Neapel, und schon vierzehn Tage darauf fand die Hochzeit im Königlichen Palaste zu Madrid statt. Wie jagten sich jetzt Feste auf Feste, und zugleich, welch' ein Segen träufelte auf das junge Ehepaar herab! Den Bräutigam machte die Königin zum spanischen Cavallerie-Obersten und verlieh ihm den hohen Orden des goldenen Vließes nebst dem Großkreuz des Ordens Karls III.; die Braut aber erhielt zur Aussteuer 22 Millionen Realen in Gold und 4 Millionen in Geschmeide. Außerdem einen bestens eingerichteten Palast im Werth von 8 Millionen und für ihre Privatcasette die Kleinigkeit von 1½ Millionen. War das nun nicht ein wahrer Himmelssegen?

Am Hofe zu Madrid schwamm also Alles in Wonne und Seligkeit und man meinte dort, es könnte nie mehr anders werden. Nur Gonzalez Bravo fühlte sich manchmal schwer beunruhigt, denn es ist eigenthümlich,

Digitized by Google

daß Despoten nie ruhig schlafen können. „Wie?“ mußte er sich immer und immer wieder fragen, „wenn doch die heillose Revolution käme?“ Zwar allerdings, ein wirklicher Grund zur Furcht lag nicht vor, denn wer sollte denn revolutioniren? Die Bauernschaft etwa? Nun diese befand sich zum überwiegend größten Theil in den Händen der Priester und ließ sich nach Belieben von diesen gängeln und leiten. Oder die Bürgerschaft in den Städten? Ja diese wäre dessen wohl fähig gewesen, denn in ihr lebte nichts als Haß und Verachtung gegen die Königin und ihre jetzigen Berather. Allein man hatte ja längst alle Städte entwaffnet und

Marfori.

überdem war, wie schon berichtet, über die meisten derselben der Belagerungszustand verhängt worden, so daß man beim geringsten Anlaß mit dem Standrecht vorangehen konnte. Oder endlich die Armee? Ganz richtig, in der Armee herrschte vielfach ein böser Geist, der Geist des Liberalismus, und deßwegen waren auch seit Jahrzehnten alle Umwälzungen in Spanien von der Armee ausgegangen. Doch konnte man dies dem gemeinen Mann zur Last legen? Nein, weder ihm, noch den Unteroffizieren, sondern nur allein den höheren Chargen und unter diesen hatte Gonzalez Bravo gehörig aufgeräumt. Alle liberalen Generale waren ja

Digitized by Google

deportirt oder lebten sie exilirt im Auslande und an ihrer Statt commandirten jetzt treuergebene Männer, welche dem neuen Regimente ihre hohen Chargen verdankten. So die beiden Concha, Don José, der Marques de Habana, und Don Manuel, der Marques del Duero; so Pezuela, der Graf von Cheste, und Pavia, der Marques von Novaliches, welche alle viere Gonzalez Bravo von Generallieutenanten zu Marschällen und Generalcapitänen hatte vorrücken lassen. So der Graf von Punnonrostro, der neue Generallieutenant und Generalstabschef; so Don Eusebio de Calonge y Fenolles, der neue Gouverneur von Madrid, und so noch eine Menge von Andern. Wie konnte also die Armee revoltiren, wenn sie von solchen Männern commandirt wurde? Freilich besser wär's gewesen, wenn der Marschall Narvaez noch gelebt hätte, denn auf ihn, als einen Kriegshelden, hatte die Armee mit Stolz und Verehrung geblickt, während von den neuen Marschällen und Generalen sich keiner einer besondern Popularität erfreute; allein statt dessen besaßen sie Muth und an eiserner Strenge wurden sie nicht leicht von irgend Einem übertroffen. Man sieht also, ein Grund zur Befürchtung lag für Gonzalez Bravo nicht vor; trotzdem aber, ich wiederhole es, wurde er die Furcht nicht los und ohne Unterlaß suchte er nach einer weiteren Handhabe für seine und seines jetzigen Regimentes Sicherheit. Da, auf einmal, kam ihm ein Gedanke und ha, mit welchem Eifer verfolgte er denselben!

Damals, im Sommer 1868, wurde in Frankreich bedeutend mit dem Säbel gerasselt und es schien außer allem Zweifel, daß Napoleon III. den längst projectirten Krieg mit Preußen in Scene setzen würde. Eben so zweifellos aber war es, daß er zu diesem Kriege noch keinen Bundesgenossen habe gewinnen können, denn Oesterreichs Kaiser, oder vielmehr sein Reichskanzler Beust wollte vielleicht wohl, aber konnte nicht, und Victor Emanuel von Italien knüpfte seine Beihülfe an eine Bedingung — die Ueberlassung Roms — auf welche der Kaiser von Frankreich nicht einzugehen vermochte. Somit sah sich Napoleon III. ganz allein auf sich selbst angewiesen und darin eben lag wahrscheinlich der Grund, warum er mit der Kriegserklärung gegen Deutschland zögerte. Wie nun aber, wenn Spanien sich dem Kaiser als Bundesgenossen anbot? Freilich über eine allzugroße Kriegsmacht konnte Gonzalez Bravo nicht verfügen, allein 40,000 Mann nach Rom zu senden, um die dort stehende französische Armee abzulösen, war ihm wohl möglich und wenn er dies that, dann hatte der Kaiser von Frankreich freie Hand. Dann konnte er seine ganze Macht, ohne auch nur eines einzigen Mannes zu entbehren, gegen Preußen verwenden, denn die Italiener waren ja durch die Spanier im Schach gehalten, und in so fern also hatte die spanische Beihülfe einen großen Werth. Natürlich übrigens für Nichts und wieder Nichts die 40,000 Mann nach Italien zu senden, dies lag durchaus nicht im Plane des spanischen Premier, sondern er wollte vielmehr einen kleinen Gegendienst von seinem in Aussicht stehenden Verbündeten verlangen; den nämlich, daß Napoleon im Fall der Noth, das heißt wenn eine Revolution ausbräche, eine Invasionsarmee nach Spanien sende, um diese Revolution niederzuschlagen, gerade wie anno 1823 zur Zeit der heiligen Allianz durch den Herzog von Angoulême geschehen war. Solche Gedanken gingen dem Minister

Digitized by Google

Gonzalez Bravo durch den Kopf und alsobald wurde der kluge Mou, der spanische Gesandte in Paris, mit den nöthigen Instruktionen versehen. Er sollte zuerst beim Kaiser sondiren und dann nach und nach mit dem Plane hervorrücken. „So wie es jedoch nur halbwegs ersichtlich sei, daß Napoleon III. beistimme, habe er den letzteren zu einer Zusammenkunft mit der Königin Isabella einzuladen, damit auf dieser Zusammenkunft durch Gonzalez Bravo selbst die letzten Hindernisse vollends beseitigt würden."

Alles ging nach Wunsch; doch selbstverständlich wurden die Unterhandlungen so geheim geführt, daß auch nicht das Geringste unter das Publicum drang. Man dachte sich also nichts Besonderes dabei, als der Telegraph vom 11. August 1868 meldete, die Königin Isabella sei mit ihrer Familie und in Begleitung des Ministerpräsidenten nach dem Seebade Lequeitio in der Nähe von San Sebastian am Golfe von Biscaya — also unweit der französischen Gränze und nur eine Tagreise von Biarritz, dem Lieblingsbade Napoleons III., entfernt — abgereist und glücklich daselbst angekommen. Mein Gott, was lag denn daran, wenn Isabella in ein Seebad reiste? Etwas auffallender fand man es schon, daß gleich darauf die regierungsfreundlichen Blätter aus Bilbao die Nachricht brachten und fest darauf beharrten, der Kaiser von Frankreich werde der spanischen Königin von Biarritz aus, wohin er demnächst gehe, in Lequeitio einen Besuch abstatten, denn hinter Königlich-Kaiserlichen Zusammenkünften pflegte man immer ein Stück Politik zu wittern. Noch auffallender erschien es, daß der Graf und die Gräfin Girgenti, als sie auf ihrer Hochzeitsreise am 29. August nach Paris kamen, vom Kaiser mit Ehrenbezeugungen — es fand Diner, Empfang und Promenade in Fontainebleau statt — überschüttet wurden, und in der That lag hierin etwas sehr Auffallendes. Man bedenke doch, ein Napoleon fötirte einen Bourbon, einen Bruder des verjagten Franz von Neapel und dazuhin einen Tochtermann der Königin Isabella von Spanien! Wahrhaftig ohne Grund that dieses der Kaiser der Franzosen nicht und somit — — ja sicherlich, es war etwas an dem Gerüchte, daß Frankreich und Spanien ein Schutz- und Trutzbündniß schließen würden. Freilich vor der Hand war dies blos noch Vermuthung, allein die Vermuthung steigerte sich bald zur Gewißheit, als am 13. Sept. 1868 der Kaiser, die Kaiserin und der Kaiserliche Prinz mit großem Gefolge nach Bad Biarritz an der spanischen Gränze abreisten. Gaben es doch nunmehr auch die officiösen französischen Zeitungen zu, daß eine Zusammenkunft zwischen der spanischen und französischen Majestät stattfinden werde, nur sei noch nicht bestimmt abgemacht, ob in Biarritz oder in Lequeitio oder in San Sebastian! Doch auch diese letzte Ungewißheit schwand, und nachdem am 15. Sept. der Graf Espeleta als Abgesandter der Königin Isabella in Biarritz angekommen war, um die französischen Majestäten zu begrüßen, meldete der Telegraph, daß die beiden gekrönten Häupter sich zweimal besuchen und sprechen würden, das erste Mal am 19. in Biarritz und das zweite Mal am 20. in San Sebastian. Das Bündniß zwischen Spanien und Frankreich schien also jetzt gesichert und natürlich hatte es dann auch mit dem Krieg gegen Deutschland seine Richtigkeit; allein der Himmel wollte es anders und es kam weder zum Kriege noch zu der beabsichtigten Zusammenkunft.

Digitized by Google

Am 17. Sept. 1868 nämlich veröffentlichten südfranzösische Blätter ein von José Maria de Orense, Marques von Albaida, einem spanischen Flüchtling und entschiedenem Republikaner, der in Südfrankreich lebte, unterzeichnetes revolutionäres Manifest, welches mit dem Rufe: „Es lebe die föderale Republik" begann und mit den Worten: „Zu den Waffen für die Freiheit" schloß. Schon hieraus konnte man ersehen, daß eine Bewegung in Spanien im Werke sei, und mit fieberhafter Spannung wartete man auf nähere Nachrichten. Diese ließen auch nicht lange auf sich warten, denn gleich zwei Tage darauf, am 19., stand im Goulois, einem über Spanien stets vorzüglich gut unterrichteten Pariser Blatte, wörtlich folgendes zu lesen: „Wir vernehmen so eben, daß die nach den canarischen Inseln verbannten unionistischen Generale sich in Andalusien ausgeschifft und daselbst die Fahne des antidynastischen Aufstands entfaltet haben. Es sind dies der Marschall Serrano und die Generale Dulce, Serrano-Bedoya, Caballero, de Rodas und Andere. Auch können wir hinzusetzen, und dies ist die wichtigste Thatsache, daß der General Prim sich mit sammt seinem ganzen Generalstabe in London eingeschifft und nach den Küsten von Valencia gewendet hat." Wieder einen Tag später meldete ein Telegramm aus Madrid vom 20. Sept. noch Näheres. „Gestern hat sich — so lautete das Telegramm — in Cadix der Gegenadmiral Topete mit der ganzen Flotte empört. Die nach den canarischen Inseln verbannten Generale sind nach einem Pronunciamento an die Garnison in Cadix gelandet. Der Marschall Serrano, Herzog de la Torre, stellte sich an die Spitze der Insurgenten. Man versichert, der Aufstand sei gegen die Dynastie gerichtet, und verlange constituirende Cortes, nebst einer provisorischen Regierung. Die Telegraphenlinien in Andalusien sind durchschnitten. Gleichzeitig ist in mehreren anderen Städten der Aufstand ausgebrochen. Eine große Panik herrscht am Hofe, die Truppen haben Madrid verlassen. Marschall Concha ist zum Commandanten der in Andalusien stehenden Truppen ernannt worden. Der höchste Gerichts- und Marinegerichtshof hat einen Haftbefehl gegen den Civilgouverneur von Barcellona erlassen. Der hiesige Gouverneur, die Gensdarmerie und die Polizei waren die ganze Nacht in Bewegung." Zu gleicher Zeit mit diesem Telegramm traf auch nachfolgendes ein: „Das Entlassungsgesuch des Ministerpräsidenten Gonzalez Bravo, sowie der Minister Mayalde und Belda (ersterer Staats-, letzterer Marineminister) ist angenommen und der Marques de la Habana, Don José Concha, zum Ministerpräsidenten ernannt worden. Der Kriegsminister hat provisorisch das Marineministerium übernommen." Endlich öffnete sogar der bis jetzt beharrlich stillschweigende Moniteur seinen Mund und schrieb am 21. September: „Die Verlockungen der Progressisten führten eine Bewegung in Cadix herbei, welcher die Betheiligung der Mannschaften einiger Kriegsschiffe eine gewisse Bedeutung zu geben scheint. Die Nachrichten über den Charakter der Unruhen sind noch unvollständig. In Madrid selbst wurde die Ruhe nicht gestört. Die Zusammenkunft des Kaisers Napoleon mit der Königin von Spanien hat nicht stattgefunden."

Also lauteten die Telegramme, die sich vom 19. zum 21. Sept. 1868 Schlag auf Schlag folgten, und obwohl sich dieselben sehr vorsichtig aus-

Digitized by Google

drückten, so lag doch so viel unbestreitbar vor, daß die von Gonzalez Bravo schon so lange gefürchtete Revolution in Spanien ausgebrochen sei. Auch mußte es keine Revolution gewöhnlicher Art sein, keine solche, wie man in Spanien schon so viele gesehen hatte, sondern eine sehr ernsthafte, welche sich nicht mit wenigen Zugeständnissen begnügte; sonst wäre Gonzalez Bravo sofort mit der Königin nach Madrid zurückgereist, um die Aufrührer entweder zu beschwichtigen oder nach Umständen mit Gewalt niederzuschlagen. Ueberdem hätte dann nicht Napoleon III. seine Bündnißgedanken mit Isabella so schnell aufgegeben, sondern würde die Zeitumstände benützt haben, um die spanische Regierung jetzt erst recht fest an sich und seine Pläne zu ketten. Doch lassen wir alle diese Raisonnements und schildern wir kurz den Gang der Ereignisse, wie er uns jetzt, nachdem einige Zeit darüber hingegangen, vorliegt.

Generallieutenant Prim, von dem weiter oben schon weitläufiger die Rede gewesen ist, lebte seit seinem Exile aus Spanien auf großem Fuße — seine Reichthümer erlaubten ihm dies — in London, wohin ihm sein ganzer Generalstab oder wenigstens seine vertrauten Adjutanten gefolgt waren. Er lebte aber keineswegs müssig, nur dem Genusse fröhnend, sondern von der Frühe bis zum Abend beschäftigte er sich mit den unseligen Zuständen seines Vaterlandes und tagtäglich erhielt er von dort — das heißt von seinen Gesinnungsgenossen — geheime Zuschriften oder Boten. Ueberdem stand er mit allen Exilirten und Flüchtlingen in genauester Verbindung und seine Adjutanten, — besonders Oberstlieutenant Antonio Campos — die in Civil verkleidet bald unter diesem, bald unter jenem Namen reisten, leisteten ihm dabei die vortrefflichsten Dienste. Endlich gelang es ihm auch mit den Offizieren der spanischen Marine Verbindungen anzuknüpfen und zwar in erster Linie mit Juan Topete, welcher wegen seiner Tapferkeit (er hatte sich in dem letzten kleinen Seekriege Spaniens mit Peru als Commandant der Fregatte Mendez Nunnez ausgezeichnet und nach dem Tode des Admirals Pareja das Commando der Flotte übernommen) und sonstigen hervorragenden Eigenschaften erst vor zwei Jahren zum Viceadmiral befördert worden war. Darin lag eine ungeheure Wichtigkeit, denn das Offiziercorps der Marine hatte sich wegen des hohen, vielleicht sogar aristokratischen Geistes, der in ihm herrschte, bis jetzt noch nie an den politischen Umsturzbewegungen betheiligt, sondern dies immer ganz allein der Landarmee, auf die es herabsah, überlassen. Nunmehr aber konnte Juan Topete mit seinen Freunden die schamlose Niedertracht der Königin Isabella zusammen mit der Brutalität ihres allmächtigen Ministers nicht mehr länger ruhig mitansehen und daher kam es, daß er den Vorstellungen des Generals Prim sein Ohr öffnete. Ja noch mehr, er half ihm dazu, sich mit den auf die canarischen und balearischen Inseln verbannten Generalen zu verständigen, oder vielmehr er übernahm das Vermittleramt in eigener Person und so wurden denn schon nach kurzem sämmtliche Betheiligte darüber einig, dem jetzigen Regiment in Spanien durch einen gewaltsamen Aufstand ein Ende zu machen. Die exilirten Generale, besonders Serrano und Prim, wußten wohl, daß ihnen, so wie es ihnen gelänge in Spanien zu landen, die ganze Armee, oder wenigstens ein großer Theil derselben zujauchzen würde, und eben so

Digitized by Google

wußte Topete, daß die ganze Marine auf seiner Seite stehe. Darum bestimmten die Verschwornen sofort einen bestimmten Tag, an welchem Topete die deportirten Generale, nachdem er sie auf einem seiner Schiffe von den Inseln herübergeholt, in Cadix ausschiffen sollte, und weiter bestimmten sie, daß an demselben Tag auch Prim mit seinen Freunden von London her in Cadix einzutreffen habe. Die übrigen Flüchtlinge aber, die auf dem Festland verweilten, müßten so instruirt werden, daß sie zu rechter Zeit verkleidet die Gränze zwischen Frankreich und Spanien erreichen könnten, um in derselben Stunde, wo in Cadix der Aufstand losbreche, in Aragonien und Catalonien die Fahne der Empörung zu erheben. So wards abgemacht und ganz diesem Programm gemäß wurde die Revolution in Scene gesetzt.

Mit dem Anfang des Septembers 1868 machte sich unter den spanischen Flüchtlingen eine gewisse Bewegung bemerklich und es wurde z. B. unter dem 3. Sept. aus der französischen Stadt Bourges im Departement Cher gemeldet, daß die von der französischen Regierung dort internirten spanischen Generale Pierrad und Contreras verschwunden seien, ohne daß man wisse, wohin sie sich gewendet. Am 15. Sept. schiffte sich General Prim auf dem Dampfer der Peninsular und Orientalcompagnie in London nach Gibraltar ein. Doch in guter Verkleidung, als Diener eines schwedischen Grafen. Am 17. kam er in Gibraltar an, stieg aber nicht an's Land, sondern fuhr noch am nämlichen Abend auf dem gewöhnlichen Postdampfer nach Cadix, dessen Hafen er am 18. Mittags erreichte, um sich sogleich mit Admiral Topete zu vereinigen. Letzterer nämlich war schon am Morgen des 18. mit den Dampffregatten Villa de Madrid und Zaragoza im Hafen von Cadix erschienen und zu gleicher Zeit kam die Buenaventura in Sicht, welche die verbannten Generale Dulce, Serrano nebst den Andern an Bord hatte. Topete forderte seine Offiziere und Mannschaften auf, das verhaßte Joch der Bourbonen zusammen mit der Priesterherrschaft abzuschütteln, und jubelnd stimmten ihm Alle bei. Unmittelbar darauf traten fünf andere große Kriegsschiffe, welche im Hafen von Cadix lagen, der Bewegung bei und ihnen schlossen sich die sämmtlichen Handelsschiffe an. Sofort wurden die Kanonen gelöst und die Schiffe legten sich dem Ufer gegenüber vor Anker. „Es lebe die Freiheit", schrieen die Seesoldaten, während sie ausgeschifft wurden, und donnernd schrie die Bürgergarde, die sich da sammelte, nebst der übrigen Volksmenge dieselben Worte zurück. Nun — am 18. Mittags — forderte der Admiral Topete den Commandanten von Cadix, den General Bouligny, auf, sich der Bewegung anzuschließen. Derselbe weigerte sich, aber am 19. Morgens früh 4 Uhr empörte sich die Besatzung, auch die Artillerie des Forts Catalina, und so sah sich am Mittag Bouligny gezwungen, die Thore von Cadix zu öffnen. Daraufhin landete Topete mit Prim, Serrano nebst den andern Generalen und beim Fackelschein Abends 10 Uhr zogen sie unter dem Jubel des Volks in der Stadt ein. Noch aber hatten sie sich nicht zur Ruhe gegeben, als schon ein Telegramm von Gerona, einer Gränzstadt Cataloniens gegen Frankreich hin, meldete, daß Obrist Baldrich, einer der Adjutanten Prims, dort in Gemeinschaft mit dem General Pierrad die Fahne der Empörung erhoben habe und im Begriff sei, weiter

Digitized by Google

nach Barcelona zu marſchiren. Ja noch mehr, den andern Morgen, am 20., in aller Früh traf die frohe Botſchaft ein, daß die Garniſon von Sevilla unter dem General Izquierdo auf die Vorgänge von Cadix hin ſich empört habe und daß die Empörung von der ganzen Stadt mit immenſem Jubel aufgenommen worden ſei.

Der erſte Theil des Programms war alſo glücklich durchgeführt worden; allein nunmehr handelte es ſich darum, dieſe erſten Erfolge ſo ſchnell als möglich auszubeuten und ganz Spanien für die Bewegung zu gewinnen. Somit ward alſobald nach der aus Sevilla eingetroffenen frohen Botſchaft, alſo noch am Morgen des 20. Sept. großer Kriegsrath gehalten, was zunächſt zu geſchehen habe, und nach kurzen Debatten hatte man ſich geeinigt. Serrano übernahm den Oberbefehl über die Truppen von Cadix und Sevilla, und ſeine Aufgabe war in gerader Linie durch Andaluſien und Neucaſtilien gegen Madrid zu ziehen, um der dortigen Regierung ein Ende zu machen. Prim dagegen ſollte mit Topete und der Flotte die ganze Küſte entlang von Cadix durch die Meerenge von Gibraltar hindurch bis nach Mataro ſegeln und alle die an der Küſte liegenden Städte, namentlich Algeſiras, Malaga, Almeria, Cartagena, Valencia, Tarragona und Barcelona für die gute Sache gewinnen. Man ſieht, beide Generale hatten eine gleich wichtige Aufgabe, allein voll Vertrauen auf den edlen Charakter der ſpaniſchen Nation, welche ſich ſchon längſt mit Inbrunſt darnach ſehnte, die unerträgliche Schande des jetzigen Regiments abzuſchütteln, gingen ſie Beide friſch an's Werk, und die andern Generale, die mit ihnen gekommen, ſchloſſen ſich ihnen natürlich an. Vorher jedoch erließen ſie eine Proclamation an das ſpaniſche Volk, welche wir, ihres ſchlagenden Inhalts wegen, nicht umhin können, wörtlich hier wiederzugeben. „Spanier!“ — ſo lautet das Schriftſtück, das ſchnellſtens in Hunderttauſenden von Exemplaren verbreitet wurde — „Die Stadt Cadix, die im Hafen ankernde Flotte und das ganze Marinedepartement ſtehen unter Waffen und erklären feierlich, daß ſie der Regierung, die in Madrid reſidirt, den Gehorſam verweigern. Sie ſind durchdrungen von der Ueberzeugung, die loyalen Dolmetſcher aller der Bürger zu ſein, welche, nachdem ſie die Langmuth und Geduld auf's äußerſte getrieben, doch deßhalb nicht das Gefühl ihrer Würde verloren haben und entſchloſſen ſind, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis die Nation ihre Souveränetät wieder erlangt hat und ihren Willen hat ausſprechen und ausführen können. Kann es einen Spanier geben, der ſo gleichgültig wäre für das Unglück ſeines Vaterlandes, daß er den Grund eines ſo ernſten Entſchluſſes nicht kennen lernen möchte? Wenn wir unſere Beſchwerden einer ernſten Prüfung unterwerfen, ſo dürfte es ſchwieriger ſein, vor der Welt und der Geſchichte die Nachſicht zu rechtfertigen, mit der wir alle Unbilden ertragen haben, als die äußerſte Entſchloſſenheit, mit der wir ihnen Abhülfe verſchaffen wollen. Möge Jeder ſeine Erinnerung zu Rathe ziehen und ihr Alle werdet zu den Waffen greifen! Das Grundgeſetz verletzt und mehr angewendet, um den Bürger anzugreifen, als ihn zu beſchützen; das Stimmrecht corrumpirt durch Drohung oder durch Verführung; die individuelle Freiheit nicht mehr vom Recht abhängig, ſondern vom unverantwortlichen Willen der Regierung; das Municipalrecht ver-

Digitized by Google

nichtet; die Verwaltung und die Finanzen dem Diebstahl und der Immoralität preisgegeben; der Unterricht gelnebelt; die Presse stumm; Königliche Decrete, erlassen, um den öffentlichen Schatz zu berauben; auf niedrige Weise verschwendete Titel; endlich der hohe Preis, um den das Laster und die Entehrung verkauft wird — das ist das heutige Spanien! Spanier! Gibt es einen Einzigen unter euch, der seinem Vaterlande feind genug wäre, um zu wünschen, daß dem noch länger so bleibe? Nein, man kann ihn nicht finden. Also genug des Skandals! Nur geleitet vom allgemeinen Interesse, laden wir euch Alle ein, den Ruhm zu theilen, das Ziel, das wir erreichen wollen, verwirklichen zu helfen. Unsere heroische Marine, welche bisher unseren inneren Zerwürfnissen fern gestanden, hat den ersten Schrei der Protestation ausgestoßen; sie hat auf diese Weise schlagend bewiesen, daß es nicht eine Partei ist, welche sich beklagt, sondern daß die Klagen aus dem Herzen des Vaterlands selbst emporsteigen. Wir wollen ein Gesetz, gemeinsam für Alle; wir wollen ein Leben von Ehre und Freiheit; wir wollen, daß eine provisorische Regierung, welche die lebendigen Kräfte der Nation vertritt, die Ordnung aufrecht erhalte, bis das allgemeine Stimmrecht die Grundlagen unserer politischen und socialen Wiedergeburt gelegt hat. Wir rechnen, um unser unabänderliches Vorhaben auszuführen, auf die einstimmige Mitwirkung aller Liberalen; wir rechnen auf die wohlhabenden Klassen, welche nicht wollen werden, daß die Früchte ihres Schweißes dazu dienen, eine unabsehbare Menge von Günstlingen und Abenteurern zu bereichern; wir rechnen auf die Freunde des Rechts, welche die Ordnung gründen wollen auf der unerschütterlichen Grundlage der Sittlichkeit; wir rechnen auf die Unterstützung der Diener des Altars, welche mehr als alle Andern dabei interessirt sind, das Laster und die schlechten Beispiele in ihrem Quell zu vernichten; wir rechnen auf das ganze Volk, so wie auf die Zustimmung von ganz Europa, denn es ist unmöglich, daß im Rath der Völker beschlossen sei, Spanien solle in der Erniedrigung fortleben. Wir weisen den Namen zurück, den unsere Feinde uns geben werden, den Namen Rebellen nämlich. Denn Rebellen sind diejenigen, und wären sie noch so hoch gestellt, welche ohne Unterlaß alle Gesetze verletzen; treue Diener des Vaterlands aber sind diejenigen, welche trotz aller Hindernisse ihm die Achtung bezeugen, die es verloren hat. Spanier, zu den Waffen! Es ist das einzige Mittel, das Uebel zu verringern und Blutvergießen zu vermeiden. Seid wie immer tapfer und großmüthig. Die Hoffnung unserer Feinde sind die Ausschweifungen, in die sie uns fallen sehen möchten. Betrügen wir sie in ihrer Erwartung, indem wir vom ersten Augenblick an durch unser Verhalten zeigen, daß wir der Freiheit, die man uns so ungerechterweise entrissen hat, immer würdig waren. Zu den Waffen! Nicht mit dem Ungestüm des Hasses, der immer verhängnißvoll ist. Auch nicht mit der Wuth des Zorns, die immer schwach ist; sondern mit der feierlichen Ruhe, welche die Gerechtigkeit annimmt, wenn sie sich mit ihrem Schwerte umgürtet. Es lebe unser geliebtes Spanien. Cadix, den 19. Sept. 1868. Francisko Serrano, Juan Prim, Domingo Dulce, Ramon Nonvidas, Rafael de Rivera, Antonio de Rodas, Juan Topete."

Digitized by Google

Wenn nun übrigens die zurückgekehrten Verbannten und Exilirten ſo handelten, was that die Regierung? Ich meine die Königin Iſabella mit ihrem Miniſterium? Schon am 18. Sept. Mittags trafen die erſten Telegramme von Cadix in San Sebaſtian, wohin die Königin mit dem Hofe (der Zuſammenkunft mit Napoleon wegen) ſo eben übergeſiedelt war, ein und man konnte ſich ſofort überzeugen, daß es ſich um einen ganz ungewöhnlich großartigen Aufſtand handle. Ueberdem war nicht abzuleugnen, daß die Aufſtändiſchen ſich nicht mit einem bloßen Miniſterwechſel begnügen würden, wie bisher immer geſchehen, ſondern daß ſie vielmehr eine proviſoriſche Regierung verlangten, bis über die neu einzu-

Pater Claret.

ſetzende definitive von den Cortes entſchieden ſei. Mit andern Worten alſo, ſie verlangten die Abſetzung der jetzigen Regierung; die Abſetzung der jetzigen Dynaſtie der Bourbonen und zugleich eine Conſtituante, um darüber einen Beſchluß zu faſſen, wie Spanien künftig regiert werden ſolle, ob monarchiſch oder republikaniſch. Beim Himmel, wenn's ſo ausſah, ſo mußte ſchnellſtens und mit aller Energie gehandelt werden, ſonſt war für Iſabella und ihre Nachkommenſchaft der Thron verloren! Es wurde alſo ſogleich, noch am 19., großer Miniſterrath gehalten; aber der bisher ſo deſpotiſche Gonzalez Bravo, der ſelbſt vor dem Aeußerſten nicht zurückgeſchreckt war, bewies nun auf einmal, daß er nicht der Mann der

Digitized by Google

That sei. Im Gegentheil zeigte er sich rathlos und muthlos zugleich und schließlich meinte er: „in solchen kritischen Zeiten bedürfe die Königin nothwendig eines tapferen Generals als ersten Ministers; er selbst wünsche sich zurückzuziehen." Eben so sprach auch der Marineminister Belda, der wohl fühlte, daß er einer revolutirenden Flotte gegenüber nicht mehr am Platze sei, und so kam es denn, daß die arme Isabella noch in der Nacht — um 1 Uhr — den Marschall Concha — Don José, Marques de la Habana — kommen ließ, um ihm den im jetzigen Augenblick so unendlich wichtigen Posten eines Ministerpräsidenten anzubieten. „Er allein könne sie retten", sagte sie zu ihm und nun natürlich konnte der Marques nicht widerstehen. Er willigte also ein und Isabella betraute ihn sofort mit den unbedingtesten Vollmachten. Noch in der Nacht reiste er mit einem Extrazuge ab und schon am 20. kam er in Madrid an. Hier ergriff er sogleich außerordentliche Maßregeln und das erste, was er that, war, daß er seinen Bruder Don Manuel, Marques del Duero, zum Oberbefehlshaber der Armee des Centrums ernannte, d. h. derjenigen Armee, welche die Hauptstadt Madrid zu vertheidigen hätte, während der Marschall Don Juan de la Pezuela, Graf von Cheste, den Oberbefehl über Catalonien, Aragonien und Valencia erhielt. Dem Marschall Don Juan Julien Pavia, Marques von Novaliches, dagegen vertraute er das Commando in Andalusien an, ein Posten, der für jetzt, weil Cadix und Sevilla bereits revoltirt hatten, als das wichtigste Commando im Staate anzusehen war. Ueberdem wurde ganz Spanien in Belagerungszustand erklärt und allüberall über alle Städte und Provinzen das Standrecht verkündet. Natürlich, die neu ernannten Befehlshaber sollten freie Hand haben, mit der äußersten Strenge vorzugehen, denn jetzt war die Zeit von Blut und Eisen gekommen.

Mit solchen Maßregeln glaubte Marschall Concha, Marques de la Habana, die Dynastie noch retten zu können und es war dies auch möglich, so bald dieselbe im Volk noch einen starken Anhalt hatte. Allein man mochte auch seine Augen hinwenden, wohin man wollte, dieser Anhalt fehlte durchaus. Im Gegentheil allüberall sympathisirten die Einwohner, besonders die der Städte, mit den Männern, welche an der Spitze des Aufstandes marschirten, und gaben dies von Anfang an schon dadurch auf's deutlichste kund, daß nirgends der verkündete Belagerungsstand respectirt wurde. Im Gegentheil sammelten sich in allen Straßen, selbst in Madrid, von Morgens bis Abends Gruppen, welche sich eifrigst besprachen, und man wartete offenbar nur auf den rechten Augenblick, um sich gegen die bestehenden Behörden zu erheben. Doch wenden wir uns nun wieder zu den revoltirenden Generalen zurück, vor allem zu Serrano, welcher von Cadix aus durch Andalusien gegen Madrid zog, denn seine Mission war vorderhand die wichtigste. Ihm stand, wie wir bereits meldeten, der Marschall Pavia, Marques von Novaliches, gegenüber und dieser sammelte die Garnisonen aller der Königin noch treuen Städte Castiliens, um sie dem Feind entgegenzuführen. Ja selbst aus Madrid wurden schon unter dem 22. Sept. alle nur irgend verfügbaren regulären Truppen — 1 Regiment Artillerie, 4 Schwadronen Cavallerie, 2 Regimenter Infanterie und die sämmtlichen Fußjäger — zur Armee des

Digitized by Google

Südens abgesandt, und dafür durch 8000 Bürgergarden ersetzt. Der Marques von Novaliches wollte also offenbar einen großen Schlag führen, denn sonst hätte er die Hauptstadt des Landes ganz gewiß nicht von Truppen entblößt. Marschall Serrano rückte aber deßwegen doch unaufhaltsam vorwärts und sein ursprünglich nur kleines Heer verstärkte sich stündlich durch freiwillige Zuzüge. So besonders durch die Garnisonen von Medina-Sidonia, Ronda, Utrera, Osuna und Montilla. Am 26. Sept. standen die Regierungstruppen am linken Ufer des Quadalquivir zwischen Montoro und Villa del Rio in der Nähe von Córdova; Serrano dagegen hielt das rechte Ufer des Flusses an der Brücke von Alcoléa zwischen Córdova und Montoro besetzt und seine Stellung konnte als eine sehr gut gewählte gelten. Beide Heerführer commandirten jeder über etwa 18,000 Mann nebst vierzig bis fünfzig Geschützen; aber jeder suchte so schnell als möglich noch weitere Verstärkungen heranzuziehen. Am 27. verlangte Serrano eine Unterredung mit seinem Gegner und dieselbe hatte in der Nacht vom 27. auf den 28. im Dorfe Carpio statt. Der Marques von Novaliches ließ sich jedoch, weil eben jetzt wieder neue Truppen zu ihm gestoßen waren, nicht überreden, der Sache der Revolution beizutreten, sondern erklärte, auf den andern Tag das Schwert entscheiden lassen zu wollen. Der Kampf — Brüder gegen Brüder — war also unvermeidlich und am 28. Morgens in der Früh begann die Schlacht. Diese beschreibt ein Augenzeuge mit folgenden Worten: „Novaliches hatte, in dem Glauben, daß Serrano auf einen heftigen Angriff nicht vorbereitet sei, Morgens früh eine Bewegung seiner sämmtlichen Truppen gegen Alcoléa angeordnet. General Caballero de Rodas aber hatte auf Befehl Serranos bereits seit zwei Tagen an dem einen Ende der Brücke mit den Jägern von Simancas und Tarifa Stellung genommen und drei Batterien Artillerie aufgepflanzt. Während dieser Zeit schickte Novaliches seine Vorhut, bestehend aus den Jägern von Barbastro, Madrid und Barcelona unter General Lacy bei Villafranca über den Fluß, um die Vorhut der Insurgenten zu überfallen und nach Córdova zu marschiren. Auf diese Nachricht hin brach General Izquierdo, dann die Division des Generals Rey und zuletzt Serrano selbst von Córdova auf. Die Truppen des Generals Lacy wurden durch die Brigade Salazar abgeschnitten und von Caballero de Rodas gefangen genommen. Serrano ließ den Brigadegeneral Lacy vor sich kommen, umarmte ihn und lud ihn ein, sich mit der liberalen Armee zu vereinigen. Gegen Mittag eröffnete sich ein mörderisches Feuer zwischen Salazar und den Königlichen Truppen. Nach einem bedeutenden Verlust wurden letztere zurückgetrieben. Sie waren von der Brigade Alaminos und den Regimentern von Cantabrien und Borbon in der Flanke angegriffen worden. Trotz des hartnäckigsten Widerstandes mußten sie von dem Brückenkopfe zurückweichen. Die Batterien Serranos richteten schreckliche Verheerungen in ihren Reihen an. Das Feuer dehnte sich über die ganze Linie aus; man sah vor Rauch weder Roß noch Mann mehr. Endlich löste sich die Königliche Armee auf. Sechs Compagnien des Regiments Madrid wurden nebst achtzehn Offizieren gefangen. Das Regiment Girgenti ging über, während sein Befehlshaber, der Graf von Girgenti, ebenfalls in Gefangenschaft gerieth. Noch-

Digitized by Google

mals machte Novaliches einen verzweifelten Versuch, die Brücke zu besetzen. Der Versuch mißlang. Bei dieser Gelegenheit riß eine Geschützkugel dem Marschall die Kinnlade und ein Stück der Zunge weg, so daß er vom Schlachtfelde weggetragen werden mußte. Auch der Marschall Serrano hatte sich fortwährend im stärksten Feuer befunden und war nur wie durch ein Wunder unbeschädigt geblieben. Eine Stunde nach dem Rückzug der Royalisten, gegen acht Uhr Abends, machten die Generale Izquierdo und Caballero de Rodas eine Rekognoscirung, stießen aber auf keinen Feind mehr, die vier Compagnien Jäger von Alcantara, welche ihre Verwundeten nach Carpio schafften, allein ausgenommen. Diese Jäger vereinigten sich dann sogleich mit der liberalen Armee. Eben so einen Tag später ein großer Theil der übrigen Flüchtlinge. Die Verluste waren von beiden Seiten nicht unbedeutend. In der Armee Serranos zählte man 130 Todte und 170 Verwundete, worunter 41 Offiziere. Die Königliche Armee ließ mehr als 800 Todte und Schwer-Verwundete auf dem Schlachtfelde. Den Marschall Novaliches brachten die Seinigen nach dem zwei Stunden von Madrid entfernten Dorfe Pinto, wo er den Aerzten übergeben wurde. Den Grafen von Girgenti befahl Marschall Serrano nach Cadix zu schaffen und dort wurde ihm freigegeben, sich auf einem englischen Schiffe nach Frankreich oder England einzuschiffen."

Nach dem Sieg Serranos bei Alcolea war kein Zweifel mehr darüber, daß die Sache der Königin Isabella eine durchaus verlorene sei, und nach wenigen Tagen schon gab es keine Stadt und keine Provinz Spaniens mehr, die sich nicht der Revolution angeschlossen hätte. Ganz im Einzelnen jedoch hierüber zu berichten, ist mir unmöglich, sondern ich muß mich selbstverständlich auf die Hauptsache beschränken. General Prim war, wie wir wissen, mit der Flotte unter des Admiral Topete's Leitung durch die Meerenge von Gibraltar gefahren, um die an der Mittelmeerküste liegenden Städte zu revolutioniren, und, wie von einem elektrischen Funken erfaßt, erhoben sich Malaga und Almeria, alle Gemeinden mit sich reißend, welche zwischen ihnen lagen. Schon in der Frühe des 26. Sept. wurde auf Anordnung Prims der General Serrano-Bedoya mit Waffen und Munition im Hafen von Malaga gelandet und alsobald schloß sich ihm die ganze Garnison an. Mit diesen Truppen zog er nach Granada und auch hier war die Bevölkerung mit Jubel bereit, sich der Bewegung anzuschließen. Indessen dampfte die Flotte nach Cartagena weiter und hier angekommen forderte Prim den Commandanten, General Lachaussée, auf, ihm die Schlüssel der Festung zu übergeben. Lachaussée weigerte sich und erklärte, es auf ein Bombardement ankommen zu lassen. Seine Offiziere aber nebst dem größten Theil der Besatzung verweigerten ihm den ferneren Gehorsam und es blieb ihm nichts übrig, als mit wenigen Getreuen in's Innere des Landes zu flüchten. Nun landete Prim, und die Folge war, daß auch das nahe Murcia, die Hauptstadt der Provinz, gemeinschaftliche Sache mit den Aufständischen machte. Nach der Unterwerfung Murcias schiffte General Prim weiter in der Richtung nach Barcelona, der großen Hauptstadt von Catalonien, welche an Wichtigkeit, Größe und Einwohnerzahl mit Madrid selbst wetteifert. Hier commandirte der Marschall Don Juan de la Pezuela, Graf von Cheste, der bigotteste unter allen bigotten

Digitized by Google

Absolutisten, und es ließ sich also erwarten, daß er ernsthaften Widerstand leisten würde. Am 30., früher nicht, konnte die Flotte vor Barcelona ankommen, und auf diesen Tag erwartete man also den Kampf. Doch die hitzigen Barcelonesen warteten den Tag nicht ab, sondern schon in der Nacht vom 29. auf den 30. Sept. brachen ernsthafte Unruhen aus. Große Haufen von Bürgern sammelten sich auf den Straßen und das Stadthaus ward verwüstet; das Bildniß der Königin Isabella verbrannt. Nun wandten sich die Wüthenden gegen das feste Schloß, in welchem Graf von Cheste residirte, und eine Deputation wollte sich zu ihm begeben, um von ihm zu verlangen, daß er die Stadt verlasse. Die Deputation wurde mit Flintenschüssen empfangen und nun kann man sich denken, wie furchtbar die Aufregung stieg. Die Menge wollte das Schloß stürmen, aber eine Revolutionsjunta, die sich schnellstens aus den angesehensten Bürgern bildete, wußte sie davon abzuhalten. Doch konnte es die Junta nicht verhindern, daß einzelne Steine nach den Schloßfenstern flogen, worauf hin der Graf von Cheste drohte, die Stadt von der Citadelle aus bombardiren, so wie die Mitglieder der Junta füsiliren zu lassen. Da, noch zur rechten Zeit, am Frühmorgen des 30. Sept. erschien die Dampf-Flotte mit Topete und Prim vor Barcelona, und so wie diese in Sicht kam, revolutionirte die ganze Garnison. Sofort sah der Graf von Cheste ein, daß ein Widerstand seinerseits nicht mehr möglich sei, und demgemäß übergab er den Oberbefehl an den Obristen Joaquin de Bassols, einen gemäßigten, allgemein hochgeschätzten Offizier. Er selbst, begleitet nur allein von den Generälen Turon, Molto und Villalobos nebst einigen wenigen Dienern, verließ Barcelona zu Pferd, wahrscheinlich um nach Frankreich zu entfliehen, und kam auch richtig bis nach Vitoria. Hier stellte er sich den Behörden, weil ihm die Wege abgeschnitten waren; allein die Behörden entließen ihn ganz unbehelligt, so wie er versprach, sich in die neue Ordnung der Dinge zu fügen. Doch wir kommen auf Barcelona zurück. Eine Stunde nach dem Abzug des Grafen von Cheste landete General Prim, empfangen von der revolutionären Junta und einer ungeheuren Menschenmenge, welche ihm wie wahnsinnig zujubelte. Zugleich spielte das Musikcorps der Garnison die Riegohymne — die spanische Marsaillaise — und zog dann, umwogt von vielen Tausenden, durch die Straßen der Stadt. Noch mehr, man trug das Bild Prims als Standarte voran und dieselbe Ehre erwies man auch dem greisen Espartero, dem einstigen Helden der Freiheit, der, seit Jahren schon vom Alter gebeugt, in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Landgute Logronno lebte. Mit dem Jubel allein aber begnügte man sich nicht; auch nicht damit, daß man allüberall die Königlichen Wappenschilder zerschlug und sogar nicht ruhte, als bis die Königliche Krone — sie befand sich am Schlosse in höchster Höhe an einer sehr unzugänglichen Stelle, aber ein Matrose kletterte mit Lebensgefahr hinauf — in lauter Stücke zerschlagen war. Vielmehr ergriff nun auf den Rath Prims die revolutionäre Junta unter dem Vorsitz des Don Tomas Fabregas die Zügel der Regierung, befahl sofort alle politischen Gefangenen zu befreien und decretirte dann in einer Proclamation an die Catalonier die Absetzung Isabellens und der ganzen bourbonischen Dynastie. Schließlich setzte sie sich mit den andern inzwischen

entstandenen revolutionären Junten in Verbindung; insbesondere mit der von Madrid, auf die ich gleich nachher zu sprechen kommen werde, als der Centraljunta des Landes.

Gleich wie sich nun in jenen stürmischen Tagen die Städte im Süden am spanischen Mittelmeer erhoben, eben so auch fast zu gleicher Zeit im Nordwesten und Norden die Städte am atlantischen Ocean, so wie im Golf von Biscaya. So namentlich La Corunna, El Ferrol, Gijon, Santander und Santonna. In Gallizien — La Corunna und El Ferrol — gieng das leicht, denn hier stellten sich die Generale Zavala und Contreras an die Spitze der Bewegung, und da ihnen die kleinen Garnisonen auf den ersten Aufruf gehorchten, so kam es zu keinem Blutvergießen. Viel mehr Schwierigkeiten stellten sich dagegen der Sache der Freiheit in Santander und Santonna entgegen. Zwar allerdings empörte sich die Garnison des Forts Santonna, welches ganz in der Nähe von Santander am Meerbusen von Biscaya liegt, schon am 23. Sept. und ebenso that auch gleich darauf die Bürgerschaft von Santander — man begann damit, die Büsten der Königin zu zerschlagen — ohne auf Widerstand zu stoßen; allein nunmehr sandte der Ministerpräsident Concha den General Calonge, den bisherigen Gouverneur von Madrid, mit allen nur irgend noch verfügbaren Truppen gegen diese beiden Plätze, denn sie hatten eine große Wichtigkeit, weil durch sie, wenn sie sich in den Händen der Aufständischen befanden, der Königin Isabella der Rückweg von San Sebastian nach Madrid abgeschnitten war. Don Eusebio Calonge, ein Mann von nicht gewöhnlichem Muthe, begriff seine Aufgabe vollkommen und, nachdem er mittelst der Eisenbahn Santander in wenigen Tagen erreicht hatte, griff er am 27. die Aufständischen an. Er verfügte über 4000 Mann, die Revolutionären unter Brigadegeneral Inestal nur über 1800. Der Kampf konnte also nicht lange unentschieden bleiben, trotzdem die Aufständischen ihren Gegnern jeden Fußbreit streitig machten, und nach wenigen Stunden war Santander zurückerobert. Nunmehr beutete Calonge seinen Sieg dahin aus, daß er alle Gefangenen füsiliren ließ, allein einen Werth hatte diese Grausamkeit nicht. Schon am 28. nämlich berief ihn der Ministerpräsident Concha eiligst nach Madrid zurück, um diese Stadt, in der es nun ebenfalls zu gähren anfing, mit seinen Truppen im Zaum zu halten, und unmittelbar nach seinem Abzug erhob Santander zum zweiten Male die Fahne der Freiheit. Auch will ich jetzt gleich hier bemerken, daß Calonge Madrid nicht mehr zur rechten Zeit erreichte, sondern schon in Burgos von der Nachricht überrascht wurde, daß die Königliche Sache durchaus und überall erlegen sei. Daraufhin wollte er nach Frankreich entfliehen, wurde aber verhaftet und der Junta von Santander zur Verfügung gestellt.

So wehte nun das Banner der Revolution in allen Küstenstädten rings um Spanien herum und überdem hatten dasselbe alle Kriegsschiffe aufgehißt. Das Beispiel des Geschwaders, welches Admiral Topete befehligte, war maßgebend für sie gewesen, und somit hatten selbst die Kriegsdampfer, welche der Königin Isabella bis nach San Sebastian das Ehrengeleit gegeben, diesen Hafen auf eigene Faust verlassen, um sich dem Geschwader Topetes anzuschließen. Nur das kleine Dampfboot Francesco

Digitized by Google

Borja blieb aus Galanterie zurück, für den Fall, daß die Königin wünschen würde, San Sebastian zur See zu verlassen. Nachdem nun aber die Revolution so zu sagen einen Cordon um Spanien herumgezogen hatte, trat sie ihre Reise in's Innere an und gleichsam im Flug zog sie allüberall siegreich ein. Endlich am 30. Sept. auch in Madrid, der Hauptstadt des Landes, wo im Namen Isabellens seit 11 Tagen das Ministerium Concha unumschränkt regierte.

Schon gleich die erste telegraphische Nachricht von der Landung der exilirten Generale in Cadix brachte in Madrid eine ganz außerordentliche Aufregung hervor und die für die Freiheit begeisterte Jugend hätte am liebsten jetzt gleich losgeschlagen. Die Klügeren und Besonneren unter den Liberalen jedoch sahen ein, daß eine zu frühe Erhebung nothwendig einen blutigen Kampf — die Königlichen hatten ja damals noch die Macht in Händen und Don José Concha war nicht der Mann, welcher Menschenleben schonte — zur Folge haben müßte, und somit erließen sie, den Titel eines Revolutionscomité's von Madrid annehmend, schon am 22. Sept. eine Art von Manifest, das trotz des Belagerungszustandes Morgens früh an allen Straßenecken angeklebt gefunden wurde. „Bewohner von Madrid", so hieß es in dieser Proclamation, „die so ungeduldig erwartete Stunde hat endlich geschlagen. Die Freiheit ist dort wieder auferstanden, wo sie beim Beginn dieses Jahrhunderts für Spanien zur Welt kam. Unsere tapfern Seeleute haben sich im Einvernehmen mit unsern tapfern Soldaten mit dem Volke vereinigt. Ja, das Volk und die Armee, die ganze Nation erhebt sich gegen die Tyrannei, welche uns bedrückt; gegen die Unsittlichkeit, welche uns herabwürdigt; gegen den Uebermuth, der uns erniedrigt. Das Volk von Madrid wird nicht das letzte sein, denn es erkennt und verflucht die ganze Schande des auf uns lastenden Joches. Doch heute appelliren wir nicht an euern Muth, sondern an eure Vorsicht. Seid bereit für den Kampf, aber fordert ihn nicht heraus. Wir werden wahrscheinlich nicht nöthig haben, Blut zu vergießen, da auch der größte Theil der Armee zu den Liberalen gehört und die hiesige Besatzung nur eine Gelegenheit erwartet, um sich wie ihre Waffengefährten von Cadix mit dem Volk zu vereinigen. Erwartet also diesen Augenblick, der nicht fern ist. Einstweilen aber hütet euch vor jedem Zeichen des Mißvergnügens; selbst dem der Freude über den schon gesicherten Triumph unserer Sache. Wenn die Zeit gekommen ist, wird das Comité euch dieß rechtzeitig wissen lassen. Wartet also auf sein Signal. Es wird euch dasselbe aber nicht auf diesem Wege geben, sondern insgeheim und durch zuverlässige Freunde. Allen andern Aufrufen mißtraut." Also lautete die Proclamation jener Männer, welche als das „Revolutionscomité von Madrid" fungirten, und merkwürdig, so furchtbar aufgeregt auch die Masse war, so gehorchte sie doch dem Aufrufe, ohne daß auch nur Einer aus ihrer Mitte eine Ausnahme gemacht hätte. Somit herrschte in Madrid die vollkommenste Ruhe, während rings herum die Städte revolutionirten; aber es war die Ruhe, welche dem Sturm vorangeht. Kaum nämlich war von Serrano der Sieg von Alcolea erfochten worden, so hielten es jene Männer, welche das Revolutionscomité bildeten, nicht mehr für rathsam, das Volk noch länger zurückzuhalten, und so wurde denn das längst mit Sehnsucht er-

Digitized by Google

wartete Signal gegeben. Nun gieng aber auch Alles Schlag auf Schlag, und noch in der Nacht vom 29. auf den 30. war das Hauptwerk gethan. Tausende und Abertausende durchwogten die hell erleuchteten Straßen und auf den Fahnen, die sie trugen, stand mit großen Buchstaben geschrieben: „Nieder mit den Bourbonen! Es lebe die Volkssouveränetät!“ Natürlich jedoch stillschweigend zogen sie nicht umher, sondern beständig durchdrang ihr Ruf: „Es lebe die Freiheit!“ die Lüfte, und in manchen Augenblicken konnte man sein eigenes Wort nicht mehr verstehen. Auch wurden dabei manche Excesse begangen, und insbesondere spielte man denen, welche man als bisherige Polizeispione kannte, höchst unangenehm mit. Nicht minder warf man an den Gebäuden verhaßter Persönlichkeiten die Fenster ein und schleifte insbesondere die Büste der Königin im Koth durch alle Straßen. Im großen Ganzen jedoch gab es keine bedeutendere Unordnung, denn es hatte sich schnell eine freiwillige Nationalgarde gebildet, welche sich unter den Oberbefehl des Don Amabil Escalante, eines früheren Adjutanten Prims (als solcher schmachtete er seit zwei Jahren im Gefängniß und wurde erst so eben daraus befreit), stellte, und diese verhaftete, nachdem sie aus dem erbrochenen Arsenale mit Gewehren versehen worden war, ohne Gnade jeden Strolch und Maleficanten. So verging nach und nach die Nacht; am Morgen des 30. aber, mein Gott, wie ganz verändert sah da Madrid aus! Weit auf standen die Kasernen und Soldaten und Bürger lagen sich brüderlich in den Armen. Die bisherigen militärischen Schildwachen waren alle verschwunden und statt ihrer functionirten die Nationalgarden. Eine Menge von Straßen und öffentlichen Plätzen hatten bereits ihre Namen verändert und es hieß z. B. jetzt die Straße della Reina — Primstraße, der Alfonsoplatz — Topeteplatz, der Herradoresplatz — Serranoplatz und die Infantinnenstraße — Dulcestraße. Am Königlichen Schlosse stand angeschrieben: „Zu vermiethen“, und das Regiment „Isabell II.“ wurde schnellstens von den Soldaten in das „Regiment der Freiheit“ umgetauft. Alle früher unterdrückt gewesenen Zeitungen erschienen wieder, so die Iberia und die Democracia, deren früherer Herausgeber, in früheren Preßprozessen nach und nach zu nicht weniger als 102 Jahren Gefängniß verurtheilt, schon in der Nacht zuvor der Freiheit wieder gegeben worden war. In ganz veränderter Gestalt dagegen erschien die „Gazeta de Madrid“, das bisherige Regierungsorgan, denn auf der ersten Seite sah man jetzt als Emblem die Göttin der Freiheit, wie sie mit dem Fuß einen Fuchs zu Boden tritt, und auf der zweiten so wie den übrigen Seiten wurde der neuen Aera mit schwunghaften Worten gehuldigt. Noch merkwürdiger als dieß war das, daß schon am frühen Morgen des genannten 30. Sept. der Königliche Gerichtshof eine in allen seinen Kammern vollzählige Sitzung hielt, rein blos um sich einstimmig für die Revolution zu erklären und in Zukunft den Namen: „Gerichtshof der spanischen Nation“ in Anspruch zu nehmen. Am allermerkwürdigsten aber sah es jetzt am 30. Sept. Mittags mit der Regierung aus und man darf wohl sagen, daß etwas Aehnliches in der guten Stadt Madrid noch nicht vorgekommen war. Unmittelbar nämlich, nachdem die Siegesnachricht von Alcoléa eingetroffen, hatte sich das geheime Revolutionscomité im Hause des Don Pascual Madoz, eines der

Digitized by Google

angeſehendſten, freiſinnigſten und wohlhabendſten Männern von Madrid verſammelt und ſich da für permanent erklärt. Von hier aus giengen ſeine Sendboten nach allen Seiten und hier nahm es auch die Nachrichten in Empfang, die von allen Seiten einliefen. Stillſchweigend regierte es alſo jetzt ſchon, denn alle Fäden der Bewegung liefen durch ſeine Hand. Man hatte geglaubt, daß die beiden Concha, Don José, der Miniſterpräſident, und Don Manuel, der Marſchall und Commandant der Centrumsarmee, es wenigſtens verſuchen würden, den Volksaufſtand mit Gewalt zu

Topete.

unterdrücken, und um dieſem Verſuch mit den Waffen in der Hand entgegentreten zu können, wurde ſchnellſtens — durch gewaltſame Oeffnung des Arſenals, wie oben ſchon gemeldet — eine freiwillige Nationalgarde gebildet. Bald jedoch zeigte es ſich, daß das wenige Militär, welches noch in der Stadt lag, in die Kaſernen conſignirt worden war, und am Morgen wurden gar noch die Kaſernen geöffnet, ſo daß die Soldaten mit den Bürgern fraterniſiren konnten. Das ſah nun keineswegs ſo aus, als ob die dem Namen nach noch immer beſtehende Königliche Regierung dem Volke Widerſtand leiſten wollte; allein Gewißheit hatte man darüber noch

immer nicht. Somit ward am frühen Morgen beſchloſſen, daß die beiden Präſidenten des Comité's, Don Pascual Madoz und Don Joaquin Jovellar, ein früherer höherer Offizier, ſich in den Regierungspalaſt verfügen ſollten, um den Miniſterpräſidenten Don Joſé de la Concha zu bewegen, von allen Angriffs-Befehlen auf die Bürgerſchaft abzuſtehen, weil ſolche nur zu unnützem Blutvergießen führen würden, und die beiden Präſidenten kamen dieſem Beſchluſſe ohne Verzug nach. Sie trafen jedoch in dem Palaſte nicht den Premier Don Joſé de la Concha, ſondern deſſen Bruder, Don Manuel, der ihnen mit merkwürdiger Artigkeit entgegenkam. „Wir Beide", ſagte er zu ihnen, „mein Bruder und ich, haben eingeſehen, daß es eine Sache der Unmöglichkeit iſt, den alten Zuſtand der Dinge nur noch eine Minute länger aufrecht zu erhalten, und ſomit reiste mein Bruder ſchon vor einer Stunde nach San Sebaſtian ab, um alle ſeine Vollmachten und Gewalten in die Hände der Königin zurückzugeben. Ich ſelbſt werde ſeinem Beiſpiele folgen, ſo bald ich meine Angelegenheiten vollends in Ordnung gebracht habe, und bitte alſo, mich nur noch als Privatmann zu betrachten." So ſprach der Marſchall, Marques del Duero, der noch vor wenigen Tagen gedroht hatte, Madrid in einen Steinhaufen zu verwandeln, wenn deſſen Einwohnerſchaft ſich zu einem Aufſtand würde hinreißen laſſen, und factiſch gab es alſo keine Königliche Regierung mehr in der Stadt. In Folge deſſen beeilten ſich die beiden Abgeſandten des Revolutionscomité's, die Mitglieder des letzteren auf dem Stadthauſe zu verſammeln, und dahin luden ſie auch in der Minute noch verſchiedene andere angeſehene Perſönlichkeiten ein. Natürlich aber ohne Ausnahme nur ſolche, „welche" — ſo drückte ſich nachher die Gazeta de Madrid aus — „ſich in den letzten Jahren am meiſten bei der Vertheidigung der Forderungen des Volks hervorgethan und nur wie durch ein Wunder der früheren Tyrannei entronnen waren." Dieſe Männer nun wählten aus ſich einen Ausſchuß von Vierzig, welcher als „proviſoriſche Junta" die Zügel der Regierung an ſich zu nehmen hätte, denn eine Regierung mußte doch beſtehen, wenn nicht Alles drunter und drüber gehen ſollte; die genannte Junta aber conſtituirte ſich ſofort, mit Pascual Madoz als Präſidenten. Auch trat ſie ſogleich handelnd auf und zwar in einer Weiſe, welcher die Zuſtimmung der ganzen ſpaniſchen Nation werden mußte. Das erſte nämlich, was ſie that, war, daß ſie auf telegraphiſchem Wege in alle Provinzen des Reichs eine gleichlautende Proclamation ſandte, welche mit folgenden Worten ſchloß: „Die proviſoriſche Revolutionsjunta von Madrid ſchließt ſich einſtimmig dem Rufe des Volkes an, das die Souveränetät der Nation, die Abſetzung der Iſabella von Bourbon und die Unfähigkeit aller Bourbonen den Thron zu beſteigen, verkündigt." Das zweite war, daß ſie neue ſtädtiſche Behörden in Madrid einſetzte, um Ordnung in den jetzigen Wirrwar zu bringen, und zugleich dem allgemein beliebten Don Joaquin Jovellar das Militärgouvernement übertrug. Die dritte Maßregel endlich, die ſie ſofort decretirte, war, daß ſie ſchon auf den Mittag des andern Tags, alſo auf den 1. October, die Wahl einer definitiven Centraljunta anordnete und zwar mit Zugrundelegung des Grundſatzes des allgemeinen Stimmrechts. Auch beſtimmte ſie zugleich, „daß dieſe Centraljunta vor allem eine proviſoriſche Regierung

Digitized by Google

für Spanien einzusetzen habe, jedoch nicht aus eigener Machtvollkommenheit, sondern in Verbindung mit allen übrigen Juntes des Landes, denn Madrid allein sei nicht maßgebend". So handelte die provisorische Revolutionsjunta und kaum war sie so weit gekommen, so lief noch am nämlichen 30. Sept., Mittags 2 Uhr 40 Minuten, folgendes Telegramm von der revolutionären Junta der Stadt San Sebastian ein: „Donna Isabel de Borbon hat sich mit ihrer ganzen Familie nach Frankreich begeben. Mit dieser Familie entflieht eine Dynastie. Die Nation allein steht uns jetzt vor den Augen. Möge der Himmel die Schritte der Nation lenken!"

Dieses Telegramm führt uns zu der unseligen Königin von Spanien zurück, von welcher wir nichts mehr gehört haben, seitdem sie in San Sebastian das Ministerium Concha ernannte. Sie war in letzterer Stadt zurückgeblieben, offenbar, weil sie sich fürchtete, in den Schooß ihrer getreuen Unterthanen zurückzukehren. Sie hoffte aber stündlich auf die Nachricht, daß Concha den Aufstand niedergeschlagen habe, und dann wollte sie siegreich in ihrer Hauptstadt wieder einziehen. Deßwegen stand auch vom 21. Sept. an ihr Eisenbahnzug mit geheizter Locomotive fortwährend parat und mehrmals sogar hieß es mit Bestimmtheit, daß sie sofort abfahren werde. Ja, einmal war der Befehl zur Abfahrt schon gegeben, als auf einmal wieder Gegenordre kam! Dieß hatte seinen Grund darin, daß Isabella vor dem Gedanken zitterte, es könnte ihr, wenn sie einmal in Madrid sei, der Rückzug abgeschnitten werden, oder, was noch schlimmer, man möchte am Ende gar an ihrem geliebten Marfori Lynchjustiz üben. Sie blieb also, trotzdem sie am 23. Sept. von Concha durch seinen Secretär Salamanca dringend aufgefordert wurde, umgehend mit dem Prinzen von Asturien, ihrem ältesten Sohne, in Madrid zu erscheinen, weil sonst leicht Alles verloren gehen könnte; sie blieb, sage ich, denn Concha hatte hinzugefügt, daß der geliebte Marfori zuvor entlassen werden müßte. Wie konnte man ihr eine solche Entsagung zumuthen! Nein, lieber wollte sie die Krone verlieren, als ihn, den Geliebten ihres Herzens! So vergingen drei, vier Tage und immer noch standen die Königlichen Wagen mit der dampfenden Locomotive im Bahnhof bereit. Immer noch wartete der Betriebschef der Nordeisenbahnen Spaniens auf einen endlichen Befehl zur Abfahrt; aber immer noch herrschte im Schlosse — dieses gehörte dem Infanten Don Sebastian, einem Oheim Isabellens, bei welchem letztere Wohnung genommen hatte — die größte Unschlüssigkeit. Inzwischen gieng die Revolution in Spanien ihren Gang fort und nun liefen täglich, nein nicht täglich, sondern stündlich, wenn nicht noch öfter die betrübendsten Nachrichten ein. Eine Stadt, eine Provinz fiel ab nach der andern, und nirgends, gar nirgends erhob sich eine Hand für die legitime Herrscherin. Ja die drei großen Dampffregatten, welche als Begleitschiffe der Königin im Hafen von San Sebastian lagen, verließen diesen, ohne die Majestät um Erlaubniß zu fragen, und nur die kleine Dampfjacht Francesco Borja blieb, wie wir oben schon meldeten, zurück. Noch mehr, der Generalcapitän von Guipuzcoa, der in San Sebastian seinen Wohnsitz hatte, meldete am 27., daß sich unter der Küstenbevölkerung sehr gefährliche Symptome zu zeigen anfingen und daß er für die Aufrechterhaltung der Ordnung nicht mehr in die Länge stehen könne. Was war nun zu thun?

Digitized by Google

Eine gränzenlose Muthlosigkeit, untermischt mit dem gränzenlosesten Zorn kam über die Königin; aber immer noch war sie nicht fähig, einen Entschluß zu fassen. Sie so wenig als ihre Umgebung, denn sie alle hatten den Kopf verloren. Da, am 28. in der Früh, sah man plötzlich, daß auch das letzte Königliche Dampfboot, der Francesco Borja, aus dem Hafen verschwunden sei, und wie man sich näher erkundigte, zeigte es sich, daß der Capitän, statt noch länger gegen die Königin Galanterie zu üben, es vorgezogen hatte, sich der allgemeinen Erhebung der Flotte anzuschließen. Schon dieß machte einen großen Eindruck; noch mehr aber die telegraphische Nachricht, die am Abend anlangte. Die Nachricht nämlich von der Schlacht, welche der Marques von Novaliches bei Alcoléa verloren hatte. Nunmehr wahrhaftig konnte unmöglich länger ein Zweifel darüber obwalten, daß für jetzt wenigstens die Revolution gesiegt habe! Die Königin Isabella berief also in der Nacht alle ihre Getreuen zusammen, um einen großen Kriegsrath abzuhalten, und der Schicklichkeit wegen konnte sie von dieser Sitzung ihren Gemahl, so wenig er sonst bei ihr galt, nicht ausschließen. Merkwürdig aber — dieser Gemahl und Titularkönig, der bisher in Allem nur eine stumme und zugleich sehr ärmliche Rolle gespielt hatte, wagte es jetzt auf einmal eine eigene Meinung zu haben. Ja noch mehr, er wagte es, darauf zu dringen, daß man dieser seiner Meinung Rechnung trage, obwohl er damit seine Scheingattin auf's tiefste beleidigte! Was verlangte er nämlich? Nichts anderes, als daß Isabella, weil die Spanier einmal notorisch auf's höchste gegen sie eingenommen seien, sofort zu Gunsten ihres Sohnes, des Prinzen von Asturien, die Krone niederlege, denn nur durch einen solchen Act könne vielleicht noch die Dynastie gerettet werden. Eine solche unerhörte Sprache führte der Titularkönig und Scheingemahl; aber, großer Gott, wie schlimm kam er damit an! Die Königin selbst brach in Thränen aus; die Uebrigen aber, alle zusammen, besonders Marfori, den seine Königliche Buhlin erst vor kurzem zum Marques von Loja erhoben hatte, und der Jesuitenpater Claret verwarfen den Antrag unbedingt. „Was?" rief der Pater Claret. „Wegen dieser elenden Kasernenrevolution soll meine ruhmgekrönte Königin resigniren? Nicht das Volk von Spanien ist aufgestanden, denn dieses blieb treu, wie immer. Nein, nur ein paar ehrgeizige Generale sind die Urheber der Revolution, und diese werden sich bald genug in den Haaren liegen. Oder wie? Waren sie nicht in früheren Jahren die erklärtesten Feinde? Haben sie sich nicht gegenseitig, so bald sie die Macht in Händen hatten, geächtet, verbannt, deportirt und eingekerkert? Ist es also denkbar, daß ihr jetziges Zusammengehen standhält? Nie und nimmer, sage ich, sondern der Hader wird ausbrechen, ehe noch zwei Monate um sind, denn jeder will das Erbe allein antreten. Vom Hader aber kommt's zu offenen Feindseligkeiten und dann kann es uns nicht fehlen, den Einen oder den Andern für uns zu gewinnen. Wie war's denn mit Ihrer Majestät, der Königin Christine, der Mutter unserer glorreichen Regentin? Anno 1840 mußte sie, von Espartero verdrängt, eine Zuflucht in Paris suchen, aber anno 1843 kehrte sie mit Narvaez siegreich nach Madrid zurück und ward nun wieder die unumschränkte Herrin. Dieses Beispiel soll uns zur Richtschnur dienen und darum rathe ich, für jetzt dem Sturme

durch den Uebertritt auf französischen Boden auszuweichen. Der Kaiser wird Eure Majestät mit offenen Armen aufnehmen und, mein Wort zum Pfande, von ihm unterstützt, werden wir in noch weit kürzerer Zeit, als es der Königin-Mutter möglich war, ja vielleicht schon in wenigen Wochen, umjauchzt von dem spanischen Volke, in der Hauptstadt des Königreichs wieder einziehen."

Man sieht, der Pater Claret führte eine beredte Sprache und da auch der geliebte Marfori mit ihm übereinstimmte, so faßte Isabella endlich den Entschluß, auf französischen Boden zu entweichen. Demgemäß gieng gleich den andern Morgen, am 29. Sept., ein Telegramm an den Kaiser Napoleon nach Biarritz ab, worin die Bitte um wohlwollende Aufnahme ausgesprochen wurde, und umgehend traf die Antwort ein, daß das Schloß Pau in Bearn der Königin und ihrem Hause zur Verfügung stehe. Auch beorderte der Kaiser sofort den Flügeladjutanten Grafen Castelnau, den Kammerherrn Dumanoir und den Ordonnanzofficier Vaisseau, sich an die Gränze Frankreichs gegen Spanien hin zu begeben, damit sie da die Königin Isabella in Empfang nähmen. Der Abreise der letzteren stand also kein Hinderniß mehr im Wege und schnellstens giengs an die nöthigen Vorbereitungen. Diese aber nahmen eine geraume Zeit in Anspruch, denn Donna Isabella hatte gar viele Bedürfnisse und wollte Alles mitnehmen, was sie sich von Madrid nach San Sebastian hatte schicken lassen. Doch endlich wurde man soweit fertig, daß der Extrazug auf den 30. Morgens 10 Uhr bestellt werden konnte, denn um diese Stunde wollte Isabella von Spanien nach Frankreich entfliehen. „Ich," schreibt nun ein Augenzeuge über diese Abfahrt; „ich begab mich um halb 10 Uhr auf den Eisenbahnhof. Derselbe war heute ganz schmucklos und der Eisenbahndirector fand nicht für nöthig, sich in Person einzustellen. Nur eine Compagnie Hellebardiere hatte sich eingefunden, nebst einer ziemlichen Menge von Neugierigen. Zuerst kam der Pater Claret. Indem er die Gruppe durchschreitet, will er seiner Gewohnheit gemäß den Segen ertheilen, aber Niemand verlangt darnach. Jetzt erscheint Marfori und wendet sich an einige Damen; doch alle ziehen sich zurück und somit verläßt er den Perron schnellstens. Es schlägt 10 Uhr. Die Locomotive, dießmal gegen Frankreich gerichtet, dampft; da wirbeln die Trommeln, ein Officier ertheilt ein Commando, die Hellebardiere präsentiren das Gewehr. Sie ist da! Eine Frau von 40 Jahren mit kleinen grauen Augen, einer dicken Stulpnase und äußerst groben Zügen. Sehr reich gekleidet, fast überreich, aber ohne Eleganz; sehr voll von Körper, fast übervoll, aber ohne Grazie und Weichheit. Eine mehr männliche als weiblich Erscheinung mit einer heisern Baßstimme und geschwollenen Händen, über die sich eine dichte Lage von ekelhaften gelben Schuppen hinzieht. Wie eine Spanierin sieht sie also nicht aus und noch weniger liegt in ihrem Gesicht ein Ausdruck von Intelligenz, wohl aber von viel Begehrlichkeit. Der Pater Claret öffnet den Wagenschlag und steigt zuerst hinein. Nach ihm die Königin, der König und Don Sebastian, der Oheim nebst Frau. Auf sie folgen die Königlichen Kinder, der Prinz von Asturien nebst seinen drei Schwestern, und endlich die Würdenträger des Hofes, der Stallmeister Don Onnato, der Kammerherr Graf von Pilar und der Leibarzt Corrale de San

Digitized by Google

Gregorio. Ringsum herrscht das tiefste Schweigen und gegen seinen Willen fühlt man sich gerührt. Ja Viele können die Thränen kaum zurückhalten, wenn sie den kleinen Prinzen von Asturien ansehen, und einige Damen hört man schluchzen! Da sieht man plötzlich mit Staunen Marfori barsch in den Königlichen Wagen einsteigen und dort neben der Königin Platz nehmen. Ein Gemurmel des Ekels wird laut, denn dieser letzte Act der Verachtung der öffentlichen Meinung verwischt plötzlich alle Gefühle, die sich früher geltend gemacht hatten. Nun ein Pfiff und unter tiefem Schweigen entführt die Locomotive den Trauerzug der entthronten Königin. Zum letzten Mal spielt in diesem Augenblick das Militairmusikcorps den Königlichen Marsch auf."

Um 11 Uhr hielt der Zug in Hendaye, der französischen Gränzstation, und hier begrüßte der Graf Castelnau die Königin Isabella im Namen des Kaisers. Hier nahm sie auch von den wenigen Spaniern Abschied, die sich da aufgestellt hatten; aber ihr Gesicht blieb bei dieser Scene so stumpf, wie seither. Auch schmeckte ihr das Frühstück, das sie gleich nachher im Wartsaal einnahm, vortrefflich und ebensowenig hatte Marfori den Appetit verloren. Nach einer halben Stunde ging der Zug wieder weiter in der Richtung nach Biarritz, denn dort wartete der flüchtigen Königin Napoleon III., der Kaiser der Franzosen. Man bedenke: Napoleon der Erste stürzte die Bourbonen von allen vier Thronen, die sie früher inne hatten, von Neapel, von Parma, von Spanien und von Frankreich; die Königin Isabella fand Schutz bei Napoleon III.!

Der Courtoisie wegen hatte sich der Kaiser schon vor 1 Uhr Mittags auf dem Bahnhof von Biarritz eingefunden und mit ihm seine Gattin, die Kaiserin, nebst dem jungen Kaiserlichen Prinzen. Napoleon III. gieng nachdenklich auf dem Perron auf und nieder, gesenkten Hauptes, die Hände auf dem Rücken. Die Kaiserin sprach freundlich mit einigen Damen, die sich ebenfalls eingefunden hatten. Als sich der Extrazug näherte, stellte sich die Königin Isabella allein auf den Balcon ihres Salonwagens und unmittelbar hinter ihr, aber innerhalb der Thüre, sah man den König Francesco, den Infanten Sebastian, den Beichtvater Claret und den Intendanten Marfori. Gleich darauf hielt der Zug, und sofort trat die Kaiserin nahe genug, um der gewesenen spanischen Monarchin die Hand zu reichen. In diesem Augenblick brauste auf dem andern Geleise der gewöhnliche Paris-Madrider Zug vorüber und die auf demselben befindlichen spanischen Flüchtlinge riefen wie wahnsinnig: „Fuera! Fuera! Muera!" Ob dieser Schmähung machte der Kaiser eine Bewegung des tiefsten Unwillens und der Kaiserin Eugenie traten die Thränen in die Augen. Die Königin Isabella dagegen blieb stumpf wie immer und höchstens schwoll ihr Stirnader etwas an.

Die Zusammenkunft Napoleons mit Isabella auf dem Bahnhof in Biarritz nahm höchstens eine Viertelstunde in Anspruch; dann fuhr die Exkönigin wieder weiter über Bayonne nach Pau, wo sie um 5 Uhr anlangte und sofort vom Präfecten auf's Schloß geleitet wurde. Hier, in der früheren Residenz Heinrichs IV., war Alles zu ihrem Empfang auf's beste hergerichtet, denn der Schloß-Gouverneur Hébert hatte vom Kaiser expreß die Weisung bekommen, es der Königin ja an nichts fehlen zu

Digitized by Google

lassen. Somit erhielt sie die besten und reichsten Gemächer und nicht minder gut wurde ihre Familie nebst dem Gefolge untergebracht. Auch für die Tafel sorgte Herr Hébert in sehr ausgiebiger Weise. Denn Frau Isabella ist bekanntlich trotz ihres Kummers um die armen verlassenen Spanier stets bei sehr gutem Appetite, und somit wurden ihr von Anfang an täglich, außer dem Frühstück, zwei ausgesuchte Mahle von je vierzehn Gängen aufgetischt. Kurz man kam den Befehlen des Kaisers äußerst genau nach und namentlich war die Behandlung Isabellens ganz so, als ob sie noch regierende Königin von Spanien wäre. Auch blieb sie nicht lange allein, sondern ihre Mutter Christine (diese befand sich beim Ausbruch der Revolution im Seebad Gijon in Asturien, schiffte sich aber aus Furcht augenblicklich nach Havre ein, in dessen Nähe sie ein hübsches Schloß, Saint Adresse, besitzt) kam ebenfalls nach Pau, gleich darauf auch ihr Tochtermann, der Graf von Girgenti, mit seiner jungen Frau. Ja auch verschiedene spanische Notabilitäten machten ihr ihren Besuch und unter diesen nenne ich besonders den frühern Premier Gonzalez Bravo, welcher längst in Frankreich Sicherheit gesucht hatte.

Und mit was nun beschäftigte sich die Königin Isabella, so lange sie in dem alten Schloß Pau residirte? In geistiger Beziehung mit nicht viel, ausgenommen daß sie ein Manifest unterschrieb, in welchem sie gegen ihre Vertreibung aus Spanien auf's heftigste portestirte. In materieller Hinsicht aber leistete sie, was sie je früher geleistet hatte, und ihre zunehmende Körperfülle legte Zeugniß dafür ab, daß sie sich nicht das Geringste abgehen ließ. Auch kam ihr der theure Marfori nicht einen Augenblick lang von der Seite und so hätte man meinen sollen, daß sie sich in jeder Hinsicht befriedigt gefühlt haben werde. In die Länge jedoch behagte es ihr doch nicht in Pau, da das Schloß eine ziemlich isolirte Lage hat, und so beschloß sie zu Anfang des Monates November nach Paris überzusiedeln. Auch damit erklärte sich der galante Kaiser von Frankreich einverstanden und stellte ihr den Pavillon Rohan zur Verfügung. Dort kam sie am 6. Novbr. an und seither residirt sie daselbst mit den ihrigen, natürlich mit Allem, wessen sie bedarf, reichlich versehen. Doch merkwürdig, seitdem sie in Paris lebt, ist sie so ziemlich verschollen und nur äußerst selten nehmen die Zeitungen noch Notiz von ihr. Wäre dies nicht, so könnte man meinen, sie sei längst begraben, sie, die einst so viel von sich reden machte!

Eine merkwürdige Familie, die Familie der Bourbonen, besonders die der spanischen Linie! Der Erste in der Reihe war Philipp V., welcher ein ungewöhnlich langes Regentenleben unter Schlafen, Essen und Trinken hinvegetirte. Ja, dessen Indolenz sich so weit erstreckte, daß er oft Wochen lang, ohne nur die Wäsche zu wechseln, sein Bett nicht verließ! Dann kam sein Sohn Ferdinand VI., von dem man nicht wußte, ob er blos blödsinnig oder ganz wahnsinnig war. Ihm folgte Karl III., ein Regent ohne alle Sitte, und nach diesem bestieg den Thron Karl IV., der nur ein einziges Vergnügen kannte, das nämlich auf Hasen zu pürschen. Um ihn als Regenten zu bezeichnen, braucht man blos den Namen „Godoy" zu nennen; den Namen jenes berüchtigten Leibgardisten und nachherigen Friedensfürsten, der Liebhaber der Königin und Factotum des Königs zu-

Digitized by Google

gleich war. Noch Schlimmeres ist von Ferdinand VII., dem Nachfolger Karls IV., zu sagen, denn seine nächste Umgebung bildeten der Narr Chamorro, der Kuppler Alagon und der Beichtvater Ben Como, sein Character aber war ein Gemisch von Falschheit, Feigheit und Gemeinheit. Endlich den Schluß bildete Isabella II., ein Weib so geistig schwach und bigott-dumm, zugleich aber auch so aller Zucht und Scham los, wie es wohl nur Wenige in der Welt gegeben hat. War das nun nicht eine Reihe von Regenten, die einzig dasteht in der Geschichte?

Doch wir kehren jetzt nach Spanien zurück, um zu sehen, wie sich die Revolution dort fortentwickelte. Allüberall, besonders in Madrid, war der Jubel ein ungeheurer, als man sich vergewisserte, daß man endlich der schmachvollen Königin und all' ihres Anhanges ledig sei. Als etwas besonders Rühmliches aber verdient das hervorgehoben zu werden, daß nirgends die Lust erwachte, sich an den gefallenen Unterdrückern zu rächen. Im Gegentheil, an Allen ließ man Gnade für Recht ergehen und in nicht wenigen Fällen verfuhr man fast mehr als großmüthig. So hatte man z. B. den General Calonge, der so blutig in Santander gehaust, in Valladolid verhaftet und die Behörden dieser Stadt stellten ihn sofort der neugebildeten revolutionären Junta von Santander (ich habe dies schon weiter oben berührt) zur Verfügung. Was erwiederte aber die Junta? „Wir haben unsere Todten begraben, wir pflegen unsere Verwundeten. Wir verzeihen dem General Calonge; nur möge er nicht mehr nach Santander kommen." So wurde man des Obersten Caballos, von der geschlagenen Armee des Marquis von Novaliches, der vor der Schlacht von Alcolea ein Corteszmitglied wegen seiner liberalen Aeußerungen hatte erschießen lassen, kurze Zeit darauf habhaft und setzte ihn in Madrid gefangen. Statt jedoch Gleiches mit Gleichem zu vergelten, begnügte man sich damit, ihn über die Gränze zu bringen, mit der Weisung, nie wiederzukehren. So erkannte man in Madrid zu Anfang des Octobers den Perez Ruiz, den verhaßten Privatsecretär des gestürzten Gonzalez Bravo, wie er Mittags 2 Uhr über die Puerta del Sol ging, und alsbald sammelte sich ein Haufen Volks, von denen Einige ihrer Rache freien Lauf ließen. Perez Ruiz wurde also schwer mißhandelt, allein im Augenblick schritt die freiwillige Nationalgarde ein, befreite den verhaßten Menschen und brachte ihn auf's nahe Ministerium des Innern in Sicherheit. Nun hielt General Prim vom Balcon dieses Ministeriums herab eine geharnischte Anrede an die Tausende, die sich da versammelt hatten, in der er „Vergessen des Vergangenen" als das empfahl, was der Spanier allein würdig sei, und die Tausende gingen auseinander tief beschämt, daß sie sich von ihrem Zorn zu einer ungroßmüthigen Handlung hatten hinreißen lassen. So — — doch diese wenigen Beispiele werden genügen, um dem Leser zu beweisen, daß die Revolution sehr hochherzig gegen ihre frühern Unterdrücker verfuhr, und eben diese Hochherzigkeit war es, welche ihr die Sympathie ganz Europas eroberte. Trieb man ja doch diese Hochherzigkeit so weit, daß man der Exkönigin Isabella von Regierungswegen all' ihre Garderobe nebst ihrem sonstigen Privateigenthum nach Pau nachsandte, und daß man ihr sogar die vier Heiligen — darunter den heiligen Fortunat, der sich aber, wie der Augenschein lehrt, nicht bewährte — nicht vorenthielt, welche

Digitized by Google

ihr der Pabſt erſt vor kurzem als Zeichen ſeiner beſonderen Zuneigung von Rom aus hatte zukommen laſſen!

Erſter Grundſatz der Spanier alſo war: den herrlichen Sieg nicht durch Grauſamkeit zu trüben, und dieſer Grundſatz wurde allüberall ſtrengſtens durchgeführt. Nicht einmal viele Exceſſe gab es, was bei der Aufregung, die unter dem niedern Volk herrſchte, in der That als ein Wunder bezeichnet werden muß, und wenn je Einzelne oder auch Mehrere ſich zu weit hinreißen ließen, ſo kehrten ſie alsbald zur Ordnung zurück, ſo wie

Don Carlos.

man ihnen nur die gehörigen Vorſtellungen machte. Nur in einer einzigen Richtung geſtattete man eine Ausnahme, darin nämlich, daß man die Leute nicht hinderte gegen die Jeſuiten und Alles, was mit ihnen zuſammenhing, zu Felde zu ziehen. Noch mehr die Behörden ſelbſt, die erſten Revolutionsjuntas nämlich, ſtimmten dieſen Jeſuitenverfolgungen aus vollſtem Herzen bei und das Erſte, was nach dem Sieg der Revolution, z. B. in Cadix und Barcellona, geſchah, war, daß man die Häuſer der vom Volk vertriebenen Patres vom Orden Jeſu mit Beſchlag belegte, um ſie zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden. Ja nicht einmal die reguläre Re-

Digitized by Google

gierung, welche auf die Revolutionsjuntas folgte, hatte hiegegen etwas einzuwenden, sondern sie bewies vielmehr durch ihre Handlungen, daß sie mit denen vollkommen sympathisire, welche, die Glaubensfreiheit auf ihre Fahnen schreibend, außer den Jesuiten auch noch dem übrigen Schwarzrockthum zu Leibe wollten. War das nicht unerhört in Spanien? Ja gewiß, so unerhört, daß die auswärtige Welt im Anfang gar nicht daran glauben konnte! Man erlaube uns jedoch, diese Erscheinung für jetzt nicht weiter zu besprechen, indem wir ohnehin genöthigt sind, später, am Schluß dieses Kapitels, ein wenig ausführlicher auf sie zurückzukommen

Wir wiederholen also: die spanische Revolution verlief ohne jene Ausschreitungen, welche sonst gewöhnlich eine staatliche Umwälzung zu begleiten pflegen; allein die Männer, welche an der Spitze der Bewegung standen, befürchteten, es könnte ihnen diese doch möglicherweise über die Köpfe wachsen, wenn nicht schnellstens eine neue berechtigte Regierung — sie selbst standen an der Spitze, so zu sagen, durch eigene Machtvollkommenheit, denn sie hatten sich durch ihre eigenen Stimmen zum Revolutionscomité ernannt — gebildet würde, und darin lag der Grund, warum sie schon in den allerersten Tagen in allen größeren Städten auf die Wahl von Bürgerausschüssen oder, wie man im Spanischen sagt, von Juntas drangen. Diese Juntas sollten vor der Hand das Heft in die Hand nehmen, an der Stelle der früheren Königlichen Generalcapitäns, welche fast einmüthig nach dem Siege der Revolution das Weite gesucht hatten, natürlich aber nicht in der Art, daß jede für sich handelte, ohne auf ihre Colleginnen Rücksicht zu nehmen. Vielmehr hatten sie sich mit einander in die engste Verbindung zu setzen, um nach gemeinschaftlichen Grundsätzen zu handeln und so eine gewisse Einheit in die Regierung zu bringen. Ihre Hauptaufgabe aber war zusammen eine provisorische Regierung zu ernennen und hiebei hatte die Junta von Madrid in der Eigenschaft einer Centraljunta zu handeln; das heißt, sie hatte die verschiedenen Vorschläge in Empfang zu nehmen, dann die Stimmen zu sammeln und endlich das Resultat bekannt zu machen, respective die provisorische Regierung einzusetzen. War man einmal so weit, so ging Alles seinen gewiesten Weg, denn selbstverständlich ordnete die provisorische Regierung sofort die Corteswahlen an und daraufhin traten die Cortes zusammen, um eine Verfassung zu berathen. Hatte man aber die Verfassung, nun dann wählten die Cortes die von dieser Verfassung festgesetzte Regierung, sei die Spitze nun monarchisch oder republicanisch, und damit war der Schlußstein des Revolutionsgebäudes eingesetzt.

Auf diese Art wollte man zu einer neuen berechtigten Regierung kommen und es war dies der einzige richtige Weg, wenn man im Sinne hatte, den Willen des Volkes zur Geltung zu bringen. Demgemäß fanden nun in allen größern Städten Spaniens in den ersten Tagen des Octobers die Wahlen der Juntas statt und in Madrid selbst kam man damit schon am 1. und. 2. October zu Stande. Sofort constituirte sich die Madrider Centraljunta, auch Junta superior revolucionaria geheißen, und ernannte zu ihrem Präsidenten den sehr freisinnigen Joaquin Aquirre (Pascual Madoz war aus persönlichen Gründen zurückgetreten); zu Ehrenpräsidenten aber den Herzog de la Torre (Serrano) und den Marques de los Castillejos

(Prim). Auch die übrigen Mitglieder gehörten fast durchaus — 14 derselben — der progressistischen Richtung an, während die gemässigten Liberalen (Unionisten), so wie umgekehrt die am weitesten Gehenden (die Demokraten oder Republikaner) nur je acht Stimmen zählten. Fast ganz das gleiche Verhältniß stellte sich auch in den übrigen Städten des Landes heraus und nur in einigen wenigen erhielten die Demokraten die Mehrzahl. Es war also jetzt schon ersichtlich, daß in ganz Spanien die freien Grundsätze der Progressisten den meisten Beifall fanden; allein dessen ungeachtet dachten diese nicht daran, nunmehr allein das Heft in die Hand nehmen zu wollen, sondern sie respectirten vielmehr die beiden andern Parthien in aller Weise, so daß in jeder Junta ohne alle Ausnahme die größte Einmüthigkeit herrschte.

Kaum hatten sich nun die Juntas constituirt, so erließ mit ihrer Zustimmung die Centraljunta von Madrid ein Manifest, welches das Geschlecht der Bourbonen in allen seinen Gliedern für unfähig erklärte, jemals wieder den Thron von Spanien zu besteigen, und zugleich die Grundsätze feststellte, nach denen die Spanier künftig regiert werden sollten. Es waren dies die Grundsätze der vollkommensten politischen, religiösen und socialen Freiheit und ihnen gemäß mußten sofort in Spanien eingeführt werden: Nummer eins, „Allgemeines Stimmrecht"; Nummer zwei, „Freiheit des Cultus und des Unterrichts"; Nummer drei, „Vereins- und Versammlungsrecht"; Nummer vier, „Preßfreiheit"; Nummer fünf, „Decentralisation der Verwaltung"; Nummer sechs, „Schwurgerichte"; Nummer sieben, „Gleichheit vor dem Gesetz"; Nummer acht endlich, „Unentsetzbarkeit der Richter." Auch wurde die Liste dieser Grundrechte des Volks später noch vervollständigt, indem noch vier weitere beigefügt wurden, nämlich erstens „Aufhebung der Todesstrafe", zweitens „Freiheit des Individuums", drittens „Unverletzlichkeit des Hauses und des Briefgeheimnisses", viertens „Schutz und Hülfe für die arbeitende Klasse". Als ihre Hauptaufgabe jedoch betrachtete es die Centraljunta mit Recht, daß sie in Gemeinschaft mit der übrigen Junten eine provisorische Regierung zu ernennen habe, und somit setzte sie sich sogleich mit diesen in Communication. Alle erklärten einstimmig, daß man sich vor allem an den altehrwürdigen Espartero, den ersten Kämpen der Freiheit, zu wenden habe, ob er sich nicht entschließen könnte, an die Spitze der Regierung zu treten, und die Centraljunta handelte natürlich augenblicklich in diesem Sinne. Der alte Siegesherzog aber, der nun schon seit 1848 ganz zurückgezogen auf seinem Gute in Logronno lebte und bereits über 76 Jahre alt war, dankte für die hohe Ehre, weil dieselbe eine zu schwere Bürde für ihn sein würde. Dagegen aber ertheilte er der Junta den Rath, denjenigen mit der Bildung der provisorischen Regierung zu betrauen, welcher der Revolution in erster Linie den Sieg verschafft habe, und dieser Rath leuchtete Jedermann ein. Demgemäß erschien schon am 4. Oct. nachfolgendes kurzes Dekret: „Provisorische Regierungsjunta. Da die glorreiche Revolution, zu welcher Cadix die Initiative ergriffen, glücklich zu Ende geführt und der Augenblick gekommen ist, die öffentliche Verwaltung zu organisiren, so betraut die revolutionäre Centraljunta den Generalcapitän der Armee, Francisco Serrano, Herzog de la Torre, mit der Bildung eines provisorischen Ministeriums, welches

Digitized by Google

berufen ist, den Staat bis zum Zusammentritt der constituirenden Cortes zu regieren!"

Das war ein neuer Schritt zur Aufrichtung einer definitiven Regierung, denn Marschall Serrano, der sich sofort bereit erklärte, den ihm gewordenen Auftrag auszuführen und dereinst den Cortes, nachdem sie zusammengetreten, Rechenschaft abzulegen, ging alsbald an die Bildung eines Ministeriums. „Nur aber solche Männer," erklärte er zugleich, „werde er in's Ministerium berufen, welche mit der Revolution verwachsen seien," und dieses sein Wort hielt er getreulich. Die Ernannten nämlich waren folgende: Prim (ihn kennt der Leser), Krieg; Topete (auch ihn kennt der Leser bereits), Marine; Figuerola (ein von allen Parteien hochgeachteter Mann, der schon unter Mina, nur erst 18 Jahr alt, für die Freiheit kämpfte; nachher Professor der Jurisprudenz und Volkswirthschaftslehre in Madrid und nachmals Deputirter; ein Mann von großen Geistesgaben und entschiedener Progressist), Finanzen; Lorenzano (der ausgezeichnetste Publicist Spaniens; liberal in confessionellen Angelegenheiten; conservativ in der Politik), Auswärtiges; Romero Ortiz (früher Unterstaatssekretär unter O'Donnel; erklärter Gegner des Absolutismus), Justiz; Sagesta (ein Mann von erprobtem Muth und von der größten Befähigung; nahm am Aufstand von 1866 Theil und lebte seitdem flüchtig im Ausland), Inneres; Ayala (er war mit auf dem Schiff Buenaventura, die verbannten Generale von den canarischen Inseln zu holen), Colonieen und Ruiz Zorilla (war schon anno 1855 und 56 Deputirter und zeichnete sich durch seine Kenntnisse aus; sehr weit vorgeschrittener Progressist), öffentliche Arbeiten; also lauter Männer, welche sich längst als Freunde der Freiheit bewährt hatten, obwohl die Einen in ihren Ansichten etwas weiter, die Andern etwas weniger weit gehen mochten. Zugleich verstand es sich von selbst, daß Serrano sich den Vorsitz in diesem Ministerium vorbehielt, dieweil ihm ja von der Centraljunta die eigentliche Executive übertragen war.

Mit ungeheurem Jubel nahm ganz Spanien die neu ernannte provisorische Regierung auf, und dieser Jubel manifestirte sich besonders bei dem Einzug der Marschälle Serrano und Prim (der des letzteren fand zwei Tage nach dem Serrano's statt) in Madrid. Gewiß und wahrhaftig, eine solche Begeisterung hatte die Hauptstadt Spaniens noch nicht gesehen, so lange sie existirte, und Serrano wie Prim wären fast im Gedränge erstickt worden. Uebrigens auch die andern Minister wurden, so wie sie sich zeigten, auf's höchste venerirt und ihre Bildnisse prangten bald in allen öffentlichen Lokalen. Noch mehr Beifall zollte man ihren Handlungen, denn ihre Regierungsweise unterschied sich durchaus von der traurigen Wirthschaft, an welche man sich seit Jahrzehnten — nein nicht seit Jahrzehnten, sondern seit Jahrhunderten — hatte gewöhnen müssen. Endlich einmal suchte man doch den Beschwerden des Volks gerecht zu werden und endlich einmal strebte man dahin, die spanische Nation wieder auf die Stufe zu heben, von der sie nur durch ein unduldsames Priesterthum — ein Priesterthum, zu dessen Werkzeugen sich zuerst die Habsburger und dann nachher die Bourbonen gemacht hatten — herabgestürzt worden war. Doch wir wollen der Ordnung nach vorgehen und also zum Schlusse dieses Kapitels noch kurz schildern, welche Haupt-Veränderungen seit der Einsetzung

Digitized by Google

der provisorischen Regierung im Herbst vorigen Jahres in Spanien vorgenommen worden sind.

Vor Allem mußte die provisorische Regierung darauf bedacht sein, in den Hauptstädten wie in den Provinzen wieder einen ordnungsmäßigen Zustand einzuführen, und zu diesem Behufe besetzte sie sofort die General-Capitänsstellen in den verschiedenen Hauptstädten des Landes mit lauter Männern der neuen Richtung. So wurde Don Rafael Primo de Rivero Generalcapitän von Andalusien; so Don Antonio del Rey y Caballero, Generalcapitän von Granada; so Simon de la Torre y Ormaza, General-Capitän der Baskischen Provinzen; so General Milans del Bosch, Militär-Gouverneur von Cadix; so General Moreno Bonitez, Militärgouverneur von Madrid; so der Brigadier de Rodas, Generalcapitän von Neucastilien. Doch wozu dient es, all diese Namen anzuführen? Genug, die provisorische Regierung ernannte überall neue Beamte, wo die alten nichts taugten, und nicht minder auch purificirte sie das Heer von den Elementen, deren Ziel nur das sein konnte, die früheren Zustände wieder herbeizuführen. Doch geschah dieß ohne Haß oder gar Grausamkeit, wie man sich denn damit begnügte, die Gravirtesten unter den höheren Offizieren, wie z. B. die Generale Conche, Calonge, Pavia und Ferandez San Roman des Landes zu verweisen. Die übrigen unpassenden Offiziere wurden einfach entlassen, gerade wie auch eine Menge von untauglichen oder überflüssigen Beamten in anderen Departements, denn der Schwindel mit der Beamten-Ueberfülle mußte endlich einmal aufhören. Was nun aber die Art und Weise betrifft, wie sonsten regiert wurde, so kann ich mich natürlich auf das Nähere nicht einlassen; dagegen constatire ich, daß jeder Minister in dem Kreise, der ihn anging, stets den Grundsätzen gemäß handelte, welche die Centraljunta in ihrem Manifeste als maßgebend verkündet hatte, und bald war man so glücklich, in allen Branchen des Regiments die Beobachtung machen zu können, daß sämmtliche Regierungsacte — so drückte sich ein unparteiischer fremder Gesandter aus — den Stempel der Nachtwachen wirklicher politischer Denker an sich trugen.

So legte sich nach und nach die ungeheuere Aufregung, welche Hand in Hand mit der Revolution gegangen war, und weil nun die sämmtlichen Provinzen wieder ordnungsgemäß regiert wurden, so lösten sich auch die verschiedenen Revolutionsjunten, eine nach der andern, auf. Man hatte ja in der provisorischen Regierung und den von ihr eingesetzten Beamten die genügendste Sicherheit dafür, daß die Prinzipien der Revolution in Ausübung gebracht würden, wozu also noch eine controlirende Neben-Regierung in den Junten? Nur drangen die letztern, ehe sie sich zu Ende des Octobers auflösten, in großer Einstimmigkeit darauf, daß die Vertreter des Volks so bald als nur immer möglich sollten einberufen werden, denn die constituirenden Cortes hatten ja eine neue Verfassung für Spanien zu entwerfen und namentlich auch — darüber waren, wie ich schon weiter oben bemerkte, gleich vom Anfang der Revolution an alle Parteien einig — die Grundfrage über die Form der Regierung zu entscheiden. Auch versprach die provisorische Regierung diesem Wunsche in kürzester Frist nachzukommen, weil sie wohl wußte, daß erst dann, wenn über die Form

Digitized by Google

der Regierung entschieden sei, vollkommene Ruhe eintreten könne; allein so schnell als sie gehofft hatte, ging es doch nicht.

Es zeigte sich nämlich, daß die bisherigen Ortsvorstände und Gemeinderäthe — die Alcalden mit den Ayuntamientos — den Zeitbedürfnissen nicht mehr entsprachen, und somit mußte man diese Wahlen noch vorher vornehmen, ehe man an die Corteswahlen denken konnte. Tag und Nacht arbeitete man nun im Ministerium des Innern; allein der großartige, das ganze Land umfassende Wahlact bedurfte eine solche Menge von Vorbereitungsarbeiten — besonders auch eines neuen Wahlgesetzes — daß der Act selbst von einer Woche zur andern verzögert werden mußte. Endlich schrieb man die Wahl auf den 19. Dezember 1868 aus, und nun rüsteten sich die drei politischen Parteien, in welche sich die Wähler theilten, die Unionisten oder Gemäßigtliberalen, die Progressisten oder Fortschrittsmänner und die Demokraten oder Republikaner (die vierte Partei, die der Bigotten und Absolutisten, hielt sich so sehr im Hintergrunde, daß man hätte meinen können, sie existire gar nicht mehr), mit aller Macht, sich den Sieg streitig zu machen. Die Gemeinderathswahlen waren ja sozusagen das Vorspiel zu den Corteswahlen und somit konnte man annehmen, daß wenn die beiden ersten Parteien ihre Candidaten in der Mehrzahl durchsetzten, — daß dann die Mehrzahl der zu erwählenden Cortes nicht republikanisch, sondern monarchisch gesinnt sein würde! Dieß war der Grund, warum schon lange vor der Wahl und besonders am Wahltag selbst so lebhaft gekämpft wurde; allein trotz der Aufregung wurde doch die Ordnung nirgends in irgend erheblicher Weise gestört, und selbst die Enragirtesten, seien sie nun Monarchisten oder Republikaner gewesen, benahmen sich größtentheils musterhaft. Welches war nun aber das Resultat? Nun in Barcellona, Sevilla, Malaga, Valladolid, Saragossa, Valencia und in noch 11 weiteren Städten siegten die Republikaner und diese meinten daher schon (einer ihrer Führer, Emilio Castellar, schickte am 20. Dezember dem Avenir national in Paris folgendes Telegramm: „Meinem lieben Freunde Peyrat Gruß! Wir haben die Gemeinderathswahlen in allen großen Städten, Madrid ausgenommen, gewonnen. Die Republik ist moralisch hergestellt), sie seien über die Monarchisten, d. i. die vereinigten Unionisten und Progressisten, Meister geworden; allein dem war durchaus nicht so, sondern es hatten vielmehr die Monarchisten in Madrid, sowie in noch fünfzig andern Städten den Sieg errungen und das Verhältniß der letzteren zu den ersteren gestaltete sich damit wie drei zu eins.

Selbstverständlich brachen jetzt die Monarchisten oder besser gesagt die Anhänger der constitutionellen Monarchie in einen ungeheueren Jubel aus, denn sie hofften nun mit größter Sicherheit, daß die Corteswahlen ebenfalls zu ihren Gunsten ausfallen würden, da ja die Wähler — jeder Bürger über 25 Jahre hatte das Wahlrecht — ganz dieselben waren. Auch täuschten sie sich hierin nicht, wie man sich nach kurzem schon faktisch überzeugen konnte. Kaum nämlich waren die Wahlen auf den 15., 16., 17. und 18. Januar 1869 ausgeschrieben und zwar so, daß auf je 45,000 Einwohner Spaniens ein Abgeordneter kommen sollte, so traten die Republikaner wieder mit aller Macht hervor, um die Wähler für sich zu gewinnen; allein nicht minder thätig erwiesen sich die Monarchisten und vor

Digitized by Google

Allem fühlten sie sich veranlaßt, das Volk darüber aufzuklären, welche Gattung von einer Monarchie sie wollten. Sie erließen also ein Manifest, das sie in Hunderttausenden von Exemplaren verbreiteten und in diesem, von dem berühmten Don Sabastiano Olozaga, einem der ersten Staatsmänner Spaniens, der aber seit Jahren als Flüchtling im Auslande hatte leben müssen, redigirten Manifeste heißt es unter Anderem folgendermaßen: „Wenn wir uns zur Monarchie bekennen, so handelt es sich nicht um die Monarchie, welche wir gestürzt haben; überhaupt nicht um eine Monarchie dynastischen Ursprungs, welche über dem Volke zu stehen glaubte und zugleich seine Souveränetät und seine Freiheit unmöglich machte. Diese Monarchie ist todt für immer in Spanien. Unsere Monarchie im Gegentheil, also die Monarchie, für die wir stimmen wollen, ist die, welche aus dem Volksrecht entspringt; die, welche durch das allgemeine Stimmrecht ihre Weihe erhält; die, welche die Souveränetät der Nation versinnlicht; die, welche alle öffentlichen Freiheiten befehligt; die endlich, welche die Rechte des Bürgers darstellt, Rechte, welche über allen Institutionen und Gewalten stehen. Es ist die Monarchie, welche das göttliche Recht radical vernichtet und mit diesem die Suprematie einer Dynastie über die Nation; also die von demokratischen Institutionen umgebene volksthümliche Monarchie." Man sieht, die sogenannten Monarchisten gingen sehr weit, so weit sogar, daß selbst viele Republikaner sich mit einer „solchen" Monarchie begnügen konnten. Doch genug, an den genannten vier Tagen, dem 15., 16., 17. und 18. Januar 1869 fanden die Corteswahlen statt und verliefen im Durchschnitt ohne große Ruhestörungen. Wie fielen sie aber aus? Ganz so, wie früher die Gemeinderathswahlen; das heißt gut zwei Drittheile der Wähler stimmten für solche Deputirte, welche die Monarchie der Republik vorzogen und sich also verbindlich machten, nur einen Verfassungs-Entwurf gut zu heißen, der für Spaniens künftige Regierung die monarchische Form beibehalte.

Am 11. Februar 1869 wurden die Cortes durch den Ministerpräsidenten Serrano feierlichst eröffnet und in seiner Eröffnungsrede betonte er hauptsächlich die geschehene Verkündigung der Freiheit der Religion, der Presse, des Unterrichts und des Vereins- wie Versammlungsrechts. „Den Cortes," sprach er, „liege es ob, diese Freiheiten in feste Regeln zu fassen, ohne sie zu verringern." Ueber die Form der künftigen Regierung äußerte er sich nicht, um dem Entschlusse der constituirenden Versammlung nicht vorzugreifen. Den Tag darauf, am 12. Februar, fand dann die erste Cortessitzung statt und der Alterspräsident stellte sofort den Antrag, vor Allem die Wahl des Präsidenten vorzunehmen. Die Versammlung stimmte bei und das Resultat war, daß Don Ribero, der progressistisch gesinnte Bürgermeister von Madrid, mit 168 Stimmen aus der Wahlurne hervorging. Don José Maria Orense, Marques von Albaida, der Candidat der Republikaner, brachte es nicht höher als auf 50 Stimmen und man hatte also nunmehr den faktischen Beweis, daß die Republikaner nicht einmal so stark waren, als man im Anfang geglaubt hatte. Eben deßwegen konnten die letzteren auch bei der nun folgenden Wahl der vier Vicepräsidenten keinen ihrer Candidaten durchbringen, sondern es siegten vielmehr die vier Progressisten Vega-Armiso, Martos, Cantero und Valera.

Digitized by Google

Eine noch größere Niederlage erlitten die Republikaner wenige Tage später am 22. Februar. An diesem Tage nämlich legten die Mitglieder der bisherigen provisorischen Regierung, den Marschall Serrano an der Spitze, ihre Vollmachten in den Schooß der Cortes nieder, damit anerkennend, daß nunmehr alle Regierungsgewalt in der Versammlung der Vertreter des Volks liege. Daraufhin stellte der Abgeordnete Orense, unterstützt von dem feurigen Redner Emilio Castellar, den Antrag, die Cortes sollten erklären: „Weil alle Gewalten des Staates in den Cortes ruhen, so werden diese künftig die Executive durch einen Ausschuß ausüben, dessen Mitglieder allmonatlich von der Versammlung zu ernennen seien." Mit andern Worten also: die Republikaner wollten, daß die constituirende Versammlung der Cortes sich das Verfahren der Nationalversammlung zu Paris vom Jahr 1792 zum Muster nehme und die Befugnisse des später so berüchtigt gewordenen Convents annehme. Umgekehrt dagegen brachte der Abgeordnete Rios Rosas unterstützt von Becerra, Ulloa, Valera, Aguirre, Martos und Andern folgende Resolution ein: „Die constituirenden Cortes genehmigen ein Votum des Dankes gegen die Mitglieder, welche bisher die provisorische Regierung gebildet haben, für ihren Eifer und erhabenen Patriotismus in Erfüllung ihrer Aufgabe, und zu gleicher Zeit beauftragen sie den Abgeordneten Francisco Serrano y Dominguez mit der Bildung eines Ministeriums, welches die Befugnisse der Executivgewalt auszuüben hat." Welcher der beiden Anträge bekam nun die Mehrheit? Wie sich zum voraus annehmen ließ, der des Rios Rosas; aber mit einer Stimmenmehrheit, die man nicht erwartet hätte. Die Republikaner nämlich brachten es nur auf 37 Voten, während die Monarchisten oder Constitutionellen deren 171 zählten.

Nach solchen Vorgängen konnte es nicht mehr auffallen, daß der Ausschuß, welcher von der Versammlung zur Entwerfung einer Verfassung aufgestellt wurde, fast aus lauter Constitutionellen bestand; allein das freisinnige Element im genannten Verfassungsentwurf litt deßwegen nicht Noth. Im Gegentheil brachte der Ausschuß ein Werk zu Stande, welches selbst dem Weitgehendsten genügen mußte, und darum wurden auch die meisten Paragraphen, wie es im Mai 1869 endlich zur Berathung des Verfassungsentwurfs kam, ohne langen Streit erledigt. Ja viele gingen einstimmig und ohne die geringste Abänderung durch, wie namentlich der, welcher die Dynastie der Bourbonen als für immer unmöglich in Spanien erklärte. Bei zweien dagegen, bei den Artikeln 32 und 33, mußte es voraussichtlich zu einem starken Conflicte kommen, denn diese lauteten dahin: Art. 32. „Alle Gewalten fließen aus der Nation." Art. 33. „Die Form der Regierung der spanischen Nation ist die Monarchie." Jetzt oder nie galt es für die Republikaner in's Feld zu rücken, denn wenn der Art. 33 durchging, so waren sie, wenn auch nicht für immer, doch voraussichtlich auf lange Zeit geschlagen.

Und sie rückten also in's Feld und lieferten eine Schlacht, die mehrere Tage in Anspruch nahm. Zwar allerdings mit dem Paragraph 32 machte man es ihnen leicht, denn ihr Abänderungsantrag, wornach es statt: „Alle Gewalten fließen aus der Nation" heißen sollte: „Die Souveränetät liegt in der Nation und alle Gewalten gehen von ihr aus", fand kaum einen

Digitized by Google

Widerspruch. Der Sinn blieb ja der nämliche, was lag also daran, wenn man die Worte etwas präciser und prägnanter wählte! Bei Artikel 33 dagegen verlangten die Republikaner keine bloße Redactionsverbesserung, sondern vielmehr eine durchgreifende Abänderung in's Gegentheil. Ihr Antrag nämlich, von dem altehrwürdigen Orense eingebracht, gieng kurz und bündig dahin: „Artikel 33 lautet, die Form der Regierung ist die Föderativrepublik." So kurz aber der Artikel gefaßt war, so ausführlich wußte ihn Orense zu begründen und nichts, gar nichts vergaß er, was zu Gunsten der republikanischen Verfassung angeführt werden kann. Hauptsächlich ließ er alle Könige, die Spanien seit den letzten vier Jahrhunderten gehabt, eine scharfe Revue passiren und diese Revue konnte wahrhaftig in keinem Spanier ein Königsgelüste erregen. Nein, so wahr Gott lebt, sondern die tiefste Verachtung mußte jeden erfüllen, der sich diese Könige, einen nach dem andern, betrachtete, und lauter Beifall ertönte daher, wie Orense mit der Erklärung schloß, „die einzigen annehmbaren Regenten seien ihm jene Könige von Stein, welche die Promenade des Ruen Retiro zieren." Dessenungeachtet hatte der greise Redner doch die Mehrzahl der Versammlung nicht davon überzeugen können, daß die republikanische Regierungsform der monarchischen vorzuziehen sei, und wie nun der Abgeordnete Ulloa an dem Beispiele Belgiens bewies, daß sich die vollkommenste Freiheit einer Nation gar wohl mit der Monarchie vertrage, da stimmten ihm die Meisten bei. Auch ergab die jetzt folgende Abstimmung nur 64 Stimmen für den republikanischen Antrag, während 182 Votanten sich gegen ihn erklärten. Ein gleiches Schicksal hatte natürlich auch der unmittelbar darauf folgende Antrag des Abgeordneten Garcia Ruiz, dahin lautend: „Die Form der Regierung ist die demokratische Republik", und eben so der dritte Antrag, statt eines Königs ein Direktorium von fünf Männern einzusetzen, welche alle drei Jahre von den Cortes neu zu wählen seien. Ja selbst ein vierter von dem Abgeordneten Garrido ausgehender Zusatz-Antrag: „Die Person, welche die höchste Gewalt ausüben wird, muß Spanier, Sohn von spanischen Eltern und in Spanien geboren sein", fand keine Gnade, indem nur 60 Cortesmitglieder für ihn waren, während fast dreimal so Viele dagegen stimmten. Endlich fiel auch noch der fünfte und letzte republikanische Antrag, die Wahl des Monarchen einer allgemeinen Volksabstimmung vorzubehalten, mit 157 gegen 69 Stimmen durch, und somit blieb jetzt nur noch der Antrag der Mehrheit der Verfassungskommission übrig. Der Antrag nämlich: „Die Form der Regierung der spanischen Nation ist die Monarchie", mit dem Zusatz: „Der Monarch wird von den Cortes erwählt." Wie man aber bei ganz vollzähliger Versammlung über ihn abstimmte, zeigte es sich, daß 214 für ihn und nur 71 Abgeordnete gegen ihn waren, und somit hatten die Constitutionellen eine Mehrheit von vollen drei Viertheilen.

Wenige Tage darauf, am 6. Juni 1869, fand unter enthusiastischem Jubel die feierliche Verkündigung der neuen Verfassung für den Staat Spanien statt, und die sämmtlichen Cortesmitglieder, auch die republikanischen, neun allein ausgenommen, welche solcher Selbstverleugnung nicht fähig waren, unterschrieben sie. Wiederum ein paar Tage später, am 16. Juni, wählten die Cortes mit 193 gegen 45 Stimmen den Marschall

Digitized by Google

Serrano auf so lange zum Regenten, bis ein definitiver König gefunden wäre, und alsobald leistete er den Eid auf die Verfassung. Im Uebrigen wurde dadurch faktisch in der bisherigen Regierung nichts geändert, denn der neue Regent behielt das Ministerium, so wie es seit der Revolution bestand, bei; nur allein mit dem Unterschied, daß Marschall Prim nunmehr neben dem Kriegsministerium auch noch die Premierschaft übernahm.

Damit, daß dem Marschall Serrano die Regentschaft über Spanien übertragen wurde, hatte die Revolution ihre Endschaft erreicht und es kehrte nun die so lang entbehrte Ruhe wieder in die Gemüther zurück. Ein wirkliches Definitivum ist aber damit noch nicht geschaffen, denn es fehlt noch, statt des Regenten, der König, über dessen Person man sich noch nicht einigen konnte. Freilich an Candidaten fehlt es nicht, wie man sich wohl denken kann, allein welcher von diesen Candidaten wird durchdringen? Da ist Nummero eins der Graf von Montemolin, Carl Maria, der Enkel — Neffe des Don Carlos, welcher letztere bekanntlich als Bruder Ferdinands VII. nach dessen Tode auf den spanischen Thron Anspruch machte und dadurch den Karlistenkrieg von 1834 bis 1839 hervorrief. Don Carlos hinterließ drei Söhne mit Namen Carl Ludwig Maria, geboren am 31. Januar 1818, Johann Carl Maria Isidor, geboren am 15. Mai 1822, und Ferdinand Maria Joseph, geboren am 19. October 1824. Der Erstgeborne, Carl Ludwig Maria, der sich einen Grafen von Montemolin nannte, erbte die Thronansprüche seines Vaters, starb aber anno 1856 kinderlos. Somit gingen seine vermeintlichen Erbansprüche an Johann Carl Maria Isidor über, und dieser nahm von jetzt an den Titel eines Grafen von Montemolin in Anspruch. Auch verheirathete er sich standesgemäß, nämlich mit Maria, einer Tochter des verstorbenen Herzogs Franz IV. von Modena, und erhielt von ihr zwei Söhne. Erstens den Prinzen Carl Maria, geboren am 30. März 1848, und zweitens Alfons, geboren am 12. September 1849. Weil aber besagter Johann Carl Maria Isidor ein großer Freund der Ruhe ist, trat er seine Rechte zusammen mit dem Titel eines Grafen von Montemolin am 3. October 1868 an seinen erstgebornen Sohn Carl Maria ab und dieser nannte sich von nun an, wie sein Großoheim: Don Carlos, Graf von Madrid und Montemolin. Ja noch mehr, in neuester Zeit legte er sich gar den Königstitel bei und unterschrieb kurzweg Karl VII., als ob er bereits auf dem Throne säße! Im Uebrigen jedoch ist von ihm nicht viel zu berichten, als daß die ultramontanen Zeitungen Frankreichs für seine Candidatur stark in's Zeug gehen und aller Welt versichern, mit seiner Regierung werde das goldene Zeitalter für Spanien seinen Anfang nehmen.

Da ist Nummero zwei der Herzog von Montpensier, geboren am 31. Juli 1824, als der jüngste Sohn des ehemaligen Königs Louis Philipp und vermählt seit 1846 mit der Infantin Marie Louise Ferdinande von Spanien, der jüngeren (sie wurde am 30. Januar 1832 geboren) und einzigen Schwester der nunmehr verjagten Königin Isabella II. Eben auf diese seine Heirath stützt er seine Ansprüche und nebenbei auch darauf, daß sowohl er als seine Frau das Thun und Treiben der

Digitized by Google

Schwägerin und Schwester Isabella stets mißbilligten, weßwegen sie auch Beide, wie wir wissen, des Landes verwiesen wurden. Allein deßwegen ist der Herzog bei dem Volke von Spanien doch nicht populär, sondern eher das Gegentheil, denn derselbe lebte seither in San Lucar, gerade wie einst sein Vater Louis Philipp, hausbacken in bürgerlicher Knauserei, als ob er ein Krämer wäre, ohne auch nur den geringsten Sinn für den ritterlichen Geist der spanischen Nation an den Tag zu legen. Ueberdem in welche Stellung käme Spanien zu dem Kaiser Napoleon, wenn es einen Orleans auf den Thron setzte?

Da ist Nummero drei der König von Portugal, Don Luiz I. von Braganga, der Tochtermann Victor Emanuels von Italien, und seine Besteigung des spanischen Throns böte den ungeheuren Vortheil, daß Portugal und Spanien unter einem und demselben Herrscher vereinigt würde. Auch ist diese Vereinigung, die sogenannte iberische Union, das Ideal vieler Politiker spanischer Nation und sie stützen sich hauptsächlich darauf, daß die Natur selbst für ihre Pläne spreche, denn es bestehe nirgends zwischen Portugal und Spanien eine Naturgränze. Gerade umgekehrt, beide Länder gehören zum selben Stromgebiete, weil sämmtliche Hauptströme Portugals, der Duero, der Tejo, der Minho und die Quadiana nicht in Portugal selbst, sondern weit über dessen Gränzen hinaus, sozusagen inmitten Spaniens, entspringen, und somit sei eine Theilung der pyrenäischen Halbinsel eine wirkliche Sünde gegen Gottes Gesetz. So sprechen die Freunde der iberischen Union; aber sie vergessen dabei einige Hauptsachen, welche äußerst schwer in das Gewicht fallen. Einmal die, daß die Portugiesen und die Spanier zwei durchaus verschiedene Nationalitäten sind, und zwar verschieden nicht blos äußerlich in der Kleidung und Körperbildung, sondern auch innerlich im Charakter, in Sitte, Sprache und Anschauung. Sodann die, daß schon einmal unter Philipp II. eine Vereinigung Portugals mit Spanien stattgefunden hat, daß aber jene Zeit die allerunglücklichste für Portugal gewesen ist, weßhalb sich in den Portugiesen ein Haß gegen die Castilianer festsetzte, der nie und nimmermehr verwischt werden kann. Feiern sie ja doch selbst jetzt noch jenen großen Tag von Albujarotta, an dem sie sich von dem spanischen Joch befreiten, als ihren größten Festtag und zwar mit derselben Inbrunst, wie damals, wo sie in Batalha's Kirche das große Befreiungsdenkmal setzten! Nun aber, wenn es so steht, und wenn man noch weiter bedenkt, mit welchem Stolz der Spanier gewohnt ist, auf den Portugiesen herabzusehen, wird sich da Don Luiz nicht doppelt und dreifach bedenken, die spanische Königskrone anzunehmen, durch die er sich nur sein eigenes Volk entfremden würde?

Da ist Nummero vier der Prinz Thomas von Savoyen, Herzog von Genua, der Neffe des Königs Victor Emanuel von Italien, und von ihm sagt man, daß er mit beiden Händen zugreifen würde, wenn die Wahl der Spanier auf ihn fiele. Beweise hiefür jedoch hat man nicht, und eben so wenig weiß man, ob sein Oheim, der König von Italien, seine Zustimmung geben würde. Im Uebrigen ist er noch sehr jung (er wurde den 6. Febr. 1854 geboren) und wird gegenwärtig an einer Universität Englands sehr freisinnig erzogen.

Da ist Nummero fünf der Prinz Alfred von England, ein jüngerer

Digitized by Google

Sohn der Königin Victoria von England, und auf ihn fiel das Augenmerk, weil er vielleicht die Festung Gibralta, die sich noch immer in den Händen Englands befindet, den Spaniern als Brautgabe mitbringen würde. Allein man bedenke doch, Prinz Alfred ist Protestant und würde wohl nie dazu gebracht werden können, eines Thrones wegen seine Religion zu wechseln.

Da ist Nummero sechs der Prinz Leopold von Hohenzollern, ein Schwager des Königs Don Luiz I., und für ihn möchte sich möglicherweise die Krone Preußen interessiren. Für die Spanier aber ist er eine gänzlich unbekannte Persönlichkeit und deßhalb hinterließ auch seine Candidatur bis jetzt nicht die geringsten Spuren.

Da ist Nummero sieben — — doch wozu noch weitere Candidaten nennen? Zur Stunde ist noch keine definitive Wahl — obwohl zugegeben werden muß, daß der junge Herzog von Genua die meiste Aussicht hat — getroffen und man steht dem Anschein nach noch an demselben Punkte, an dem man stand, als die Cortes die Monarchie decretirten. Dem Anschein nach, sagte ich; ist es aber in Wirklichkeit so? Der Republikaner Fernando Garrido ließ während jenes Kampfes in der Cortessitzung, wo es sich um Monarchie oder Republik handelte, ein schweres Wort fallen. „Wäre es nicht eine Schande für Spanien," rief er, „eine Revolution gemacht zu haben, um am Ende sich einen König vom Ausland zu erbetteln?" Dieses Wort wurde nicht vergessen, und je mehr Schwierigkeiten die Wahl eines passenden Königs darbietet, um so mehr frißt es sich in die Gemüther ein. „Herumbetteln soll der stolze Spanier um einen König, um vielleicht von diesem oder jenem Candidaten eine abschlägige Antwort zu bekommen? Muß es denn unter allen Umständen ein hochgeborner Prinz sein, den man an die Spitze des Staates zu stellen hat? Ja muß es überhaupt ein „König" sein und würde ein „Regent" oder „Präsident" nicht eben so gut genügen?" So fragt man sich in allen Kreisen, besonders in den weiter fortgeschrittenen, und das Resultat ist, daß die Anhänger der republikanischen Regierungsform täglich mehr Perselyten bekommen. „Die ganze Verfassung," erklären diese Perselyten, „die ganze Verfassung, wie sie von den Cortes im Juni 1869 decretirt wurde, soll bestehen bleiben, ohne daß ein Jota daran geändert wird, nur allein mit der unwesentlichen Verbesserung, daß statt „Monarchie" das Wort „Republik" und statt „der Monarch" das Wort „der Präsident" gesetzt wird. Dann brauchen wir nicht im Auslande herumzubetteln, denn Männer, welche die Fähigkeiten besitzen, den Präsidentenstuhl der Republik einzunehmen, besitzen wir genug in Spanien selbst." Das ist das Räsonnement gar Vieler, und in der That läßt sich nicht in Abrede ziehen, daß in demselben eine gesunde Logik liegt. Wohin wird nun aber dieß Alles führen? Etwa zu einer Schilderhebung der Republikaner? Schon wenige Wochen nach der Verjagung der Königin Isabella wurde eine solche versucht; nehmlich im December 1868 in Cadix; allein es stellte sich nachher zur Genüge heraus, daß der Aufstand, der überdem in kürzester Zeit gedämpft war, seinen Ursprung hauptsächlich bourbonischem Geld verdankte, und somit traf die republikanische Partei als solche nur eine geringe Schuld. Ganz anders dagegen war es im Sommer 1869, wo abermals eine republikanische Schilderhebung in Scene

Digitized by Google

geſetzt wurde, denn dießmal entſtand ein Kampf auf Leben und Tod. Doch auch jetzt wieder unterlag das republikaniſche Banner, und zwar ſo nachhaltig, daß für die nächſte Zeit ein abermaliges Appelliren an die Gewalt von Seiten der Republikaner nicht zu befürchten ſteht. Für die nächſte Zeit, ſagte ich, ob aber für immer möchte ſtark zu bezweifeln ſein.

Nach all' dem, was ich bisher erzählt habe, läßt ſich demnach nicht in Abrede ziehen, daß die Zuſtände in Spanien noch unfertig ſind und es ſo lange bleiben werden, bis entweder die Republik verkündigt oder aber ein annehmbarer Prinz für den vacanten conſtitutionellen Thron gefunden iſt. Doch läßt ſich hieraus der Schluß ziehen, daß Alles, was bisher durch die Revolution geſchaffen wurde, in kürzeſter Friſt durch eine Invaſion von Seiten der Bourbonen wieder über den Haufen geworfen werden könnte? So verkündigen allerdings nicht wenige Politiker und ſie erinnern zur Bekräftigung ihrer Anſichten an die Zeiten der Regentſchaft Esparteros. Auch damals anno 1840 hatte die Revolution geſiegt und die verhaßte Königin Chriſtina verjagt. Allein die Regentſchaft Esparteros hatte deßwegen doch nur einen Beſtand von wenigen Jahren und ſchon anno 1843 kehrte Chriſtina mit der Hülfe des Marſchalls Narvaez ſiegreich zurück. „Wird nun Iſabella II." — ſo calculiren jene Politiker — „nicht das Beiſpiel ihrer Mütter nachahmen? Oder wenn ſie ſelbſt auch wegen der auf ihr ruhenden allgemeinen Verachtung eine unmögliche Perſönlichkeit wäre, wird man dann nicht ihren erſtgebornen Sohn, den Prinzen von Aſturien, vorſchieben und werden ſich nicht durch bourboniſches Geld Generale finden laſſen, welche ſich an die Spitze der neuen Bewegung ſtellen?" Es iſt möglich, erwidern wir, daß all' dieß ſo kommt, oder wenigſtens, daß die vertriebene Königin von Spanien für ſich oder ihren Sohn den Verſuch wagt. Aber man vergeſſe nicht, daß die Zeiten inzwiſchen — ſeit Esparteros Sturz — ganz andere geworden ſind. Damals, anno 1840, übernahm Espartero die Regentſchaft im Namen der minderjährigen Iſabella, denn die Revolution von 1840 war nicht gegen die Dynaſtie der Bourbonen gerichtet, ſondern nur gegen das erbärmliche Regiment der Königin-Mutter Chriſtina. Jetzt dagegen, anno 1868, hat das ſpaniſche Volk mit der Geſammtdynaſtie der Bourbonen abgerechnet und mit einer faſt beiſpielloſen Einſtimmigkeit erklärt, daß nie und nimmer wieder ein Mitglied dieſer Dynaſtie den ſpaniſchen Thron beſteigen dürfe. Es koſtete lange Zeit und eine zahlloſe Menge der bitterſten Erfahrungen, bis die ritterliche Nation ſich zu dieſem letzten Schritt entſchloß; allein jetzt ſind alle Schichten des Volks ſo ſehr von Haß und Verachtung gegen das Geſchlecht der Bourbonen durchdrungen und ſie ſind namentlich ſo feſt überzeugt, daß das Blut der ganzen Familie Iſabellens ein durch und durch vergiftetes iſt, daß, ſo wie ein Mitglied derſelben ſich an der Gränze zeigen würde, in der Abſicht, Thronanſprüche zu machen, die ſämmtlichen wehrbaren Männer, ſeien ſie nun Monarchiſten oder Republicaner, mit Ausnahme allein der Prieſter und einer Anzahl der von ihnen abhängigen Bauern, aufſtehen würden, um ihm den Eintritt zu wehren. „Nieder mit den Bourbonen!" Dieß war das allgemeine Feldgeſchrei beim Ausbruch der Revolution und es wird es auch bleiben, die Ereigniſſe mögen ſich geſtalten, wie ſie wollen.

Digitized by Google

Doch selbst das Unmögliche zugegeben, daß Isabella auf den Thron zurückkehrte, so wäre es doch undenkbar, daß mit ihr auch die alten Zustände zurückkehrten; ich meine die Zustände, welche sich an die Herrschaft der Nonne Patrocinio und des Pater-Beichtvaters Claret knüpfen. Man wisse nehmlich, das uralt katholische Spanien, das Jahrhunderte lang keinen Andersdenkenden in seinem Territorium duldete, ohne ihn mit Feuer und Schwert zu verfolgen; dieses selbe Spanien, das Vaterland der Autodafés, ist plötzlich seiner Glaubenstreue untreu geworden und hat die Religions- und Cultusfreiheit decretirt! Die Verfassung von 1812 war eine sehr freisinnige; ja eine der freisinnigsten, welche je für ein Volk entworfen wurden. Aber an dem Satze, daß die katholische Religion Staatsreligion für Spanien sei, welche allein dort existiren dürfe, wagten die Cortes, welche jene Verfassung decretirten, doch nicht zu rütteln und eben so wenig wagte dieß eine der folgenden Cortesversammlungen. Wohl ging man später hinter die Klöster und beschloß sogar einmal deren gänzliche Aufhebung, doch ohne diesen Beschluß durchzuführen; den katholischen Glauben jedoch hütete man als den alleinseligmachenden und das niedere Volk hätte Den gesteinigt, der gottvergessen genug gewesen wäre, einen andern Cultus für gleichberechtigt zu erklären. So blieb es bis zum Jahr 1868, und es hatte den Anschein, als ob es nie anders werden sollte. Eigenthümlich aber, so wie mit dem Beginn des October 1868 der Sturm der Revolution losbrach, richtete er sich nicht nur gegen den Despotismus der bisherigen Regierung, sondern eben so sehr auch gegen das verrottete Priesterthum, von dem sich dieselbe hatte leiten lassen. „Beide, Priesterthum und Despotismus," dieses Bewußtsein kam unter den Bürgern der Städte, den geringeren, wie den vornehmeren, auf einmal mit unwiderstehlicher Wucht zum Durchbruch, „gingen stets Hand in Hand und nie hätte der Despotismus so wahnsinnig schalten können, wenn ihm das Pfaffenthum nicht hülfreich zur Seite gestanden wäre." So rief man laut in allen Volksversammlungen und insbesondere donnerten die Republikaner gegen den Papismus. Am einschneidensten noch vielleicht der berühmte Emilio Castelar in einer Rede, die er später vor den Cortes hielt, weßwegen wir wenigstens den Schluß dieser Rede anführen wollen. „Woher kommen," rief er, „die vielen Leiden des spanischen Volks? Ich finde den Urquell derselben in der Unduldsamkeit der Kirche. Wir sind ein großer Leichnam, der von den Pyrenäen bis zum Meere von Cadix reicht, weil wir uns geopfert haben auf dem Altar des Katholicismus. Erinnert euch des Mittelalters, wie da neben der gothischen Kathedrale sich die Synagoge erhob, neben dieser die Moschee, und wie doch über Alles sich die katholische Kirche ausbreitete, ohne in ihrem Ansehen Schaden zu erleiden. Aber es begann die Intoleranz und bedeckte den spanischen Boden mit ihren Gräueln. Diese Intoleranz hat gegen uns in Europa die Antipathie geweckt, welche noch heute besteht. O, es giebt nichts Abscheulicheres, als jene spanische Herrschaft, welche sich über das Land wie ein Leichentuch ausbreitete. Wir haben keinen Ackerbau, keine Industrie, keine Wissenschaft, weil wir die religiöse Unduldsamkeit festhielten. Wir gründeten die Scheiterhaufen mit der Inquisition und schleuderten unsere freien Denker hinein. Ja die Pfaffen haben das spanische Volk in die

Digitized by Google

Nacht der Trägheit, Unwissenheit und Unsittlichkeit gestürzt. Betrachtet die Gestalten eines Spinoza, eines Manin, eines d'Israeli. Sie stammen von spanischen Juden und wären in Spanien geboren, wenn die Inquisition nicht ihre Väter vertrieben hätte." In solcher Weise sprach man jetzt zum Volk und hätte nun dieses nicht müssen taub sein, wenn es nicht eingesehen hätte, daß die politische Freiheit in Spanien nie eine bleibende Wohnstätte aufschlagen könne, wenn mit derselben nicht auch zugleich die Freiheit der Religion und des Cultus eingeführt werde?

Welche Stadt nun übrigens machte den Anfang mit der anticlerikalen Bewegung? Die Ehre gebührt der Stadt Cadix, denn diese wußte gleich unmittelbar nach dem Gelingen des Aufstandes nichts Eiligeres zu thun, als die Jesuiten zu vertreiben und ihre Häuser zu schließen. Ganz ebenso verfuhren auch die Städte am Mittelländischen Meer, namentlich Malaga, Cartagena und zuletzt Barcellona, denn die Patres vom Orden Jesu hatten sich durch die Anmaßung, mit der sie in Sachen der Erziehung und des Glaubens auftraten, furchtbar verhaßt gemacht. Noch weiter giengen die Bewohner von Sevilla in den Tagen vom letzten September bis zum 3. October. Kaum nämlich waren sie mit den Jesuiten fertig geworden (ihre Zöglinge wurden den Eltern ordnungsgemäß zurückgegeben, sie selbst aber mußten Hals über Kopf die Stadt verlassen), so decretirte die dortige revolutionäre Junta die Aufhebung aller Mönchs- und Nonnenklöster, deren sich nicht weniger als 17 daselbst befanden, und sogar unter der Unzahl von Pfarreien wurde ein klein wenig aufgeräumt. Um deutlicher zu sein, man schloß 23 Kirchen und 13 Kapellen, welche bisher von 12 Geistlichen nebst 24 Kaplanen versehen worden waren, und wie man sie geschlossen hatte, fand sich's, daß Sevilla doch noch einen Ueberfluß an Kirchen und Pfarreien besaß. So griff die Bewegung weiter und weiter um sich und nahm im Weitergreifen immer größere Dimensionen an. Ja sie richtete sich bald gegen alles römische Pfaffenthum und an nicht wenigen Orten, wie z. B. in Barcellona und Cordova, brachte man dem Pabste ein Pereat, indem man zugleich sein Bildniß auf öffentlichem Marktplatz verbrannte. Auch in Madrid, das sich bisher so gemäßigt benommen, fanden ähnliche Kundgebungen statt, und man errichtete nicht blos schon am 1. Oct. dem berühmten getauften Juden Mendizabal, welcher seiner Zeit anno 1836 als Premierminister die Aufhebung der Klöster durchgesetzt hatte, ein Denkmal, sondern man hielt auch am Abend des 8. Oct. zu Gunsten der Religionsfreiheit einen großen Umzug durch die Stadt, wobei man Fahnen mit der Inschrift „Nieder mit dem römischen Tyrannen" entfaltete, und zum Schlusse verbrannte man das mit Rom bestehende Concordat vor dem Palaste des päbstlichen Nuntius.

Man sieht, es war ein tiefer Haß gegen das Priester- oder besser gesagt Pfaffenthum vorhanden und dieser Haß gründete sich darauf, daß man endlich einsah, alles Schlimme, welches die Bourbonen über Spanien gebracht, oder wenigstens ein großer Theil desselben, rühre daher, daß dieses traurige Königsgeschlecht sich von den Priestern als Werkzeug habe brauchen lassen. Damit nun aber der Haß nicht allzuweit greife und schließlich in Grausamkeit ausarte, nahm endlich die provisorische Regierung die Sache in die Hand, um dieselbe gesetzlich zu regeln. Demgemäß er-

Digitized by Google

schien am 12. Oct. 1868 ein Decret des Justizministers, Don Antonio Romeo Ortiz, welches die Aufhebung „des regulären Ordens, genannt die Gesellschaft Jesu" für ganz Spanien, die Colonien ebenfalls nicht ausgenommen, anordnete und zugleich befahl, daß alle Seminarien, Collegien und Professhäuser jener Gesellschaft innerhalb dreien Tagen zu schließen seien. Auch wurden alle ihre Güter und Effecten, Mobilien wie Immobilien, Gebäude wie Einkünfte, zu Gunsten des Staats eingezogen und jeder Jesuit mit schwerer Strafe bedroht, der sich künftig noch in Spanien in seiner Ordenstracht finden lasse.

Das war kein übler Anfang und da die Herren Patres vom Orden Jesu sich alsbald überzeugten, daß es dem Justizminister mit seinem Decrete Ernst sei, so flohen sie, so schnell sie konnten, über die Gränzen nach Portugal oder Gibraltar. In wenigen Tagen standen alle ihre Häuser leer, selbst ihr großes Collegium von Carrion de los Condes, welches bisher als das erste Erziehungsinstitut für die vornehme spanische Jugend gegolten hatte; aber natürlich zogen sie nicht ab, ohne wenigstens das Werthvollste dessen, was sich transportiren ließ, mitzunehmen. Gleichviel übrigens, sie waren doch fort und mit dem unendlichsten Jubel wurde allüberall dieses Ereigniß begrüßt. Noch höher steigerte sich die Zufriedenheit, als sieben Tage später, am 19. Oct., ein zweites Decret des Justizministers erschien, welches auch den andern Orden zu Leibe ging, denn man ersah daraus, daß er keineswegs im Sinne habe, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Nur hätte man vielfach gewünscht, daß er noch entschiedener vorgegangen wäre. Das Decret nämlich vom 19. Oct. unterdrückte zwar unmittelbar alle Klöster, geistliche Genossenschaften, Klosterschulen und andere kirchliche Anstalten, welche auf das Gesetz vom 29. Juli 1837 (Mendizabal setzte anno 1836, wie oben schon gesagt, die allmälige Aufhebung der Klöster durch und verbot die Gründung neuer ähnlicher Institute; dieses von ihm erlassene Gesetz wurde aber nach seinem Sturze von dem Reactionsministerium Calatrava annullirt und durch ein anderes Gesetz vom 29. Juli 1837 den verschiedenen Orden erlaubt, sich nach Belieben weiter auszudehnen) gegründet wurden und befahl alles bewegliche und unbewegliche Eigenthum derselben einzuziehen; aber es beschränkte die Klöster und Genossenschaften, welche schon vor 1837 bestanden, nur auf die Hälfte, so daß demnach das Mönch- und Nonnenthum immer noch fortexistiren durfte. Doch wurde den Klöstern untersagt, fernerhin Novizen anzunehmen, und überdem erhielten alle Nonnen und Mönche die Berechtigung, wenn sie es wünschten, in's bürgerliche Leben zurückzukehren.

Abermalen also war ein großer Schritt nach vorwärts gethan worden; allein noch immer existirte factisch die katholische Religion als die „ausschließliche" in Spanien. Da gingen die Gemeindebehörden von Barcellona den übrigen Städten Spaniens mit einem großartigen Beispiele voran, denn auf eine Anfrage der dort wohnenden ausländischen Protestanten erklärten sie zu Anfang des Novembers, daß es den Protestanten Barcellona's vollkommen frei stehe, ihren Cultus auszuüben und dem entsprechende Gebäude zu errichten. Eben so thaten auch die Behörden von Gerona, einer andern catalonischen Stadt, welche bisher für äußerst clerikal

Digitized by Google

gegolten hatten, und in Mahon auf der Insel Minorca brachten die Katholiken gar die Geldmittel auf, damit die dortigen Protestanten sich einen Betsaal einrichten könnten. Nicht minder liberal gieng die Stadt Sevilla zu Werk und, ohne daß irgend ein Anstand erhoben worden wäre, konnte dort schon einen Monat nach der Revolution der Grundstein zu einer protestantischen Kirche gelegt werden. Nunmehr ward auch in Madrid, Mittags den 22. November, eine große Volksversammlung zu Gunsten der Bekenntnißfreiheit abgehalten und eine in dieser Richtung vorgetragene sehr energische Bittschrift an die provisorische Regierung fand sofort Tausende von Unterschriften. Dann bewegte sich die Versammlung in langem Zuge nach der Puerta del Sol, um dem Justizminister die Bittschrift zu überreichen, und Romero Ortiz versprach, wie man zum voraus annehmen konnte, den Bittstellern in der kürzesten Frist gerecht werden zu wollen. Auch kam er seinem Versprechen ungesäumt nach, denn in einem Decrete, das er sofort in der Gazeta publicirte, erinnerte er zuerst daran, daß schon die Centraljunta von Madrid die Freiheit der Religion proclamirt habe, und setzte dann bei, daß in Spanien seit dem 30. Sept. 1868 jeder Cultus mit der katholischen Kirche die vollkommenste Gleichberechtigung habe. In Bestätigung dessen erhielt gleich nachher der Engländer Georges Fitch die Ermächtigung, eine anglikanische Kapelle in Madrid zu erbauen und dieselbe Ermächtigung wurde einige Wochen später auch den deutsch-schweizerischen Protestanten ertheilt. Ja, was noch mehr besagen wollte, Romero Ortiz annullirte von freien Stücken jenes harte Urtheil, welches vor 8 Jahren die Behörden von Granada gegen einige des Protestantismus verdächtige Bürger ihrer Stadt gefällt hatten — diese Bürger waren angeklagt gewesen, protestantische Bibeln vertheilt zu haben und wurden deßhalb zu vieljähriger Galeerenstrafe verurtheilt; doch gelang es ihnen aus dem Gefängniß zu entkommen und Sicherheit im Auslande zu finden — und erlaubte den Flüchtigen nicht nur unbelästigt zurückzukehren, sondern fügte dieser Erlaubniß auch noch die Ermächtigung bei, für die Zukunft nach Belieben für die Verbreitung ihres Glaubens zu wirken.

Das Unerhörte war also geschehen! Das glaubenstreue Spanien, der Musterstaat aller christlichen Staaten in den Augen des Pabstes, das Paradies der Jesuiten und Dominikaner, welche alle fetteren Tristen dort weideten, das Land, wo bisher jeder freie Athemzug bei Todesstrafe verboten gewesen war und wo die Inquisition ihrer Hunderttausende dem Flammentod überantwortet hatte — — dieses Spanien besaß jetzt die Bekenntnißfreiheit und zwar nicht blos auf dem Papiere, sondern in der realsten Wirklichkeit, indem in den meisten größeren Städten des Landes, wo fremde — meist deutsche — Protestanten sich niedergelassen hatten, sofort protestantische Kirchen oder Betsäle errichtet wurden. So, wie schon gesagt, in Barcellona, Gerona, Mahon und Sevilla; so dann weiter in Valladolid, Malaga, Cordova, Zaragoza, Alicante und Santander; so endlich in der Hauptstadt Madrid selbst, wo am Sonntag den 24. Jan. 1869 der erste protestantische Gottesdienst in einer Kapelle bei Santa Catarina abgehalten wurde. Nun aber trat ein ganz eigenthümliches Factum zu Tag. Das nämlich, daß plötzlich in nicht wenigen Familien, besonders

Digitized by Google

in Sevilla und Valladolid, alte Bibeln in spanischer Sprache zu Tage gefördert wurden, welche man dort seit Philipps II. Zeiten sorgfältig versteckt gehalten hatte, und diesen Bibeln folgten dann noch verschiedene andere ketzerische (meist lutherische) Schriften nach, welche früher eben so verpönt gewesen waren. Somit hatte es diese ganze Zeit her heimliche Anhänger des Protestantismus gegeben und die Leute waren nur von der Furcht zurückgehalten worden, sich zu der evangelischen Lehre zu bekennen. Jetzt aber traten sie frei und offen den kleinen, im Anfang nur aus Ausländern bestehenden protestantischen Gemeinden bei und eben so thaten bald noch verschiedene Andere — besonders gewesene Mönche — so daß da und dort die ersten protestantischen Betsäle nach kurzem schon zu klein wurden. Auch in Madrid war dies der Fall und die dortigen Protestanten erwarben sich daher bereits im März 1869 eine zweite, weit größere Kapelle, die Calle de la Madera Baja, welche am Palmsonntag unter dem Zudrang vieler Katholiken feierlichst eingeweiht wurde. Doch siehe da, kaum waren ein paar Monate verflossen, so zeigte es sich, daß der Raum — der vielen Proselyten wegen — abermals zu eng sei, obwohl 2000 Personen bequem darin Platz hatten, und so geht man jetzt damit um, auf einem von der Gemeinde Madrid geschenktem Grundstück, einem freien Platze bei der Bilbaobrücke, Quemedaro geheißen — dort wurden früher die Ketzer Madrids verbrannt — ein größeres protestantisches Gotteshaus zu bauen.

Der Protestantismus befindet sich also in Spanien offenbar im Zunehmen. Dieß ist besonders auch daraus ersichtlich, daß z. B. in Sevilla ein eigenes protestantisches Blatt erscheint: „El Echo del Evangelio" und damit hat die Aufklärung und Freiheit unendlich viel gewonnen. Allerdings nicht deßwegen, weil es nun ein paar tausend Protestanten mehr in der Welt gibt, denn dieß macht eigentlich nichts zur Sache, sondern deßwegen, weil die Katholiken Spaniens durch die Ausübung eines andern Cultus neben dem katholischen sich nach und nach an Duldung gewöhnen. Ja wohl, sie lernen jetzt einsehen, — auch die der niedersten Stände — daß die Nichtkatholiken ebenfalls Menschen sind, während sie dieselben seither, laut der Lehre ihrer Priester, für Teufel hielten! Sie lernen jetzt einsehen, daß ein Ketzer sogar ein ehrlicher Mann sein kann, und am Ende gerade so gut in den Himmel kommt, als der Urkatholik! Ist das nun aber nicht ein Fortschritt, der nie mehr verwischt werden kann, selbst nicht einmal durch die reaktionärste Regierung?

Solches sehen auch die Finsterlinge ein, ich meine die Priesterpartei mit ihren Freunden, und sie griffen daher nach jedem Mittel, um der Sache der Freiheit entgegenzutreten. Allein keineswegs mit dem Erfolge, den sie sich versprachen, denn die beiden Kraftstücke, welche sie aufführten, vermehrten nur die Zahl ihrer Widersacher. So einmal den Mord in Burgos und zum andern der eben erst unterdrückte Karlistenputsch. Mit dem Mord in Burgos verhielt es sich so. Der Civilgouverneur von Burgos Gutierrez de Castro, ein höchst geachteter Beamter, erhielt von der Regierung zu Madrid den Auftrag, die heiligen Gefäße von Gold und Silber so wie die sonstigen Kleinodien, welche in der dortigen Kathedrale aufbewahrt werden, genau zu verzeichnen, denn man hatte erfahren, daß

Digitized by Google

die Geistlichen diese Werthsachen, welche doch nicht ihnen, sondern der Kirche gehörten, zu wahren Schleuderpreisen in's Ausland verkauften, um für den einzuleitenden Karlistenaufstand Geld zu bekommen. Ueber diese Regierungsmaßregel aber wurde die Geistlichkeit wüthend und sie beschloß, dem Civil-Gouverneur das Amt gewaltsam zu legen. Wie nun also am 25. Januar 1869 der Gouverneur begleitet von seinem Secretär, dem Polizeiinspektor und einigen andern Bediensteten die Kirche betrat, um das bewußte Verzeichniß anzufertigen, stürzten zehn oder zwölf niedere Cleriker und Mönche hinter Pfeilern hervor, warfen sich mit ihren Dolchen auf den Gouverneur und seine Begleiter und tödteten den ersteren auf eine schreckliche Weise, während der Polizeiinspektor und einige Bedienstete schwer verwundet wurden. Dieß geschah am hellen Tage und unter dem Rufe: „Es lebe die Religion; Tod den liberalen Ketzern!" Wenn aber die Mörder glaubten, durch diesen Ruf das Volk zu einem Aufstand gegen die Regierung zu verleiten, so täuschten sie sich, denn einige Wenige, die sich hinreißen ließen, ausgenommen, blieb Alles ruhig. Somit gelang es der Behörde mit Leichtigkeit, sich der Mörder zu bemächtigen, und nicht minder verhaftete man, als Mitschuldige, den Generalvicar von Burgos, so wie den Decan, vier Canonici und noch eine Menge anderer Geistlicher, im Ganzen siebzig Personen. Die Strafwürdigen entgingen also der Strafe nicht und zwar fiel die Strafe bei Mehreren sehr hart — ewiges Gefängniß bei schwerer Arbeit — aus. Doch dieß war noch das Geringste. Die Hauptsache war, daß von der Stunde an das Priesterthum noch weit mehr an Credit verlor, als es vorher schon verloren hatte, denn das Odium des Mords lag nun auf ihm.

Nicht minder großen Schaden brachte dem Ansehen des katholischen Priesterthums der in den letzten Wochen des Sommers 1869 von diesen in Scene gesetzte Karlistenaufstand, oder besser gesagt, Karlistenputsch, indem sich in ganz Spanien noch keine viertausend Personen an demselben betheiligten. Eben so wenig stellten sich irgend bedeutendere Personen an die Spitze, sondern meist nur Pfarrer, denen es aber nur selten gelang, den größeren Theil ihrer Bauern mit sich fortzureißen. So wurde es dem neu gewählten Regenten Serrano leicht, über den Putsch Herr zu werden und der Kreuzzug der Anhänger des Grafen von Montamolin, der selbst wohlweislich nach England flüchtete, verlief förmlich im Sand. „Thron und Altar müssen zusammen gerettet werden", hatte die Priesterpartei verkündet; aber alle andern Parteien in Spanien, die Monarchisten wie die Republikaner, waren einig im Kampfe gegen sie und die Herren im schwarzen Talare erlitten deßhalb eine schmähliche Niederlage. Ja, eine so schmähliche, daß sie sich davon wohl nie mehr ganz erholen werden, denn die bei weitem große Mehrzahl der Spanier sieht jetzt ein, daß sie die gefährlichsten Feinde der Freiheit sind.

In solcher Weise hat sich bis jetzt die spanische Revolution vom September 1868 entwickelt, und nun frage ich noch zum Schluße, wie nahm Europa diese Revolution auf? Wenn in früherer Zeit irgendwo in Europa ein revolutionärer Ausbruch stattfand; wenn ein Volk seine Ketten zerriß und eine nichtswürdige Regierung zum Falle brachte, so bemächtigte sich nicht blos der Kabinette, sondern auch der Geschäftswelt ein panischer

Digitized by Google

Schrecken. Alle Staatsmänner erbleichten, die Course fielen, die Geschäfte stockten und alle Welt ergriff Vorsichtsmaßregeln, als gelte es sich von einem ganz Europa bedrohenden Brande zu retten. Wie aber bei der neuesten spanischen Revolution? Die gesammte Presse Frankreichs, Englands, Deutschlands und Italiens begeisterte sich einstimmig für dieselbe und eben so einstimmig — mit Ausnahme allein der ultramontanen Monde in Frankreich und des Regierungsblatts des Pabstes in Rom, welche beide natürlich ein Wehegefühl erhoben — war sie in der Verdammung der erbärmlichen Königin Isabella. Ganz die gleiche Haltung nahm die Börsenwelt, dieser so leicht zu erschütternde Barometer, ein und was noch nie vorher da war, — die Herren Finanzmänner begrüßten die Vertreibung des letzten Zweigs der Bourbonen mit einem bedeutenden Steigen der Papiere. Sie gingen also offenbar von der Ansicht aus, daß eine schlechte, nichtsnutzige, für alle Wahrheit verblendete Regierung eine viel größere Gefahr für die allgemeinen europäischen Interessen sei, als eine vorübergehende Revolution, und diese ihre Ansicht blieb offenbar dieselbe, bis jetzt, denn das revolutionirte Spanien genießt eines weit ausgedehnteren Credits als das frühere reaktionäre. Endlich noch — welche Haltung nahmen die verschiedenen Cabinette gegenüber dem spanischen Umschwung ein? Jetzt vor sechs und vierzig Jahren revolutionirte Spanien ebenfalls, jedoch zu seinem Unheil, indem alsbald 100,000 Franzosen einrückten, um die gefährdeten Rechte von Thron und Altar zu retten. Dießmal erkannten die Staaten von Nordamerika, England, Preußen und Italien die provisorische Regierung alsbald an und in Folge dessen mußte selbst Napoleon III. gute Miene zum bösen Spiele machen. Er mußte erklären, daß er nicht die entfernteste Absicht habe, sich in die spanischen Angelegenheiten einzumischen, denn hätte er es gewagt zu interveniren, wie einst sein Vorgänger auf dem französischen Throne, so würden Preußen, England und Nord-Amerika ein äußerst strenges Wort mit ihm gesprochen haben.

Wir sind am Schluße angelangt. Die Spanier entledigten sich einer Dynastie, welche seit mehr als hundert und fünfzig Jahren beispiellos an ihnen gesündigt hatte. Sie waren in ihrem vollkommensten Rechte und alle Nationen nahmen daher ihre Revolution mit der größten Befriedigung auf. Möge es ihnen nun gelingen, der schlimmen Isabella alle die schlimmen Geister nachzusenden, welche unter ihren Fittichen mit wuchernder Ueppigkeit so lange das ganze spanische Staatswesen vergiftet haben! Möge es ihnen insbesondere gelingen, den schlimmsten aller schlimmen Geister zu vernichten, den hierarchisch-pfäffischen meine ich, denn die Freiheit in allen Branchen verwelkt und stirbt, wo der Gifthauch des Ultramontanismus weht!

Digitized by Google

Digitized by Google

Bei uns erscheint:

Das Damenregiment an den verschiedenen Höfen Europa's in den zwei letztvergangenen Jahrhunderten. Geschildert von Th. Griesinger. I. Reihe: „Die großen französischen Vorbilder". Volksausgabe mit 6 sehr feinen Stahlstichen in 18—20 Lieferungen auf feinem Papier und illustrirtem Umschlag à 4 Sgr. — 14 kr. rhein.

Theodor Griesinger, der durch seine volksthümlichen Schriften „Die Mysterien des Vatikan", „Die Jesuiten" ꝛc. rühmlichst bekannte Schriftsteller, hat es unternommen, den vorliegenden interessanten Stoff für das deutsche Lesepublikum zu bearbeiten. Er schildert in seiner bekannten drastischen, aber nie die Forderung historischer Zuverlässigkeit und sittlicher Würde verletzenden Weise **die Despotie der Herrscher des 17. und 18. Jahrhunderts, sowie die an den Höfen herrschende Liederlichkeit und Willkür,** welche die Unterthanen nicht als Bürger des Staats, sondern als Sklaven behandelte, und mit deren Leben, Freiheit und Eigenthum in unverantwortlicher Weise schaltete. Er zeigt uns, wie die Hauptrollen in diesen empörenden Dramen die **Maitressen** spielten, welche ihrerseits durch die niedrigsten Leidenschaften jene Despoten und durch sie das Volk beherrschten, alles Rechts- und Sittlichkeitsgefühl mit Füßen traten und so die eigentliche Ursache der Revolution wurden.

Wie der Titel zeigt, beginnt **Griesinger** seine Schilderungen mit der so sehr interessanten Geschichte **des Damenregiments am Hofe von Frankreich**, welche in 18—20 Lieferungen ein für sich abgeschlossenes, vollständiges Ganzes bilden wird.

Nachstehend das Inhaltsverzeichniß des Werkes:

I. Buch. **Die Zeiten der Lavallière.** 1. Die Heirath mit der Spanierin. — 2. Die Tage von St. Germain. — 3. Drei Proben des Selbstregiments. — 4. Der Sturz Fouquès. — 5. Versailles. — 6. Der Aufenthalt in Chambord. — 7. Eine neue Sonne und ein Sonnenuntergang.

II. Buch. **Die Zeiten der Montespan.** 1. Die Wittwe Scarron. — 2. Henry de Pardaillan de Gondrin, Marquis de Montespan. — 3. Choisy-Mademoiselle oder die Liebesnoth einer Prinzessin von Geblüt. — 4. Die Allmacht einer Courtisane. — 5. Die Kunst der Giftmischerei. — 6. Zwei Freundinnen werden Rivalinnen oder die Verwandlung der Frau Scarron in die Marquise von Maintenon. — 7. Die Fastenzeit von 1675. — 8. Ein guter Rath des Pater La Chaise. — 9. Ein neues Gestirn. — 10. Ein tragisches Ereigniß oder das schnelle Ende der Fontanges.

III. Buch. **Die Zeiten der Maintenon.** 1. Das gestohlene Straßburg. — 2. Drei Hofereignisse von europäischer Wichtigkeit. — 3. Der Widerruf des Edicts von Nantes. — 4. St. Cyr — 5. Die Zerstörung von Port Royal. — 6. Drei Hofhaltungen. — 7. Der sterbende König.

IV. Buch. **Das Zwischenreich der Regentschaft.** 1. Der Umzug nach Paris oder die Verödung von Versailles. — 2. Eine neue Erfindung der Herzogin von Berry. — 3. Die große Verschwörung. — 4. Cardinal Dubois und die Roués. — 5. Eine Pariser Straßenemeute. — 6. Die Salbung Ludwigs XV. — 7. Der Tod macht allen Plänen ein Ende.

V. Buch. **Die vier Schwestern Mailly-Nesle.** 1. Der schweigsame König oder wer herrscht in Frankreich? — 2. Eine Palastrevolution. — 3. Das Muster eines Ehemanns. — 4. Die erste der vier Schwestern oder die Gräfin von Mailly. — 5. Die zweite der vier Schwestern oder die Gräfin von Vintimille. — 6. Aller guten Dinge sind drei oder die Herzogin von Chateau-Roux. — 7. Frau von Laurezais, die vierte Schwester, oder die Geliebte von einer Nacht. — 8. Triumph der alten Liebe.

VI. Buch. **Die Zeiten der Pompadour.** 1. Der Königsbissen. — 2. Schloß Bagneux. — 3. Der Friede von Aachen. — 4. Die Familie Poisson. — 5. Die Pompadour und der Hirschpark. — 6. Der siebenjährige Krieg und der versuchte Königsmord. — 7. Das Ministerium Choiseuil oder der Sturz der Jesuiten. — 8. Die Vergänglichkeit alles Irdischen.

VII. Buch. **Die Zeiten der Dubarry.** 1. Abermals die Herren Patres vom Orden Jesu. — 2. Eine öffentliche Dirne wird hoffähig. — 3. Der Sturz Choiseuils. — 4. Das neue Regiment. — 5. Ein Tag bei Hofe. — 6. Der Triumph der schwarzen Cohorte. — 7. Das letzte Regierungsjahr Ludwigs XV.

Die Abonnenten erhalten auf Verlangen gegen Nachzahlung von 10 Ngr. — 36 kr. rh. den prachtvollen Farbendruck

Stambulia.

Die bereits vollständig erschienene Pracht-Ausgabe mit 18 feinen Stahlstichen ist in jeder Buchhandlung zu haben und kostet die Lieferung 7½ Ngr. — 27 kr. rhein.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

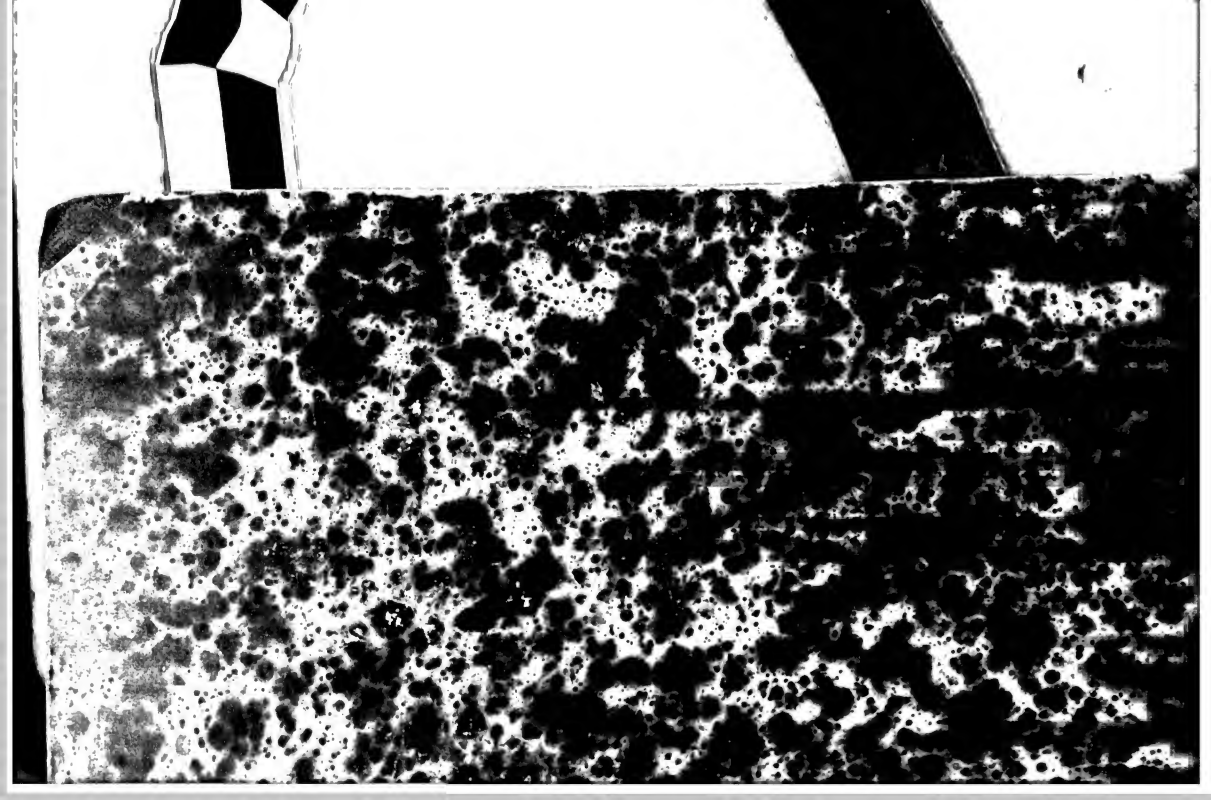
Digitized by Google

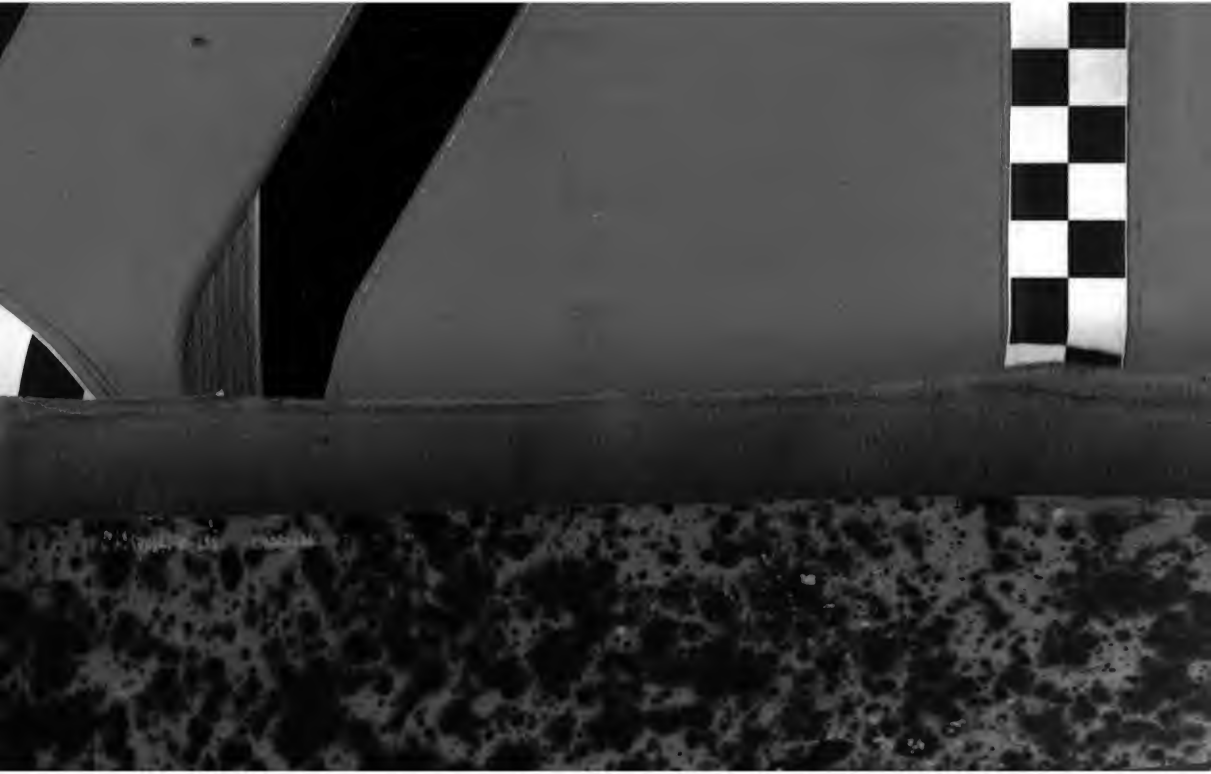
Digitized by Google

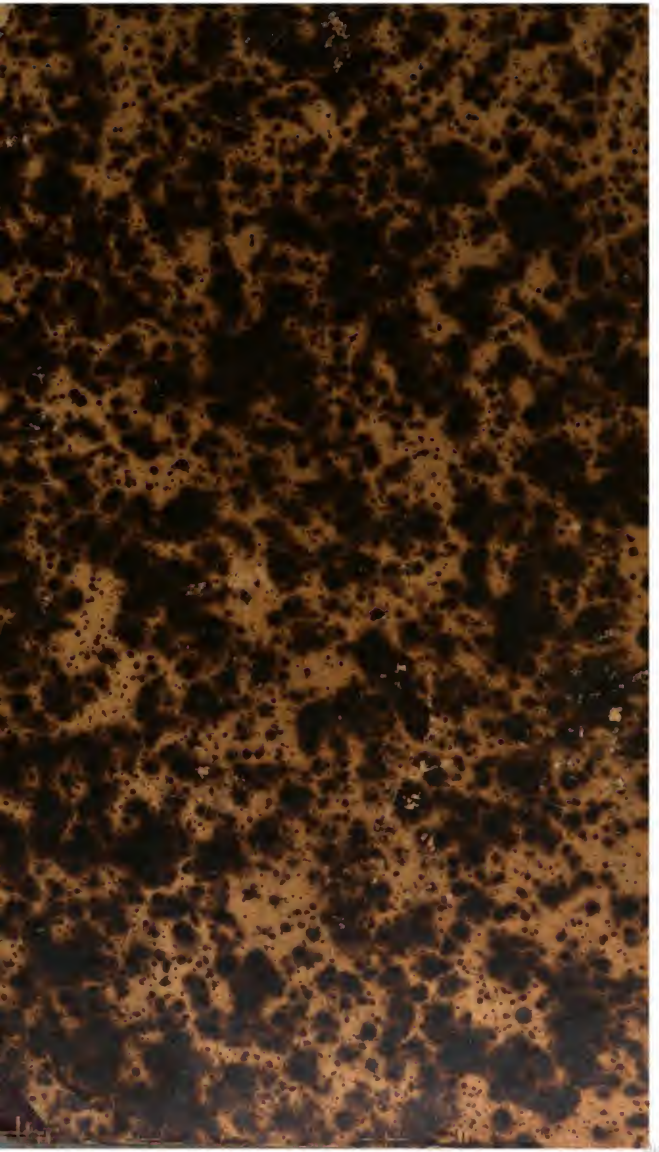
Digitized by Google

Digitized by Google

ed by Google






Digitized by Google